1074

Novellistische

Herzens- und Länderstudien.

Aus meiner Wandermappe

Von

Karl Böttcher.

Dresden,

R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhandlung.

1882.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/ausmeinerwanderm01bott

Aus meiner Wandermappe.

Aus meiner Wandermappe.

Novellistische

Herzens- und Länderstudien

von

Karl Böttcher.

Dresden,

R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhandlung.

1882.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck einzelner Abschnitte nur mit Bewilligung des Verlegers gestattet.

RBR
Jantz
#1074

Heimkehr.

Das war ein ruheloſes Wandern,
Ein Ziehen über Land und Meer,
Von einem Hafen zu dem andern,
Zu Thal vom Hochgebirge her.
Vorüber nun! . . . Im Tannendüſter
Umdämmert mich die Einſamkeit,
Und der Erinnerung ſüß' Geflüſter
Erzählt von jüngſt vergang'ner Zeit. —

Wild brauſt's umher in Urwaldsbäumen,
Wo einſt ich irrte wie verbannt,
Indeß der Sehnſucht kühnes Träumen
Zur Heimath gold'ne Brücken ſpannt. . .
Dann horch' ich, wie die Wogen rauſchen
Im Silberglanz der Sternennacht,
Matroſen „Hoiho"-Rufe tauſchen,
Bis fernherauf das Frührоth lacht.

Ich schau' Neapels Prachtgestade
Durch Nebelhauch und Mittagsgluth,
Die schroffdurchbrochnen Lavapfade,
Der Lazzaroni lust'ge Brut . . .
Ich seh' die ries'gen Gletschermauern
In ernster, starrer Majestät,
Und weihevoll ein frommes Schauern
Durchbebt das Herz, gleichwie Gebet.

Den Niagara hör' ich tosen,
Und aus dem Wirbelstrom Paris
Lockt mich's zu meiner Heimath Rosen,
Zu meiner Jugend Paradies.
Mag, wer da will, sich müde laufen
Im steten Ringen nach Genuß;
Ich bringe, fern dem tollen Haufen,
Auf's Neu' der Heimath meinen Gruß!

O deutsche Berge, deutsche Frauen!
O warmer Druck der Freundeshand!
Das Schönste, was ich mocht' erschauen,
Das ist und bleibt das Vaterland . . .
So laßt in Volkeshand mich legen,
Was in der Fremde ich erdacht,
Gefällt es nicht, denkt meinetwegen:
„Zwar gut gemeint, doch — schlecht gemacht!"

Karlsbad, im October 1881. K. B.

Inhalt.

	Seite
Eine „Tell"-Aufführung mit Hindernissen	1
Tragödie eines Kindes	10
Der Schiffsarzt	24
Auf dem Ocean	41
Der Einsiedler in Amerika	50
Eine Nacht im Schlafwaggon	58
In der Stadt Romeo's	67
Träumereien an meinem Fenster	78
Wie er Goethe sah	89
Lyrisches Intermezzo	99
Im Hochgebirg	99
Nur im Traum	100
Mein Himmelreich	101
Widerspruch	103
Auf dem Père Lachaise	104
Der Wanderer	106
Der Pfarrer von Capri	107
Neapolitanische Betteljungen	117
Italienisches Matrosenbild	124
Ein Schiffbruch	132
Moderne Liebe	141
Erinnerungen an den Laternenmann	160
Eine Sylvester-Erinnerung	170
Künstlerliebe	181
Die Großeltern	203
Sommernachtstraum	214
Geflügelte Köpfe	220
Ein Frauenherz	262

Eine „Tell"-Aufführung mit Hindernissen.

Ich sah ihn auf verschiedenen Stationen seines Lebens: damals, als ihm prunkende Lorbeerkränze zuflatterten, Fürsten Beifall klatschten, ihm in stolzer Pracht die Sterne des Ruhmes flimmerten — und damals, als seine mächtige, königliche Gestalt in fadenscheinigem Rocke und fragwürdigen Pantalons einherschlotterte und er an Tagen, wo es ihn hungerte, sich an das Versatzamt zu wenden pflegte . . . . damals ferner, als er eine schönheitstrahlende Schauspielerin im letzten Akte des „Othello", anstatt sie zu tödten, ob der sprühenden Glut ihrer Augen leidenschaftlich küßte . . . und damals, als diese sein Weib geworden und er regelmäßig in tiefer Nacht heimtaumelte, den Hut aus der Stirn gerückt, das Gesicht verstört, die stierenden Augen dämonisch funkelnd, sich ihr cynisch lächelnd näherte, um sie zu küssen mit dem Athem des Alkohols, zu küssen und zu beschimpfen in Einem . . . Ich sah ihn endlich damals, als in ihm jeder Nerv von Lebenslust und Geist zuckte, weil die sonnenbeglänzte, frühlingsprächtige Gotteswelt so blüthenvoll vor

seinen Augen lag — und o Gott! auch damals, als er zerlumpt, beschmutzt, kalt, pulslos, verdorben, an einem nebelschweren Herbsttag — ein Wirbelwind von Blättern und Staub durchfegte die Stadt — am Wege gefunden wurde und wunderschöne Nekrologe berichteten, daß Wilhelm Kläger, der großartige Künstler, der geniale Charakterdarsteller, gestorben sei . . .

Ruh' sanft! schlaf' süß! mein lieber Wilhelm. Du trugst die Krone des Genies, das Tausende von Herzen erregter klopfen und noch einmal so viele Augen brennender blitzen ließ — aber auch des Genies, das im aufsprühenden Uebermuth gar tolle Fahrten inscenirte und in die öden, langweiligen Puszten des Philisteriums einen erfrischenden Hauch brachte.

Einen solchen Streich will ich in Folgendem erzählen.

* * *

„He mal, Sie, Gretel! — die Gedanken wieder in der Kaserne . . . Donnerwetter, kein Thränchen Wein mehr!" . . .

Mit volltönender, dramatischer Stimme rief er es in die von bläulichem Cigarrengewölk durchschwebte Kneip-Atmosphäre, und eine Meute weingerötheter Gesichter lachte Beifall.

Das waren Leute, die den Kampf um's Dasein von der Zuschauer-Loge aus beobachten konnten, weil sie es bis zu einigen Gläsern vom Besten täglich gebracht hatten; Leute, denen es „verflucht egal" war, wenn sich da oben an der Newa Fortschritt und Freiheit in trostlosen Situationen befanden oder weit hinter schneeigen Gebirgen

eine effektvolle Todschießerei in Scene oder gar ein Thron aus dem Leim ging; Leute, die sich bei aufwirbelndem und verhallendem Gelächter, beim Klingen der Gläser, beim Anhören von Kläger's Anekdoten am wohlsten fühlten.

Unter diesen thronte er. Seine Witzraketen zischten auf wie der Champagner, dessen Kobolde knallend aus den silberköpfigen Flaschen sprangen, leuchteten wie sein blendendweißes Chemisette.

Und er trank und lachte und lachte und trank . . . trank in langen Zügen, trank immer noch eins und noch eins und machte nach jedem langen Zug ein Gesicht, als hätte ihm die herrlichste Jungfrau einen Kuß gegeben.

Draußen an der Straßenecke erzählte unterdeß die grüne, gaslichtbeschienene Affiche, daß am Abend „Tell" gegeben werden sollte. Da stand gleich am Anfang des Personenverzeichnisses:

Geßler, Reichsvogt in
Schwyz und Uri . . . . . Herr Wilhelm Kläger

da schrittelte bereits zu Fuß oder galoppirte im Wagen hellflammende Kunstbegeisterung, durstige Neugier, elegante Koketterie ins Theater.

Mein Gott, es war auch die höchste Zeit! Oben auf dem alten Thurm, der so gespenstisch in's Dunkel hinaufragte, skandalirte es schon sieben Uhr.

Zwei Theaterdiener erschienen nacheinander, um Kläger abzuholen.

„Geht, geht, Kinder," sagte er ihnen, „hab' erst im dritten Akt aufzutreten und zieh' mich schneller an, wie so eine bis über die Ohren geschminkte Sängerin."

Dann starrte er melancholisch auf den Goldgrund seines Glases und entwickelte mit schwerer Zunge den Unterschied zwischen einem Weibe, das liebt, und einem Weibe, das geliebt wird. . . .

Endlich erhob er sich.

Alle Wetter, wie er schwankte, sich auf den Füßen balancirte, jetzt einen Schritt nach Westen und einen nach Osten machte! . . .

„Kinder," sagte er zu den Zechgenossen, „heute ginge ich am liebsten gar nicht in die Komödie."

„Aber, Donnerwetter, Wilhelm, so bleib' doch da!" schallte es fast einstimmig.

„Das geht nicht, Kinder, geht nicht . . . . Habt Ihr schon einmal eine „Tell"-Aufführung ohne Geßler gesehen?"

„Ah, bah!" brummte eine Stimme, „da mögen sie sehen, wie sie das anstellen. . . . Wilhelm, Du bleibst hier, wir lassen Dich nicht fort."

„Bravo! Bravo!" brüllte es durcheinander, „Wilhelm bleibt hier! Bravo!"

Kläger überlegte. . . .

„Kinder!" sagte er nach einer Pause, „hingehen muß ich; aber ich verspreche Euch, daß die Vorstellung nach einem Stündchen zu Ende ist. Dann kneipen wir weiter."

„Wie willst Du das machen?"

„Werdet Ihr sehen, wenn Ihr mitgeht."

Alle waren bereit. Sie traten aus der weindurchhauchten Atmosphäre hinaus in die kühl wehende Abendluft. Gewiß war auch diese schuld, daß ihnen Alles so eigenthümlich vorkam. Die Laternen auf ihren Pfählen

erschienen wie tanzende Elfen; die wisperten so fröhlich, umwogten sie lustig in geheimnißvollen Bahnen . . . Dort der Brückenbogen spannte sich so impertinent über das dunkle Wasser, und der Mond machte ein so bedenklich dummes Gesicht hinein . . . Die verschwommenen Linien der Häuser liefen so närrisch ineinander, bildeten wundersame Nasen, kokette Schnurrbärte, blinzelnde Augen, schüttelnde Köpfe.

Nun, das thut Alles nichts, meine Herren, aber nur immer hübsch gerade gehen, hübsch stramm und nicht die Polizei ansprechen.

Und nun waren Alle in dem starkbesuchten Theater. Es ist ein prächtiger Anblick so ein tausendköpfiges Publikum, so eine bis an den Plafond aufgestaute Aufmerksamkeit, in der die hübschen Mädchen — schön vom Ende der zierlichen Stiefelchen bis zu den obersten Blumen der wallenden Haare — als holde Verzierungen erscheinen.

Die Aufführung ging wacker vorwärts. Der See hatte bereits, sein Opfer verlangend, gerast; Frau Gertrud unter der Linde an der Menschlichkeit gezweifelt; Tell nicht an die Angst der Hausfrau daheim gedacht; Rudenz, umstarrt von Felsabgründen, den theuren Augenblick ergriffen und Bertha seine Liebe gestanden, ohne in der Coulissen-Wildniß einen Zeugen zu fürchten . . . Das Leuchten der weißen Gletscher und Eisberge im Mondlicht war auch vorbei. Der dritte Akt hatte begonnen.

Da —

„Platz! Platz dem Landvogt!"

tritt Kläger auf.

Wie stramm er dort stand! . . . wie ernst sein Gesicht blickte, durch dessen Adern das vom Wein erhitzte Blut schneller rollte! . . . wie sympathisch seine Stimme klang, und wie spannend erregt im Parterre die Freunde auf den Jux warteten! — — Doch hören wir auf die Vorstellung:

Geßler-Kläger:

. . . . . Du steckest
Noch einen zweiten Pfeil zu Dir. — Ja, ja,
Ich sah es wohl. — Was meintest Du damit?

Tell.

Herr, das ist also bräuchlich bei den Schützen.

Geßler-Kläger.

Nein, Tell, die Antwort lass' ich Dir nicht gelten;
Es wird was Ander's wohl bedeutet haben,
Sag' mir die Wahrheit frisch und fröhlich, Tell.
Was es auch sei, Dein Leben sichr' ich Dir.
Wozu der zweite Pfeil?

Tell.

Wohlan, o Herr,
Weil Ihr mich meines Lebens habt versichert,
So will ich Euch die Wahrheit gründlich sagen:
Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Eurer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt!

Da tritt Geßler-Kläger dicht an Tell heran, klopft ihm treuherzig auf die Schulter und sagt:

So, lieber Freund, gefällst Du mir gar sehr,
Und ohne aufzuschneiden sag' ich Dir,
Daß ich an Deiner Statt auch so gethan.
Drum höre jetzo meinen weisen Rath:
Was willst Du erst auf wildem See 'rumtreiben?

Was in der hohlen Gasse auf mich warten
Und eine Menge schöner Zeit vertrödeln? . . .
Schon jetzt erlaub' ich Dir, nach Haus zu geh'n.
Sag' Deinem Weib, ich laß sie freundlich grüßen,
Und schenk' es Dir, mich heute zu erschießen.

Und nach diesen mit Emphase in das Publikum hineingeschmetterten Worten schritt Kläger mit großen, dramatischen Schritten über die Bühne, als hätte er einen regelrechten Abgang und verschwand in den Coulissen.

Wenn sich jetzt das Publikum einige Augenblicke selbst gesehen, es hätte geglaubt, daß es ein Sammelsurium von lauter dummen Gesichtern sei; denn Alle waren, was man so „paff" oder „perplex" nennt.

Dann brach ein wilder Sturm los. Pfeifen, Zischen, Stampfen, Krähen flossen unharmonisch ineinander, und unter dieser erhebenden Musik fiel der Vorhang. — —

Die Vorstellung war zu Ende, Kläger aber erschien an diesem Abend nicht wieder in der Weinstube.

Jeder andere Schauspieler wäre nun sofort entlassen worden. Mit einem Künstler von der Bedeutung Kläger's konnte man aber doch nicht so schnell aufräumen. Durch sein baldiges Auftreten als König Lear, eine seiner Glanzrollen, sollten die Wogen des Unmuthes wieder geglättet werden; denn die gingen gar hoch, da auch die Journale nicht versäumt hatten, nachzuweisen, daß man eigentlich einer gebildeten Theater-Gemeinde solche Ungezogenheiten, wie sie Kläger servirte, nicht bieten dürfe.

Deshalb war auch schon lange vor Beginn der „Lear"-Aufführung Alles ausverkauft.

Kläger erschien auf der Bühne.

Wie eine hereingebogene Wasserhose über ein Schiff, senkte sich eine Salve von Pfiffen und Zischen auf die Szene.

König Lear wurde jedoch durchaus nicht verlegen. Ruhigen Schrittes holte er aus den Coulissen einen Stuhl, stellte diesen vor den Souffleurkasten, setzte sich, die Arme ineinander schlagend, darauf und blickte gleichgiltig in das Publikum.

Als der Lärm verstummte, sagte er mit fester Stimme:

„Ich bitte fortzufahren, meine Herrschaften, die Szene war vortrefflich einstudirt . . . ganz vortrefflich; bisher habe ich das Vergnügen gehabt, Ihnen Komödie vorzumachen und bin deshalb sehr dankbar, wenn Sie mich ablösen. Ich bitte also fortzufahren!"

Es war plötzlich mäuschenstill geworden, still wie an einem schwülen, brennendheißen Sommertag in der Nachmittags-Predigt.

Der Regisseur erschien und fragte, ob die Vorstellung noch in Scene gehen sollte. Einstimmig wurde dies verlangt.

Wie Kläger nun spielte, werde ich in meinem Leben nie, nie vergessen. Auf den Schwingen gottbegnadeter Kunst trug er die Seelen von der lauten Welt nach jenen reinen Himmeln, zu denen unsere Augen aufblicken sollen, wenn ein paar Tropfen zu viel darinnen stehen. Es war ein herrlicher Anblick, als alle Lippen, die erst gezischt, überwältigt von der Majestät des Genies, in begeisterten Beifall ausbrachen, als sogar Blumen und Lorbeerkränze fielen. —

Ja, Wilhelm, Du warst ein gewaltiger Fürst, der mit unsichtbarem Zauberstab über jene herrliche, goldene, unsichtbare Welt gebot, die man — Menschenherz nennt.

Und doch ward die schöne Frühlingsnacht dieses Künstlerlebens so trüb . . . die glitzernden Sternenbilder welkten . . . Nachtgedanken schossen auf, und sie hatte mehr Gewölk, als zu einem schönen Abendroth vonnöthen, mehr Regen, als etwa ein Regenbogen im Mondschein braucht.

Armer Wilhelm!

Immer tiefer und tiefer gerieth er in die Irrgänge des Trunkes, immer seltener wandelte er die Blumenpfade wahrer Kunst. Nur manchmal leuchtete noch sein Genie durch die Nebel des Branntweins auf, wie ein farbenprächtiges Feuerwerk in schwarzer Nacht, schön, sprühend, majestätisch, aber rasch im Dunkel versinkend.

Dann fand man ihn todt am Wege, und poesiedurchhauchte Nekrologe großer Zeitungen sprachen von einer verblühten Sonne, von einer Krone, die vom Haupte eines Königs gefallen, von einem Schwert, das aus der Hand eines Feldherrn gesunken, von einem herrlichen Tempel, der in Trümmer gestürzt. . . .

Tragödie eines Kindes.

Leise, ganz leise war er eingetreten, und trotzdem sie immer noch schlief, konnte er sich doch nicht entschließen, wieder davonzugehen. Die Hände über die Brust gekreuzt, die müden Blicke nach dem Fauteuil gerichtet, belauschte er ihren ruhigen, traumumwobenen Schlummer.

Er liebte es, zuweilen schlafende Menschen zu beobachten, den Ausdruck zu studiren, den der stets wache Geist, frei von dem Zwange des Körpers, den Zügen des Gesichtes aufprägt ... die zusammenhanglosen, verworren klingenden, schlafbefangenen Worte zu behorchen, wie sie buntglitzernde Spiegelungen der Phantasie auf die Lippen drängen. Und er, der reiche englische Lord Seamour, hatte während seines tollen Lebens Gelegenheit gehabt, die verschiedensten weiblichen Gesellschaftsklassen zu beobachten: die höchsten Grisetten wie die niedrigsten Gräfinnen, die edelsten Blumenmädchen wie die gewöhnlichsten Herzoginnen.

Starr ruhten die müden, wässerigen Augen auf dem jungen, blühenden Leben, das sein schönes Haupt in die

schwellende Lehne des blauseidenen Fauteuils vergrub. Dann ging ein eisiges Schauern durch Seamours Körper, als von den Lippen der Schlafenden ein gewaltsam sich entringendes Schluchzen durch das Gemach klagte, dem ein leises Zucken des Gesichts, eine schwache Bewegung der Hände folgte ... und dann war es wieder still, ganz still — nur das ruhige, tiefe Athmen des schönen Mädchens im Schlaf....

Der Lord blickte um sich. Gewiß ein traulich-schönes Gemach, das er ihr gegeben hatte.

Die hellen, blauen Atlasvorhänge, die zartdessinirte Tapete, die zierlich-bequemen Möbel, der weichflaumige Teppich, in der Ecke drüben das stilvolle Piano, auf welchem einer japanischen Vase ein Kamelienbouquet entquoll, aus weißen Kamelien, nur in der Mitte eine rothe, tiefrothe; die hübschen Bilder an den Wänden, dort Romeo, die Strickleiter hinaufklimmend zu seiner Julia, an der anderen Seite Paul und Virginia, sich innig küssend; am Kamin die reizenden, kleinen Marmorskulpturen, die Jahreszeiten in lieblichen Frauenbüsten symbolisirend; am Tische Psyche mit dem unbarmherzigen kleinen Gott, dessen Pfeile so gefährlich verwunden, und daneben große, prachtvoll gebundene Bücher, Lieder der Liebe und anmuthige Märchen, so treu erzählt, als wären sie wahr ...

Gewiß ein Prunkgemach für die Fieberatmosphäre der Liebe, wie es die glühendste Phantasie nur zurecht träumen konnte.

Und doch fühlte sich seine schöne Bewohnerin so arm, so bettelarm ... so vereinsamt und mutterseelenallein!

Ach, wenn man sie betrachtete, die feinen, braunen, von Anmuth leuchtenden Züge, überstrahlt von den dunklen Flammen eines bestrickenden Augenpaares und umflossen von einer Fluth braunschwarzen Haares — eine wogende egyptische Nacht des Liebeszaubers — und dann erwog, daß dieses Herz so heimwehvoll, diese Brust so sterbensmatt und diese Lippen so vereinsamt waren ... es machte einen herzerschütternden Eindruck!

Mittags hatte sie sich in den Fauteuil gelehnt und schlief nun schon seit zwei Stunden. Und immer war der Schlummer durchwoben von Schluchzen, Erbeben, sanften Erschütterungen, bis endlich ein leises Lächeln über die halbgeschlossenen Lippen huschte, so innig, so herzbezwingend, wie es der Künstler in ein Engelsköpfchen pinselt, wenn es zur Madonna aufschaut ...

Gewiß, jetzt endlich war sie ihr im Traume wieder erschienen, die verlorene Heimath, die weit von ihr als trotzendes Eiland draußen im Meere liegt.

O, es waren immer noch dieselben melancholischen Felsen, die ihren dunklen Schatten auf die Fluth werfen, dieselben langen Gräser, die immer so unruhig im Seewind zittern ... dieselben Klippen, von denen am Morgen, wenn das Meer zu schimmern beginnt, sich die Seevögel mit langen Flügelschlägen hinabstürzen in die Wellen, und am Abend einsam ruhen auf den Steinen, verlorne Laute ausstoßend, melodielos wie das Geräusch des Wassers ...

Und wie anziehend war diese Felsenheimath im Halbdunkel des Mondes, wenn um die düsteren Kaps Lichter

aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sternengleich bald wieder verschwanden, bald wieder erglänzten, eins um das andere, das dritte und das vierte, hier noch eins, und dort am Kap wieder eins um das andere . . .

Wie Geisterchöre erstorbener Nachtigallen zog jetzt das alles, alles als süße Erinnerung durch ihren Traum.

Lord Seamour blickte immer noch hin. Sein Gesicht war finsterer geworden, finster wie das Antlitz eines besiegten Generals am Abend seiner Niederlage. Und er, der den Namen Gottes nur nannte, wenn er ihn lästerte und jedes höhere Streben schon längst als unnützes Gepäck über Bord geworfen hatte, zitterte zum erstenmale.

„Ich hab' ein Menschenherz zertrümmert! . . . ein Menschenherz zertrümmert!" hauchten seine bleichen Lippen.

Weshalb das so geworden? . . . Wie das Schicksal Trauer und Einsamkeit um Elvira, die jetzt kaum sechszehn Jahre zählte, verbreitet? — — versetzen wir uns einige Zeit zurück!

* * *

An der Küste Italiens, im blauen Tyrrhenermeer, stand auf einem wildzerklüfteten, röthlichen Felsen ein Leuchtthurm, zu dem man von dem schroffen Strande aus nur auf einem langen, schmalen Steindamm gelangen konnte.

Die wettergrauen, epheuumrankten Mauern des Thurmes, die so trotzig in den unermeßlichen Wasser- und Lichthorizont hinausblickten, wurden nie von dem Lärm der Welt aus ihrem Hinbrüten geschreckt, und Oede und Einsamkeit, hier brüderlich zusammenhausend, fühlten sich erst

recht behaglich, wenn der Sturm seine schaurigen Melodien über das Wasser heulte, das Meer brüllte und weißen Schaum an die Klippen schleuderte.

Dann wurde das faltige Gesicht Giovannis, der im Leuchtthurme eine bescheidene Wohnung hatte, um Tag für Tag die große Laterne anzuzünden, ernster, obgleich er diesen ewig gleichen Meerliedern schon seit frühester Jugend gelauscht hatte, während Elvira, seine zwölfjährige Tochter, die einsamsten Felshalden, auf denen sie so oft spielte, verließ und zum Vater sprang . . .

So lebten die Beiden da draußen, weltvergessen, ihr einsames, monotones Leben . . . einsame Freud', einsames Leid, nur daß letzteres sich immer am aufdringlichsten zeigte.

Einmal sogar hatte es auf lange Zeit die Oberherrschaft erzwungen. Da hatte der Tod der Einsamkeit einen Besuch gemacht und Elviras Mutter mitgenommen, so daß damals die Seevögel auf ihren Felsen ganz erstaunt waren, als vermummte Männer eine schwarze Truhe aus dem Leuchtthurme schafften und der Vater und Elvira so traurig nachfolgten . . .

Das war aber jetzt vorbei. Der Schmerz um die Verlorene hatte sich in beiden Herzen in die geheimsten Falten zurückgezogen, aus denen er nur in geweihten Momenten hervorbrach. Elvira war sogar seitdem zu einem frühlingsprächtigen Mädchen erblüht, thaufrisch wie eine den Staubwirbeln der Welt entfernte Waldblume. — — —

Auf Meer und Land lag ein wundersüßer Herbstnachmittag. Drüben die Felsen, weiter aufwärts der kleine Laubwald, hoch oben die Weinberge — das alles

schwamm in Sonnenschein. Dazu blickte der Himmel in so reinem Blau auf das glänzende Antlitz der sterbenden Natur, daß von dem Heimweh, welches in Herbsttagen durch die gelben Blätter geht, nichts zu spüren war.

An diesem schönen Nachmittag entschloß sich der Vater, nach dem nächsten, am Strande gelegenen Oertchen zu gehen, um Brot zu holen, welches seit gestern in der Wohnung fehlte. Er versprach Elvira, so bald als irgend möglich, bestimmt aber bei Anbruch der Dunkelheit zurück zu sein, nahm den Korb und entfernte sich. Das Mädchen sah ihm von dem runden Fenster der Thurmwohnung aus nach, wie er so rüstig auf dem Steindamm dahinging, bis er ihren Augen entschwand; aber sie fürchtete sich nicht. Wußte sie doch sicher, daß er vor Beginn der Dämmerung zurück sein mußte, um die große Laterne des Leuchtthurmes anzuzünden . . .

Einige Stunden waren vergangen. Giovanni hatte seine Einkäufe beendet, ein paar bekannte Gesichter aufgesucht und dann schnell den Rückweg angetreten.

Eigenthümlicherweise brach heute das Halbdunkel rascher herein als sonst. Zudem hatte sich ein leiser Wind erhoben, der feucht und kalt vom Meere her blies.

Der Alte lief, so schnell es die Last seines Korbes erlaubte und erreichte bald den tief in den Felsen eingehauenen Fußpfad der nach dem Steindamm hinabführte. Hier war es schon so dunkel, daß er nur langsam vorwärts gelangen konnte.

Wie er so durch die Stille der Felsen dahinschritt,

hörte er auf einmal einen schrillen Pfiff. Dazu erschollen die Worte:

„Er kommt! . . . Er kommt!“ . . .

Augenblicklich sah er sich von vermummten Gestalten umringt, gepackt, nach kurzem Kampf zu Boden geworfen, an Händen und Füßen gebunden, geknebelt. Dann wurde er hastig nach dem Steindamm geschleppt und dort liegen lassen.

Er übersah sofort das grausig Mißliche der Situation. Kalter Schweiß überlief seinen Körper. Aber was konnte er thun? Die vermummten Gestalten waren Strandräuber, welche Giovanni die Rückkehr deshalb unmöglich machten, damit er die Laterne des Leuchtthurmes nicht anzünden konnte.

So mußte das in dieser Nacht kommende Schiff mit Hilfe des anziehenden Sturmes an die Felsen gerathen und sich ihnen günstige Gelegenheit zum Raube bieten. — —

Unterdes war die Dunkelheit hereingebrochen. Der flammende Sonnenball hatte sich majestätisch in's Meer gesenkt, als wollte er den ganzen Himmel mitziehen, das Abendroth war verlöscht. Von Westen her blies der Wind immer stärker, die Wellen sprangen plätschernd und kichernd an den Felsen empor.

Elvira wartete und wartete auf den Vater . . . Wie lange der heute war, als wollte er gar nicht kommen! Wohl zehnmal lief sie an's Fenster, wohl zehnmal blickte sie umsonst in's Leere. Die Angst in ihrem Herzen begann zu wachsen. Hu, wie schaurig es ihr jetzt in dem

gewaltigen Thurm war, in welchem sie sich ganz allein befand!

Aber nein, nein! ... Sind das nicht Tritte? ... Er kommt! er kommt! ...

Ihre aufgeregte Phantasie hatte sie getäuscht, und die Angst wurde größer ... größer. Zudem schlug draußen ein Sturmvogel mit seinen Flügeln an das erleuchtete Fenster, das Ganze noch unheimlicher machend.

Aber jetzt ist es keine Täuschung ... Gottlob! endlich, endlich! Die Thür unten hat sich bewegt! ...

Er kam doch nicht!

Der Wind war nur mächtiger geworden, hatte die Thür des Leuchtthurms aufgerissen und drehte sie melancholisch in ihren verrosteten Angeln.

Sie hält den Athem an ... sie horcht ... sie horcht — er kommt nicht!

Jetzt drängten sich Thränen in ihre Augen, sie fing bitterlich an zu weinen. Und indem sie weinte, dachte sie an ihre Mutter, die früher mit ihr allein gewesen, wenn der Vater nach dem Lande ging.

Aber jetzt ... jetzt — unten klopft's — — umsonst! Das letzte Fünkchen der Hoffnung erlosch in ihrem Herzen. Die Thränen versiechten, ihre schwarzen Augen starrten lange, lange vor sich hin, während das Herz fieberhaft pochte.

So saß sie wohl eine halbe Stunde ... still, unbeweglich, wie eine schmerzerfüllte Marmorstatue.

Plötzlich schreckte sie empor und warf einen Blick nach außen. Da gähnte rabenschwarze Nacht, raste der

Sturm, tobte das Meer, hallte es schaurig wieder von den Felsen.

Jetzt war es unmöglich, daß der Vater kommen konnte; denn die Wellen jagten zu Zeiten des Sturmes zornig über den Steindamm hinweg, Alles mit sich ziehend, was in ihr Bereich kam.

Elvira ergab sich in ihr Schicksal. Aber die Laterne! die Laterne! schrie es in ihrem Herzen auf ... und dann erwog sie, wie der Vater seit dreiundvierzig Jahren jeden Abend die Flamme angezündet ... wie er ferner durch diese scheinbare Pflichtverletzung seine Stelle verlieren und das ankommende Schiff zertrümmert werden könne ... wie dann weiter Noth und Elend den Vater überfiele, Hunger, der so schmerzt, verborgner Kummer, der so bleiche Wangen macht.

Ihr Gesicht hatte den Ausdruck eines trauernden Engels, als sie so angstvoll um den Vater bangte. Auf einmal aber nahmen die Züge etwas Energisches an.

„Wie," dachte sie, „könnte ich nicht selbst die Laterne anzünden und dem Vater das Amt und viele Menschenleben retten? Doch es wird nicht gehen, die Leiter, welche der Vater jeden Abend benützt, ist so schwer und die Laterne gar hoch; aber ich will's versuchen ..."

Mit nicht wenig Anstrengung brachte sie die Leiter herbei, stieg zitternd hinauf, stand endlich, müde und mit kaltem Schweiß bedeckt, oben, trat auf der letzten Sprosse noch auf die Fußspitzen — aber bis zur Laterne konnte sie nicht reichen.

Was war da zu thun?

Traurig kletterte sie wieder herab und blickte überlegend um sich. Da fielen ihre Augen auf einen kleinen Tisch, an dem sie früher so oft gespielt, während die Mutter mit glückstrahlendem Lächeln dareingeschaut hatte. Ob der kleine Tisch nicht helfen könnte! . . .

Sie schob ihn behutsam an die Wand, stellte mit Aufbietung aller Kräfte die Leiter darauf und begab sich zum zweiten Male auf den nun gefahrvollen Weg.

Hu! wie das schwankte und bebte! Aber vorwärts! . . . weiter . . . weiter! Jetzt hat sie die letzte Sprosse erreicht, stellt sich abermals auf die Fußspitzen — — o Himmel, es fehlt noch immer ein Stückchen!

Hastig, fast unvorsichtig, stieg sie herab und blickte thränenden Auges um sich. Da gewahrte sie in der Ecke die große, dicke Bibel, aus der ihr die Mutter das Lesen gelernt, so oft Geschichten erzählt und die Bilder gezeigt hatte, und ein Strahl der Freude schoß aus den feuchten Augen.

Schnell hob sie die Bibel auf den Tisch, stellte die Leiter auf die Bibel, und wollte nochmals emporsteigen, kehrte jedoch, auf der ersten Sprosse angelangt, wieder um und blieb sinnend stehen . . .

„Mein Gott," bebte es in ihrem Herzen voll kindlicher Angst, „auf die Bibel will ich treten; ist das nicht ein Vergehen, eine Sünde? Aber nein, draußen grollt das Meer, rast der Sturm . . . da gilt es, Menschenleben zu retten, und der Vater! . . . der Vater! . . . da würde die Mutter selbst so handeln."

Und schnell stieg sie hinauf, erhob sich wieder auf

der letzten Sprosse, strich die Zündhölzer an, streckte sich weit nach oben, und plötzlich — wie Blitze durch die Finsterniß, schossen die Strahlen durch die Krystallgläser.

Thränen der Freude entstürzten Elviras geblendeten Augen.

* * *

Das Schiff war wirklich gekommen.

Die Wellen rollten zuweilen über das Verdeck, die Masten tauchten in die Schaumkämme, das ganze Fahrzeug war ein Spiel der Wogen, die es von einem Fluthberg zum andern schleuderten.

In der Finsterniß sah keiner von den Passagieren das schreckliche Antlitz des anderen, und ihr banges Gestöhn verhallte über den Wogen. Die Todesangst hatte sich in alle Kajüten geschlichen, alle Herzen erschreckt, alle Gesichter gebleicht.

Auf dem Verdeck arbeiteten die Matrosen in fieberhafter Erregung. Ein irrer, durch die zerrissenen Wolken dringender Mondstrahl zeigte einen Moment die ängstlich dareinstarrenden Augen.

„Donnerwetter, ruhig, ruhig, Kinder!" kommandirte energisch ein alter Matrose . . . „Heftiger kann der Sturm nicht werden . . . nur dann ist uns Gefahr, wenn wir in die Nähe der Felsen kommen; aber der Teufel hat schon gesorgt, daß wir uns noch auf offenem Meere befinden, sonst müßten wir doch den Leuchtthurm sehen."

In diesem Augenblicke war es, als Elvira die Lampe anzündete und die Strahlen über das Meer hinschossen.

Ein furchtbarer Schreckensruf! . . . Eine martervolle Minute des Entsetzens; denn in einiger Entfernung erblickten die Matrosen die dunklen Umrisse der starrenden Felsen. . . .

Aber die furchtbarste Todesangst verlieh ihnen Kraft, das Schiff auf das offene Meer zurückzubringen und so ihr Leben zu retten.

Die Strandräuber erblickten das Licht auch, wetterten wüthend einige Flüche in der Nacht, konnten sich aber nicht erklären, wer ihre Hoffnungen vereitelt.

Nur der Vater konnte die brennende Laterne nicht sehen. Die Wellen hatten ihn vom Steindamm fortgetragen, weit, weit fort, wohin? — sie wußten es selbst nicht. Eben so wenig kümmerte es sie, daß sie Elvira nun ganz zur Waise gemacht hatten; ähnliche Streiche waren von ihnen schon oft ausgeführt worden. — —

Am Morgen war das Meer still und feierlich wie ein sanftes Frauenherz, das nach wilderregten Träumen aufwacht. Die Sonne schimmerte und funkelte auf die kleinen Wellen, darüber blaute der herrlichste Himmel.

Das Schiff war endlich an's Land gekommen. Ein Sturm der Freude und des Staunens ging durch die Herzen der Passagiere, als sie hörten, daß sie ihre Rettung Elvira zu verdanken hätten.

Ja, Lord Seamour, der sich auf dem Schiffe befunden, um seine italienischen Besitzungen wieder einmal aufzusuchen, erklärte sofort, daß er Elvira in seine Villa nehmen und für sie sorgen wolle. . . .

Das arme Kind willigte ein.

* * *

Vier Jahre sind vergangen. Elvira war während dieser Zeit zur herrlichsten Jungfrau erblüht.

Sanftere Augen hatten wohl nie zum Himmel geschaut, eine reinere Stirn sich nie träumerisch geneigt, ein süßeres Lächeln nie die Welt berückt. Aber ihr Herz schlug so sehnsuchtskrank, so sterbenswund. Wo war sie unter den fremden Menschen nur geblieben, die Liebe, die immer aus dem treuherzigen Gesicht des Vaters gestrahlt? Das Mädchen lauschte Tag und Nacht dem Läuten des Glückes . . . die süßen Laute, sie wollten ihr nicht tönen!

Und nun erst der Firlefanz, den ihr Lord Seamour immer und immer anbot: auf wieherndem Roß einhertraben, den Männern die Köpfe verdrehen, aus einer schnellen Karosse, nachlässig zurückgelehnt, auf die anderen Menschen herabschauen oder wohl gar ihn küssen! Elvira bebte zurück, wenn sie daran dachte, während ihre Gleichgiltigkeit den verlebten Lord derart erregte, daß er sich zuweilen in seinen Forderungen vergaß . . .

Mit jedem Tag wurde sie trauriger, ihr Herz vereinsamter, ihre krankhafte Sehnsucht wehmüthiger — wehmüthiger als bei einem von langer Reise zurückgekehrten Wanderer, welchen auf dem heimischen Kirchhof von allen Grabsteinen bekannte, liebe Namen grüßen . . . O, warum hält sich der Tod nur immer an die Glücklichen! —

An einem nebelschweren, traurigen Herbsttag — die Regenschauer wollten den ganzen Tag nicht enden und die Trauben hingen müde an den morschen Pfählen — war sie plötzlich gestorben.

Der Lord hatte anfangs ein Gesicht gemacht, das sehr an die handwerksmäßige Melancholie eines Leichenbitters, dem immer die Töne eines Trauermarsches in den Ohren summen, erinnerte, gefiel sich aber schon nach wenigen Stunden selbst nicht mehr in dieser Rolle.

... Fahr' wohl, ade, Du holdes Mädchen! Wenn jeder Dulder einen theilnehmenden Herzschlag verdient, so gebührt Dir eine wehmuthsvolle Thräne!

Der Schiffsarzt.

Es ist ein düsteres Bild, das ich Dir, mein Leser, jetzt enthülle. Aber so gern ich auch von guten Menschen, schönen Frauen, feurigen Weinen erzähle, so kann ich doch die vorliegenden, untilgbaren Thatsachen, die pure, nackte Wahrheit nicht umgehen, und es formt sich eben eine trübe Darstellung.

Doch Du weißt auch, wie unter der jetzigen Sonne oft die edelsten Lippen des Betruges fähig sind, so daß Einem das von so viel Lüge und Heuchelei verunstaltete Leben zuweilen anwidern könnte . . . zudem giebt es auch eine Majestät des Schmerzes, eine Glorie der Leiden, und dies mag das weniger sonnige Colorit dieser Erzählung entschuldigen . . .

Am umbuschten Elbufer schaukelte sich etwas in der Strömung. Vom Hauptstrome aus, der oberhalb Hamburg rechts bei Finkenwärder vorüberrauscht, war die Stelle nicht zu erblicken. Es liegt eine grüne Insel dazwischen, deren üppiger Baumwuchs die Aussicht auf das jenseitige Ufer versperrt. Nur ein schmaler Arm der Elbe

bespülte dasselbe hier, dem Hauptstrom in respektvoller Entfernung folgend, wie ein müder Nachzügler.

Ihm hatte der Strom weiter oben eine Leiche zugeworfen, mit der er sich selbst, nachdem die Tödtung dieses Menschen besorgt war, nicht weiter befassen wollte.

Der kleine müde Elbarm hatte die Leiche übernommen und in feierlicher Langsamkeit weiter getragen, gleich als ob er dem armen Teufel die letzte Ehre erweisen wollte. Das Gurgeln und Aufrauschen des Wassers über den Sandbänken mußte die Trauermusik ersetzen und das Gefolge von Fischen den Zug der Leidtragenden.

Eine kleine Bucht war zum Grabe ausersehen. Dort ließ ein Weidengebüsch sein zierliches Astwerk ins Wasser hängen. Aus dem weißschimmernden Kieselgestade erhoben sich einige von der Sonne verdorrte Blumen, nicht unähnlich jenen künstlichen, mit denen die Todtenkränze geschmückt werden ... Kein Vogel sang an dem einsamen Orte ...

Die mitleidige Fluth schob hier den Körper halb an's Land und setzte ihren Weg fort, um die Elbe weiter unten einzuholen und sich ihr nach vollbrachtem Liebeswerk wieder anzuschließen.

Die Strömung wiegte die Leiche bald nach dieser, bald nach jener Seite und gönnte ihr keine Ruhe.

Es war ein Mann in städtischer Kleidung mit ruhigem, sanftem Gesichtsausdruck, als wären die Schrecken des Todes nicht stark genug gewesen, um den im Vorgenusse der Erlösung aus irgend einem unerträglichen Lebenskummer verklärten Zügen ihre finstere Larve aufzudrücken ...

Kaum ein halber Tag war vergangen, seitdem die Leiche an dieser verborgenen Stelle lag, als die Stille des Ortes durch Klatschen von Ruderschlägen und menschlichen Stimmen unterbrochen wurde. Ein mit Korbflechtern besetzter Kahn näherte sich der Bucht, um Material aus dem reichen Weidenbestande zu holen.

„Alle Teufel, was ist Das!" rief einer der verwetterten rauhen Gesellen, als er des Leichnams ansichtig wurde . . .

Der Kahn kam mit kräftigen Ruderschlägen näher.

„Hu, ein Ertrunkener!" kreischte eine Knabenstimme. „Fahrt schnell zurück, holen wir die Weiden wo anders!"

„Halt's Maul, Hasenfuß!" brummte der Steuermann, ein alter Bursche von vollständig verwildertem Aussehen. „Der Todte nimmt Dich nicht mehr bei den Ohren, aber ich werd' es gleich thun, wenn Du noch einen Ton redest . . . Verstanden?"

Der Kahn stieß an's Land und wurde an den Strand gezogen, bis er fest saß.

„Ziehen wir den Todten heraus und sehen, was er in der Tasche hat; er braucht so nichts mehr zum Trinken, und uns kann's gerade passen!" herrschte der Alte vom Steuer her seine Begleiter an.

Ein junger, sonnenverbrannter Bursche wagte es, schüchtern zu widersprechen.

„Jochen," sagte er, „ich gehe nicht hin, ich fürcht' mich vor dem Todten!"

„Vorwärts! anpacken!" gab der Alte drohend zurück.

„Nehmen muß Jeder etwas, und wer's Maul aufmacht, kriegt Hiebe. Untersucht wird der Todte, und dann darf er weiter schwimmen."

Es fand sich nichts in den Taschen. Er brauchte aber auch nicht wieder fortzuschwimmen. Der Fall wurde vielmehr der Behörde gemeldet, und die angestellten Recherchen ergaben, daß der Todte Franz Lichtenfels hieß, aus einer hochangesehenen Familie Wiens stammte und „aus unbekannten Gründen" den Tod in den Wellen gesucht hatte.

Franz Lichtenfels! . . . Aus unbekannten Gründen den Tod in den Wellen gesucht! . . . Du lieber Gott!

Unter dem Eindruck dieser Nachricht schauderte ich zusammen, wie der Wald vor dem nahenden Gewitter. Hätte ich doch die Gründe der schwarzen That sofort angeben können. Denn Franz war mir von Leipzig her bekannt, wie er als lustiger Künstler im Sammetrocke einherschlenderte und die Kneiptische von seiner sprudelnden Fröhlichkeit zu erzählen wußten.

Noch heute ist mir's, als athme ich den Duft jener Wirthshausatmosphäre, als klängen mir die kräftigen Trinklieder in den Ohren, als sähe ich ihn vor Glück und Freude ob seiner Eroberungen bei schönen Frauen strahlen. Wußte ich doch auch, daß er später zwei selige Menschenherzen so namenlos unglücklich gemacht, daß sie brechen mußten!

O, es ist etwas Sonderbares um die menschlichen Schicksale, mein armer, in den Tod gehetzter Franz! . . .

Das Begräbniß fand auf einem nahen kleinen Friedhofe statt. Auch da schien es, als wäre das Vergehen des Unglücklichen noch nicht gesühnt.

Die Natur hatte die Rolle des Verfolgers übernommen. Während in der stillen Leichenhalle der Geistliche in Gegenwart weniger Neugieriger ein Gebet sprach, fiel prasselnd ein Hagelschauer nieder, der von einem wüthenden Sturme gepeitscht wurde.

Der Gang zur Grube ging deshalb nur langsam vor sich, und als der kleine Zug angelangt war, zerriß das schwarze, tiefhängende Wolkengebirge am Horizont, ein mächtiger Blitz zuckte, es entlud sich ein furchtbares Gewitter.

Der Wind riß den einzigen Kranz, mit dem der Sarg geschmückt war, ab und trug ihn weit über die verfallenen Gräber dahin.

Der Prediger, welcher auf einem feuchten Brett am Rande des Grabes stand, war in Gefahr, von der Gewalt des Windes, der den faltenreichen Talar bald flattern machte, bald weit aufbauschte, in die feuchte Grube geworfen zu werden . . .

Die Träger verließen in aller Eile den unheimlichen Ort. Nur das halbe Dutzend Neugieriger hielt dem Wetter Stand und suchte sich mit den aufgeschlagenen Kragen der schmutzigen Röcke und mit einem altersschwachen, verschossenen Regenschirm gegen den ungestümen Hagelschauer zu schützen. Der Pfarrer hielt sich tapfer am Rande der Gruft, wenn auch der heulende Sturm seine Worte verwehte oder das Rasseln der auf dem Sargdeckel niederfallenden Hagelkörner sie übertönte.

Als der Sturm etwas ausgetobt, schloß sich das Grab. Die wenigen ganz durchnäßten Theilnehmenden verließen den Kirchhof — — —

Ja, so geht es, Du arme, vom Brand der Leidenschaften durchlohte Seele! . . . So geht es, mein einst so herrlicher, überglücklicher Franz!

Im Nachfolgenden will ich erzählen, wie es möglich war, daß es mit Dir so weit gekommen . . .

* * *

Ungefähr mitten im atlantischen Ozean war's. Unser Schiff hatte jene ewig stürmische, meilenweite Strecke passirt, die von den Seeleuten „Teufelsloch" genannt wird.

Bei Gott, das war eine böse Fahrt. Wasser, Nebel, Himmel flossen ineinander, Aengstlichkeit auf allen Gesichtern ohne Erwähnung der Ursachen. Schauriges, von kurzen Zwischenräumen unterbrochenes Tönen der Dampfpfeife, Aechzen, Knirschen des Schiffes in den Wellen. Es geht nur stoßweise vorwärts. Seekrankheiten in allen Winkeln.

Endlich zertheilte sich der Nebel, ließen die Wolken den azurblauen Himmel erblicken, der dann klar und freundlich, wie ein schönes Mädchenauge, herableuchtete.

Ich saß auf dem Verdeck, schaute um mich und horchte. Die nebelfeuchten Segel rauschten schläfrig leise über meinem Haupte. Von Zeit zu Zeit zog ein schüchterner Wind durch das Takelwerk. Die Beleuchtung veränderte sich unaufhörlich, je nachdem die Sonne schien oder sich hinter den Wolken verkroch. Bald ruhte Alles im Sonnenschein, als ob es aufathme und lächle, und dann

überzog sich wieder der ganze Gesichtskreis mit einem leichten Blau. Die grellen Farben erloschen augenblicklich, die Masten standen da, glanzlos und braun, wie feuchte Erde, die noch kein spielender Sonnenstrahl berührte . . .

In die Herzen der Passagiere war augenblicklich die Freude geschlüpft. Das wogte fröhlich auf dem Verdecke auf und ab, formirte sich zu hübschen, aus Damen und Herren gebildeten Gruppen. Feurige Blicke flogen hin und wieder, zwischen einer festen Manneshand und einem zarten Damenhändchen wurden sogar verstohlene Zärtlichkeiten gewechselt.

Eine weite Perspective lustiger Stunden vor mir sehend, freute ich mich des zwanglosen Treibens, an dem ich gerade theilnehmen wollte.

Da trat ein glattrasirter Steward an mich heran.

„Verzeihen Sie, der Herr Doktor läßt Sie bitten, in seine Cabine zu kommen."

Der Schiffsarzt! . . .

Ich hatte mit dem Manne auf unserer Fahrt bereits manche Stunden angenehm verbracht, während die Rauchwolken der Havanna über den Köpfen schwebten. Selbst seine oft verpufften, höchst barocken Ansichten über Menschen und Dinge, seine melancholischen Anwandlungen hatten mich höchlich interessirt.

Einmal war ich freilich, als wir an einem kleinen Tische einander gegenüber saßen, fast erschrocken. Ich merkte, es arbeitete etwas Gewaltiges in seinem Gehirn. Sein Gesicht erbleichte, die Augen irrten unstät umher. Er wandte sich einen Augenblick ab, ein leichtes Zucken

flog um seinen Mund. Dann faßte er plötzlich meine Hand, sprach verworren durcheinander:

„Ist Ihnen auf Ihren Wanderungen nicht einmal ein Franz Lichtenfels unter die Augen gekommen? . . . Aber nein, nein, antworten Sie lieber nicht, der Teufel mag wissen, wo der Hallunke jetzt herumvagabondirt . . . Ha, ha, ha, ich glaube, Sie kennen mich bald; ich hab' ein Herz, in dem sich alles auf's Eigenthümlichste mischt: Täuschung und Glück, sonnige Tage und schmerzdurchwehte Nächte . . . Aber frei sein in der weiten, großen Welt, das ist die Hauptsache; der düstere Ozean draußen ist auch meiner Meinung. Verlassen kann ich mich, trotzdem nie fühlen: hab' ich kein Geld, so hab' ich Freunde. Was ist dies verfluchte Metall auch — Staub, Rauch, Dunst, Qualm, was Sie wollen! . . . Die Freunde freilich sind oft Schurken — nichts weiter."

Er zog die dichten Augenbrauen zusammen.

Während noch ein paar derartige Erinnerungen in meiner Brust auflebten, kam der Steward abermals auf mich zu:

„Herr Doktor läßt dringend bitten."

Ich ging hinab.

Er erwartete mich in voller Uniform an der Thür seiner Cabine. Wir traten zusammen ein. Er setzte sich auf die rothsammtene Bank, warf in einem Anschein von Mißmuth die goldbordirte Mütze auf den Tisch und fuhr sich mit der Hand durch das schwarze Haar.

„Verzeihen Sie, lieber Freund, haben Sie heute schon Champagner getrunken?" fragte er mich hastig. — „Ah

bah! und wenn Sie zehn Flaschen vertilgt hätten, jetzt müssen Sie einige Weißköpfe mit mir brechen!"

„Aber bitte . . ."

„Sagen Sie nichts, gar nichts, kein Teufel hilft Ihnen los. Ich einsamer Mensch habe das Bedürfniß, jetzt eine Stunde mit Ihnen zu verplaudern."

Der Steward trat mit drei Flaschen Champagner, auf schwarzem Präsentirteller servirt, herein.

„Aber nehmen Sie eine Cigarre!"

„Ich stehe in der Liste der Nichtraucher."

„Armer Mann! . . . in der Liste der Nichtraucher! ich könnte nicht existiren, wenn ich nicht immer in solche Rauchwolken starren dürfte. Das ist der einzige Trost für mich in diesem verfluchten Dasein . . . höchstens noch das Bewußtsein, meine Heimat auf den Wellen zu haben."

„Aber ist das nicht oft recht trüb?"

„Trüb? Blödsinn! Wissen Sie, ich passe nicht auf's Land. Ich bin einfach ein erbitterter Mensch und schimpfe und skandalire über Alles, was mir nicht behagt. Da habe ich auf dem Lande zu viel zu thun. Auf den Wellen bin ich ungenirter. Und in der That, warum sollte ich mir auch Zwang anlegen! Ich gebe nichts auf die Meinung anderer Menschen. Gehe meinen Schlendrian für mich. Ein solcher Kerl braucht wenigstens nicht viel Hirnschmalz zu haben. Wie das erquickend ist, können Sie sich kaum vorstellen . . . Doch da rede ich Ihnen eine ganze Masse Kram, der Sie vielleicht gar nicht interessirt . . . Uebrigens, wie gefiel es Ihnen in den letzten Tagen auf dem Schiff?"

„Sie wissen, ich amüsire mich prächtig . . . die hübschen kleinen Mädchen, denen man Abends in der Dunkelheit das Meerleuchten erklärt . . .“

„Offen gestanden, mir gefällt diesmal das Passagier-Publikum nicht so recht. Ich vermisse so einige pomadesirte Gecken, so einige Hohlköpfe, deren ganzes Verdienst darin besteht, daß sie nach dem Modejournal gekleidet sind, und daß sie die Cravatten regelmäßig gebunden haben . . . oder auch so einen aufgedunsteten Schulmeister, der, wenn er über Bord fällt, vor Aufgeblasenheit nicht einmal untertaucht.“

„Sie scheinen diesen Verlust fast zu bedauern!“

„Mein Gott, ich liebe in allem die Consequenz. So war es mir auf dem Lande auch nicht recht, wenn ich in einem Bauernbette schlief und darin ungestört ruhen konnte!“

Sieh' einer, dachte ich, was der für Ausdrücke gebraucht. Ich glaube an Geradheit ist er noch nicht erstickt.

„Wollen Sie meine Geschichte hören?“ fragte er plötzlich mit lauter Stimme.

Der Doktor fing immer mehr an, mich zu interessiren.

„Ihre Geschichte? Ich bitte sehr darum!“

Er sprang hoch auf, stürzte ein Glas Champagner hinunter und murmelte halblaut mit boshaft zusammengekniffenen Lippen:

„Ja sehen Sie, sehen Sie . . . warum hab' ich mich immer auf allen Meeren umhergetrieben, mit allen Vagabonden in den Hafenstädten herumgekneipt! Warum blieb ich nicht zu Hause sitzen und lernte mich in die verdammten Verhältnisse schicken! . . . Was wollen Sie, das feurige

Herz, der Stolz, die Sucht nach Abenteuern, vor Allem aber der Haß" — seine Züge nahmen bei dem Worte Haß beinahe einen teuflischen Ausdruck an — „haben mich berückt. Auch wollte ich nicht vor der Zeit in Fett verwachsen, obgleich das nach Ansicht mancher Stadträthe sehr gesund sein soll. Staunen Sie nicht über meine Logik! Indessen," fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, „wenn ich Ihnen jetzt erzähle, wie es gekommen, daß ich mir das Meer zur Heimath ausersehen, so merken Sie gleich im Voraus, daß mich der Schurkenstreich eines Menschen, der Franz Lichtenfels heißt, so weit getrieben. Dieser" — er stieß einen Fluch aus, den ich aus Anstands-Rücksichten nicht schreiben kann — „hat alles Unglück über unsere Familie heraufbeschworen, meinen Vater, meine Mutter unter die Erde gebracht, und ich werde ihnen bald folgen . . ."

Seine Augen begannen zu flimmern. Er wandte sich ab. Dann fragte er hastig: „Ich langweile Sie doch nicht?"

„Nein, gar nicht."

„Schön. Trinken Sie und hören Sie dann:

Es war ein reizendes weißes Haus, das sich in einem der Vororte Wiens, fern dem Lärm der Politik, fern dem heißen Pflaster der Straße, dem Schauplatz aufregender Zeitungsnotizen, in einem herrlichen Park versteckte. Wundervolle, hochbewipfelte Bäume, daneben kühle Fontaine, versteckte heimliche Lauben, nach denen gutgepflegte Sandgänge führten, im weiten Hintergrund tannenschwarze, von weißschäumenden Waldbächen bewässerte

Höhen — das Alles trug dazu bei, diesem prächtigen Heim den Charakter des Märchenhaften zu verleihen.

Und nun im Hause selbst: ein hochgewachsener, gesundheitstrotzender Mann — mein Vater . . . eine schlanke, lebensheitere Frau: meine Mutter . . . ein übermüthiger, toller Bursche: ich selbst. Der Harmonie dieser Seelen fehlte nichts, gar nichts . . ."

Er seufzte, machte eine Pause, dann fuhr er fort:

„Aber da brach das Unglück los. Meine Mutter liebte ein Zimmer voll Gäste über alles. Etwa zehn Personen saßen fast täglich an unseren Tischen.

Es wurde gespielt, gelacht, gescherzt, über Bismarck gesprochen, das Theater schlecht gemacht . . . Sie kennen ja solche Zusammenkünfte . . . Unter diesen Gästen befanden sich zwei Offiziere mit wohlgepflegten Schnurrbärten und etwas verlebten Gesichtern, einige Civilisten, welche zuweilen während der Unterhaltung über ihren Dickbäuchen die Daumen umeinander drehten, einige Beamte mit kleinen Händen, kleinen wackelnden Beinen und kleinem Gehalte — endlich ein Schurke, ein Schuft, ein Teufel, der in einer großcarrirten Hose aus der Werkstatt eines Pariser Schneiders stak: Franz Lichtenfels.

Wenn er da war, lebte meine Mutter ganz der Gesellschaft, ja war sogar auf eine Art fieberhaft erregt; ging er, so war ihr Interesse erloschen . . . Folgen Sie dem Gang meiner Erzählung?"

„Freilich, fahren Sie nur fort."

„Sie merken schon, wo die Sache hinaus will. Nach dem Tod meiner Mutter hab' ich in ihrem Tagebuch eine

Stelle gefunden, die lautete: „Es ist gleichsam ein Fieber, das mich ergreift. Ob ich die Krisis bestehen, oder ihr erliegen werde — ich weiß es jetzt noch nicht. Auf der einen Seite die Pflicht, die kalte, starre Pflicht, auf der andern Seite die süßeste Liebe zu Franz. O, daß ich meinen Mann noch wie ehemals liebte und nie wieder Franz sehen sollte! und doch wünsche ich auf's Heißeste, wenn er nicht da ist, daß er schnell, schnell kommen möchte! Das ist der ganze innere, mich furchtbar erschütternde Kampf. Ach, warum ist er auch in unserm Haus erschienen, warum muß in diesem schönen Körper eine so schöne Seele wohnen! Doch, wie dem auch sei, ich weiß nur eins: daß ich meinen Gatten noch immer treuinnig liebe; nur weiß ich nicht, ob ich ihn mehr liebe, als Franz —"

„Sie sehen also, zuweilen wünschte meine Mutter sich selbst aufzuraffen, sich in die frische Luft, zur Sonne, zur Freiheit emporzuschwingen. Sie versuchte, versuchte, aber der Knäuel wickelte sich nicht los, nur fester zusammen . . . Endlich, endlich, war das Furchtbarste geschehen — —"

Des Doktors Wangen rötheten sich, seine Augen hatten sich verdüstert. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Champagnergläser klirrten, ließ den Kopf sinken und schwieg . . .

Draußen rauschten die von der Schiffsschraube erregten Wogen, vom Verdeck erschallten die Klänge der Drehorgel, die Passagiere tanzten . . . Ich wagte nicht, die unheimliche Stille zu unterbrechen. Da fuhr er trübselig fort:

„In einer der Tragödien Voltaire's klagt einer darüber, daß er die äußerste Grenze des Unglücks erreicht habe. Dahin war meine Mutter alsbald gelangt. In dumpfer Verzweiflung gestand sie ihren Fehltritt meinem Vater.

Die kräftige Gestalt knickte zusammen, fiel beinahe in Ohnmacht und dann, dann — verzieh er ihr. Ich glaube, nur einmal ist das Vergehen der Mutter zwischen Beiden wieder angedeutet worden und zwar von meiner Mutter selbst. Sie lehnte an der Schulter meines Vaters und weinte.

„Was ist Dir?" fragte er.

„Nichts, nichts . . . ich kann die Liebe kaum ertragen, die Du mir durch Dein Verzeihen erwiesen; laß mich weinen oder ich ersticke."

Und ruhig ließ er sie weinen, bis sie bat:

„Spiele etwas, Karl!"

Er setzte sich an den Flügel, „Geschichten aus dem Wiener Wald" von Strauß vortragend, ein Stück, das sie über alles liebte.

Aber von da an war mein Vater ein anderer geworden. Sein steter Aufenthalt wurde der — Stammtisch in einem kleinen Restaurant. Wissen Sie, ein solcher Stammtisch ist der Inbegriff von allem Schrecklichen. Das ist der Ruin jeder selbständigen Entwickelung, ist ein ekelnder Ersatz für Gesellschaft, für Frau, für Familie. Ein Stammtisch ist die Plattheit und Langeweile unter dem Namen der Verbrüderung und Freundschaft. Vom Stammtisch ist schon manch' ehrlicher Kerl direct zum Teufel gegangen . . .

Unter dem Eindruck dieser Verhältnisse wurde mein Vater krank, schwer krank. Trotz der eifrigsten, liebevollsten, fürsorglichsten Pflege seitens meiner Mutter kam er dem Tode nahe.

In einer Nacht wurde ich geweckt und an sein Krankenlager geführt.

Die Mutter lag vor dem Bett auf den Knieen und schluchzte und stammelte Gebete. Das Licht beleuchtete ihr verweintes Gesicht und das fieberheiße, glühende Antlitz des Vaters, der todtkrank war. Er phantasirte, redete irre:

„Wo ist der Schuft ... der ... der mein ganzes Glück ... zertrümmert ... hinaus aus meinem Haus! ... aber Verzeihung, Verzeihung ... Verzeihung für sie! ..."

Die krankhaft zitternde Stimme verhallte in der Stille des Zimmers, während sich die Brust hob und senkte. Er starrte plötzlich lange vor sich hin; das Fieber schien ihn weniger zu quälen.

Ich trat an ihn heran und ergriff seine Hand. Mit einem unbeschreiblichen, mir ewig unvergeßlichen Blick tiefinniger Rührung schaute er mich an. Plötzlich aber machte er mit der Hand eine abwehrende Bewegung und lispelte, es klang schaurig und dämonisch und durchzuckte mir eisig kalt das ganze Mark:

„Hinweg! hinweg! Du bist nicht mein Kind! Dort liegt sie, geh' zu ihr, rasch, rasch hinweg!" ...

Meine Mutter fiel mit einem gellenden Aufschrei zu Boden ... Als sie wieder zu sich kam, war er — todt ..."

Aus dem Auge des Erzählers rollte eine Thräne. Mir schnürte es das Herz zusammen. Er ergriff meine Hand, drückte sie und stammelte in höchster Erregung:

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen für Ihre freundliche Theilnahme; es mag genug sein, genug . . ."

„Und Ihre Mutter?" wagte ich zu fragen.

„Meine Mutter? . . . Bald nachdem ich am Sarg des Vaters gestanden, mußte ich auch ihr in's Todten-Antlitz blicken. Mein Gott! selbst der Tod schien ihre Wunden nicht geheilt, ihre Reue nicht erstickt zu haben: derselbe schmerzliche, stumme, schüchterne Ausdruck der Selbstanklage, dieselbe flehentliche Bitte um befriedigende Verzeihung, die in letzter Zeit von ihrem Gesicht nicht wegzuwischen war."

Der Doktor verstummte. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Urtheilen Sie selbst: ich passe nicht mehr auf's Land; denn ich verachte die Menschen und ihr Treiben zu sehr. Das Meer, die Einsamkeit der Wogen, die fremden Nationen, der Qualm der Hafenstädte — das allein will mir noch behagen. Die Erinnerung an früher verlebte sonnige Tage weht mich wie der Modergeruch eines verwelkten Blumenbouquets an . . .

Ein einziges Gefühl aber kocht in meinem Herzen, das Gefühl der Rache gegen Franz Lichtenfels, der all' unser Glück vergiftete . . . Ob ich ihn nochmals begegne! . . . um meines Vaters Willen muß es geschehen . . . Wo er jetzt herumathmet, der Schuft? . . ."

Ich wollte ihm eben mittheilen, daß das Vergehen des Franz schon gesühnt sei, daß ihn ein unruhiges Gewissen in die Wellen der Elbe getrieben und der Tod wieder den mächtigen Vermittler gespielt habe; aber ein Matrose stürzte beinahe athemlos herein:

„Herr Doktor, kommen Sie schnell auf das Verdeck!"

Er sprang in die Höhe, griff nach der Mütze und ging.

Alle Traurigkeit, alle Empfindungen schienen plötzlich aus seinem Gesicht und Herzen verschwunden zu sein. Um die Augen, um den Mund legte sich jene ruhige, ernste Energie, wie sie ein hübsches Mannesantlitz so schön kleidet.

„Jetzt zurück, ihr Erinnerungen, zurück!" sagte er fest, „ich glaube, es ruft die Pflicht!" . . .

Nach einigen Tagen kamen wir in New-York an . . . Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. —

Auf dem Ocean.

Seit beinahe zwei Stunden hat es sich im Hafen nach dem Auswandererschiff gedrängt, buntfarbig, vielgestaltig, hastig, und die zahllosen Masten der festgeankerten Segler und die darüberhängende wie aus Stahl gegossene, wolkenlose Bläue des Himmels haben diesem Treiben gar eigenthümlich zugeschaut.

O, wieviel arme Leute waren dabei, die sich jetzt jenseits des Oceans eine neue Heimath suchen wollten! Wie oft mußten ihre berechtigten Hoffnungen auf bessere Tage ungehört verklingen, wie der Ton eines Klosterglöckchens über den Felsenufern des todten Meeres! ... wie oft mußten diese Hoffnungen, gleich Seifenblasen, emporgeschnellt von muthwilliger Kinderhand, zerfließen, ehe der Entschluß zum Verlassen der Heimath reifte! ...

Und sie hatten geglaubt an diese Hoffnung, geglaubt, als das Herz noch jugendlich schlug mit verzehrender Inbrunst der Seele ...

Ade! ... Ade ... Leb' wohl! ... Leb' wohl! ...

Das kurze Wort erschallt jetzt aus hundert Kehlen, als sich unser Schiff wie ein ehern dahinrollendes Schicksal

in Bewegung setzt und Hamburg mit seinen Zinnen und Thurmspitzen allmälig im Nebel verschwindet, als sollte das Wort Alles abthun, was das Herz noch drücken konnte: alle brennenden Zuckungen des Schmerzes, der Entsagung, der Muthlosigkeit.

O wie verschieden sind diese Abschiedsrufe!

Lebewohl dem letzten Stück Jugend, der frühlingsprächtigen, sangreichen Studentenzeit, Lebewohl der Geliebten, für die das Herz mit allen Gedanken einer begeisterten Brust geschwärmt, Lebewohl der baumumschatteten Heimath mit den geweihten Gräbern der Eltern, den Rebenhügeln des Rheines, dem Tannendunkel des Schwarzwaldes, der ericabeblümten Haide ... Leb' wohl! ... Leb' wohl! ...

Was dieses Hinausziehen in die Einsamkeit der Wogen, dieses Hinübergehen nach einer ach! noch so fernen, fremdkalten Welt besonders erschwerte, war das bevorstehende Weihnachtsfest mit seiner beseligenden Harmonie der Weihnachtsherzen, seinem Christbaumschimmer, dessen Pracht die meisten Scheidenden auf heimischem Boden nie wieder erblicken werden.

Und so schwankte das Schiff dahin ... Im Meer erstieg und versank als bläulicher Hügel die Felseninsel Helgoland, um den Bug brandeten die Wellen der Nordsee, Tage und Nächte kamen und gingen, es schwanden die duftverklärten Kreidefelsen Altenglands, und endlich, endlich tauchte am westlichen Horizont der letzte Streifen Europas unter — und das war am Christtag ...

Leb' wohl! liebes Europa, leb' wohl! ...

Weihnachten inmitten der einsamen Pracht des Meeres, der Majestät der Wellen, dem Duft weißschäumender Wogen! ...

Eine frische Briese zog vom Festland herüber, als wollte sie den Scheidenden den Weihnachtsjubel, der aber schon längst in den Herzen nistete, nachtragen. Das Schiff keuchte und schoß, seitwärts geneigt, dahin.

Es kamen böse Stunden, welche die frischglühende Weihnachtsfreude arg beschädigten.

Man hörte das Aechzen der Masten, das Rauschen der Segel, das Pfeifen des Windes im Takelwerk. Die Matrosen, die in den Schönheiten und Schrecken der See ihre Heimath gefunden, hatten viel zu thun. Bald gab es die Schnelligkeit des Schiffes, bald die Tiefe des Meeres zu messen, dann wieder unter „Hoi ho!" „Hoi ho!" ein Segel aufzuhißen und der Pfeife des Bootsmanns zu folgen, während zuweilen springlustige Wogen über das Verdeck stürzten und minutenlang in schmalen Rinnen nach allen Seiten abflossen.

Durch das Schiff huschte ungeachtet des Weihnachtsfestes das düstere, bleichfarbene Gespenst der Seekrankheit. Es kroch in alle Winkel, in die rothsammetnen, prunkvollen Kajüten, wie in die kahlen Räume des Zwischendecks, überall sein Opfer suchend und die Weihnachtsfreude mordend. Ueber die Männer in Schlafmützen, die Frauen im Negligé, den im Hauskittel, jenen in Filzpantoffeln — über alle hauchte es das Bewußtsein einer trübseligen, katzenjämmerlichen Existenz.

Das alte Meer draußen freute sich des komischen

Treibens wie eines gelungenen Scherzes, und die scheidende Sonne lachte ob des absonderlichen Schauspiels.

Endlich legte sich der Wind. Der müde Ocean streckte sich zur Ruhe, als wollte er seine Weihnachtsstimmung zur Schau tragen. Nur zuweilen schäumten noch einzelne Wogen wie lange, tiefe Athemzüge nach leidenschaftlicher Erregung.

Auch die Wolken hatten sich verzogen. Es war allmälig dunkel geworden. Still, wie eine mit Vorsicht getragene Kerze, zitterte der Abendstern am Firmament, nach und nach folgte das Aufblitzen anderer Sterne, bis endlich der ganze nachtblaue Himmel herrlich und unfaßlich hoch über uns in seiner großartigen geheimnißvollen Pracht erglänzte ... Majestätisch erhabene Meereisweihnacht! ...

Ich bemerkte, wie auf dem Verdeck menschliche Gestalten auftauchten, sich in dunklen Umrissen auf dem Hintertheil des Schiffes in der Nähe des Steuerhauses abzeichneten, wie es dahinten geheimnißvoll hin und her lief, sich bald so, bald anders gruppirte, bis plötzlich als voller, kräftiger, vierstimmiger tiefergreifender Männergesang:

„O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!"

über die mondbestrahlten, sternenglitzernden Wogen dahinzitterte.

Die Schiffsschraube rauschte dabei ein wenig aufdringlicher, als wollte sie ihrerseits auch einen bescheidenen Beitrag zur Feier liefern, und von Zeit zu Zeit schnalzten einige neugierige Fische empor.

In wenigen Minuten hatte sich das Verdeck mit

Passagieren gefüllt. Männer, Frauen, Kinder lauschten andächtig den durch die Situation besonders ergreifenden Klängen. Kaum waren sie verhallt, so begann eine herrliche Frauenstimme: „O Tannenbaum, o Tannenbaum" — und das ganze aus allen Richtungen der Windrose zusammengewürfelte Chor — wettergebräunte Männer, deren wilde Herzen schon manch' wilde Fahrten ausgeführt haben mochten, frohe österreichische Kinderlärvchen, blondköpfige, anmuthstrahlende Jungfrauen vom Rhein — sang begeistert mit. War das ein von einer eigenthümlichen Mischung von Ernst und Humor durchhauchter Gesang!

Den Meeresungeheuern mußte diese schwimmende Christfreude, dieser melodische Weihnachtsgruß ganz wundersam erscheinen. Aber der Weihnachtsjubel klopfte nun einmal in allen Herzen, zuckte durch alle Adern, wetterleuchtete auf allen Gesichtern.

Aus dem Salon ertönte die Glocke, die Passagiere hinabrufend. Jedermann folgte dem um diese Zeit ungewöhnlichen Signale. Aber was erblickten die Augen! . . .

Die ganze selige Kinderfreude erwachte in jedem Herzen, drängte sich einschmeichelnd heran, wie süße, kußverlangende Lippen; denn in jedem Salon flimmerte ein mächtiger Christbaum, mit Zuckerwerk und vergoldeten Nüssen beinahe verschwenderisch behängt.

Welch' erhabenen Eindruck dieser strahlende Christbaum da draußen in der Wogeneinsamkeit machte, vermag die Feder kaum genügend zu beschreiben! Fremde Menschen, deren Herzen erst die Gemeinschaft der Meerfahrt etwas näher rückte, umarmten sich fröhlich, als bildeten sie eine

große, durch die Bande der Liebe und Freundschaft zusammengehaltene Familie. Ein kleines Mädchen, wohl ein netter, übersprudelnder Wildfang, ein kleiner herziger Sausewind, that zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem anderen, lustig dabei die Hände klatschend.

Dazwischen zischten die Raketen frohmüthigen Humors, flatterten Erinnerungsfetzen aus Kinderstuben, die wer weiß in welchen Winkeln Deutschlands lagen, knallten Champagnerflaschen, und ihr goldfunkelndes Naß kochte in den schlanken Gläsern.

Ja, freut Euch nur, Ihr lieben, lustigen Menschenkinder, denkt nicht an die trauten Orte dahinten, von denen Euch jetzt der Abgrund des Meeres trennt; aber auch nicht an die neue Welt da drüben, der das Schiff immer mehr entgegenpustet. Denkt nicht daran, es möchte sonst die Weihnachtsfreude fortflattern! . . .

Ein schönes, vornehmes, ruhiges Mannesantlitz, in welchem der Mund so selten lacht, scheint es freilich dort am schwellenden Polster nicht unterlassen zu können. Man kann fast die durch den interessanten Kopf ziehenden Gedanken auf dem Gesicht lesen:

Du, altes Mütterchen, daheim und Du, liebe Schwester, was werdet Ihr in dieser Stunde machen! Ich sehe Eure trauliche, von einer weitschimmernden Schneedecke umgebene Wohnung, Eisblumen blühen am Fenster, Blumen der Weihnachtsfreude in Euren Herzen. Gedenkt Ihr mein? . . .

Vielleicht spielt in diesem Augenblicke auch die Liebe dem schönen Mann zu arg mit, und es ist ihm, als wäre ein holdes Mädchengesicht an seine Brust geschmiegt, weiße

Arme um seinen Hals geschlungen, oder als höre er das Rauschen ihres Gewandes, wenn die Seeluft in den Segeln spielt. —

O, wie wird's der weltfremden Seele da drüben im Qualm und Gebraus der großen Städte oder in der Wäldereinsamkeit des Westens ergehen? . . . Wird ihr im nächsten Jahre auch ein Christbaum strahlen? . . .

Die große Gesellschaft wußte zum Glücke nichts von solchen Betrachtungen. Sie lachte und scherzte und tollte weiter. Ein unternehmender Trupp begab sich sogar, als die Kerzen des Christbaumes müder flammten, nach dem Verdeck, um in der klaren Sternennacht zu tanzen. Die Schiffsdrehorgel mit ihren Walzern von Strauß, einer Polka aus „Madame Angot" und der als Galopp bearbeiteten „Wacht am Rhein" war rasch zur Stelle. Manchmal freilich, wenn das Schiff eine unprogrammmäßige Schwankung machte, wirbelte ein allzu feuriges Paar etwas derb an's Takelwerk. Auch waren die Kostüme etwas derangirt und bei Weitem nicht salonmäßig, jedoch immerhin reich an Farbenwechsel. Aber das störte durchaus nicht. Die Herzen standen nun einmal in Brand und übersahen Alles.

Plötzlich erschallte vom Vorderdeck ein lärmendes Getöse. Ein langer Zug von Masken bewegte sich von dorther — Frauen, Kinder, Greise, Zauberer, Thierbändiger, Indianer, in der Mitte ein störrischer Esel.

Mit einstimmigem Bravo wurde diese, in den Rauchwolken der Havanna-Cigarren ausgebrütete Idee begrüßt; Alles lachte, selbst ein abgehärmtes Weib vom Zwischen-

deck, deren Anblick mir immer die Brust zusammenpreßte, wenn sein schmerzdurchfurchtes Gesicht über altes Zeug gebeugt war und stickte, während zu den Füßen ein kleiner, bleicher Knabe spielte ... Der Anführer des Zuges, ein grauhaariger Mann mit sehr langem Bart, hielt einen sindigen Vortrag über die Verdienste aller am Zuge Theilnehmenden und nicht weniger über die des Esels.

Die Frau des Anführers, „die berühmte Hof- und Stallsängerin", trug ein höchst komisches Lied vor. Darauf gab der Esel mit seinem Reiter eine Vorstellung in der höheren Reitkunst zum Besten.

Dann verschwand der Zug, und das Tanzvergnügen wurde wieder aufgenommen ...

Nachdem die Fröhlichkeit mehr und mehr ausgeschäumt, Ermüdung sich herabgesenkt, verzog sich ein Passagier nach dem anderen. Das Schiff nur jagte unermüdet auf seiner nächtlichen Wogenstraße weiter. Es durfte erst in der neuen Welt wieder rasten. Eine Dame jedoch, blond wie das Gold und bleich wie der Marmor, saß allein im Salon am Pianoforte und sang leise, aber träumerisch und traurig:

„Nun, armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich Alles, Alles wenden."

Ich mochte ihr nicht zuhören. Mir war's, als würde ich ein einsames Weh durch meine Neugierde entweihen.

Am anderen Morgen wußte man sich viel zu erzählen. Einige wollten sogar hinter dem Steuerhaus jenes süße Geräusch gehört haben, wie es nur aneinander gepreßte

Lippen hervorbringen können. Ich bin ein harmloser Mensch, glaubte nicht daran. Die guten Kinder beobachteten gewiß nur das Meerleuchten, das sich besonders bei der Schiffsschraube prächtig entfaltet.

Wenn ihnen dabei aber doch eine Goldwelle der Liebe durch die Herzen fluthete! Wenn es ihnen die Christnacht auf dem Ocean angethan hätte, wie eine Maiennacht an den Weingefilden des Rheins! ....

Der Einsiedler in Amerika.

Die wahnwitzige Hast, wie sie täglich unermüdlich die Straßen New-Yorks durchzittert, das Lärmen der zahllosen vollgepropften an schwerbeladenen Lastkarren vorbeirollenden Pferdebahnwagen und Omnibusse, das rücksichtslose, unentwirrbare Drängen und Schieben auf den schmutzigen Trottoiren, denen zuweilen die Hochbahn den Blick nach oben verhüllt, endlich ein grauer, niedriger Himmel — dies Alles hatte mich derart verstimmt, daß ich mich einmal aus diesem Wirbelstrom hinaus nach einem trauten Stückchen Einsamkeit sehnte.

Zugleich erinnerte ich mich eines in meiner Verwahrung befindlichen Briefes, den mir kurz vor der Abreise von Europa ein lieber Freund für seinen in der Nähe New-Yorks in größter Abgeschiedenheit lebenden Bruder gegeben.

„Wie wäre es," dachte ich, „wenn ich heute diesen Einsiedler aufsuchte und gleichzeitig meine Verstimmung derart spazieren führte, daß ihr die Heimkehr in meiner Gesellschaft unpraktisch erschien."

Aber ob er noch lebt? . . . Schon seit Jahren war

jedes an ihn gerichtete Schreiben unbeantwortet geblieben oder günstigen Falls aus der Abtheilung für „Todte Briefe" mit einem großen Amtssiegel zurückgekommen.

Trotzdem wollte sich der Bruder drüben am Rhein nicht daran gewöhnen, daß der vor fünfzig Jahren als blondköpfiger Jüngling ausgewanderte Ferdinand gestorben sein könne. „Verrunzelt, weiß, krumm, zusammengeknickt, welk, zitternd, das Alles kann er sein, aber todt — nie und nimmer; so übersprudelnder, himmelstürmender Lebensmuth, wie er einst mit ihm hinauszog, mag vom Grab nichts wissen .... „Suchen Sie ihn nur auf!" hatte mir der Freund bei Abgang des Schiffes über das Geländer des Verdecks zugerufen ....

Ich machte mich auf den Weg.

Es ging am Hafen vorüber. Die tiefschwebenden Wolken waren geborsten und verzogen sich nach und nach wie ferne Segel. Eine herrliche Nachmittagssonne, welche die Tausende von Mastbäumen, das wirre Durcheinander der Raaen, die Unmasse von kleinen Kähnen bis nach Greenwood hin beleuchtete, strahlte vom Himmel.

Nach einiger Zeit eifrigen Wanderns waren die Häuser rechts und links verschwunden, befand ich mich im Freien. Harziger Duft naher Waldbäume durchhauchte die Luft. Die Brust athmete, als wäre sie erlöst von einem drückend erregten Traum.

Ueber dem fernen New-York schwebte eine langgedehnte, am Rande roth und schwarz gesäumte Wolke, wie Pulverqualm über dem Schlachtfeld. Langsam lösten sich aus derselben die Thürme, die rothen Façaden, die Kuppeln und erstrahlten

im Glanze der Sonne. Hunderte von Fabrikschornsteinen schleuderten gleichzeitig dicke Rauchsäulen gegen den Himmel.

„Vorwärts, Du gewaltiges Drängen der Jagd nach dem Gold! Was kümmert's Dich, wer auf dem Wege bleibt!"...

Vor mir breitete sich eine traurig große, schwarzbraune Sandfläche aus. Ringsum verkrüppelte Wachholderbüsche, üppig wucherndes Haidekraut, in der Ferne sanft ansteigende Hügel und Höhen. Das war eine Gegend, in welcher Oede überall lagerte, der Ort, wo den erhaltenen Beschreibungen zufolge, der Einsiedler wohnen mußte.

Ich folgte einer im rothgelben Sande sich zeigenden Wagenspur, an deren Ende sich ein verwettertes, rauchgeschwärztes Haus erhob. Dem Verfall nahe, wie ein Wrack auf windstillem Meer, stand es vor mir, als wollte es dem unberufenen Eindringling ein „Zurück!" entgegen rufen.

Ich war am Ziel . . . .

Ein Blick durch's Fenster zeigte im engen Parterrezimmer eine alte, schlecht gekleidete braune Frau, der die zerrissene Schürze nachlässig um die scharfen, knochigen Hüften hing.

Sie trat eben vor den Ofen und machte mit dünnem Haidekraut Feuer an. Kohlschwarz wirbelte der Rauch in die Höhe, wenn sie in das rußige Ofenloch blies, und die aufzuckende Flamme warf ihren röthlichen Schein auf das magere, runzliche Gesicht.

Zur Seite des Ofens aber lehnte in einem altersgrauen Polsterstuhl ein alter, ganz weißer Mann, ein wahres Ueberbleibsel von einem ehemals kräftig blühenden Leben. —

Ich trat ein.

Eine Maus, die plötzlich in den Frieden eines Mädchenpensionats einbricht, kann unmöglich größere Störung verursachen. Die Alte sah mich einige Augenblicke halbgeöffneten Mundes und vollständig sprachlos an, als wäre ihr in meiner fremden Erscheinung ein Wesen aus einer anderen Welt entgegen getreten. Aus dem Lehnstuhl aber stöhnte es zittrig und ängstlich:

„Wer ist da, Henriette, wer ist da?"

Unterdeß hatte ich auch schon den Brief aus der Tasche gezogen, ihn der Alten ausgehändigt und die Veranlassung meines Kommens kurz mitgetheilt.

„Herr Gott, Herr Gott!" rief sie einmal über das andere, „ein Brief von Christian drüben in Deutschland. Ist denn das möglich? Wir dachten, er wäre längst gestorben. Mein Gott, mein Gott! . . . Ferdinand, ein Brief von Christian!"

Sie trat mit dem Brief an den Lehnstuhl. Der Alte hatte sich etwas nach vorn geneigt und richtete sein Gesicht auf mich. Ich erschrack fast beim Anblick desselben. Brennende Leidenschaften, getäuschte Hoffnungen, opfermuthige Entsagung, Hunger, Noth — das Alles mochte durch diese bleichen Züge geschritten sein und hatte dort seine Spuren zurückgelassen. Am meisten aber erschreckten die tiefliegenden, unruhigen, glanzlosen Augen...

Unterdeß hatte Henriette den Brief geöffnet und versucht, die ersten Zeilen zu entziffern. Da sie aber mit der Kunst des Lesens auf Kriegsfuß zu stehen schien, bat sie mich, das Gekritzel vorzulesen. Der Alte setzte sich in

seinem Lehnstuhl gerade, Henriette stemmte die Arme in die Hüften und lauschte. Ich begann:

„Mein lieber Bruder!

Daß ich noch lebe, mag Dir mein Freund, der Ueberbringer dieser Zeilen, erzählen — aber wie lebe ich: gebeugt von der Fülle der Jahre, grauhaarig, lebensmüde. Das alte Herz fängt nur noch mächtig an zu zucken, wenn es von der Sehnsucht nach einem Zusammensein mit Dir erfüllt wird, und das geschieht oft, recht oft."

Der Alte schluchzte auf. Henriette griff mit der verwelkten linken Hand nach der Schürze.

„Du solltest jetzt einmal in unsere Heimath kommen; würdest keinen Menschen mehr kennen. Deine Freunde, der Förster-Friedrich, der Schul-Martin, der Pfarr-Johannes, der Todtengräber-Anton, sind alle nacheinander nach dem Friedhof oben auf dem Berg getragen worden. Auch unser Elternhaus steht nicht mehr. Am letzten Weihnachtsabend waren es zwei Jahre, daß es total niederbrannte, nachdem im Sommer zuvor der Blitz die große Pappel davor, auf die wir so oft kletterten, zertrümmert hatte. Hundert Mal wollte ich mit Dir — —"

Ich wurde plötzlich unterbrochen.

„Wie, wie," rief die Alte mit bebender Stimme, „ist das möglich, steht das wirklich dort? . . ."

„Bitte, lesen Sie selbst."

Ich reichte ihm den Brief hin.

Er aber sank nachlässig in den Lehnstuhl zurück und machte eine abwehrende Bewegung.

„Mein Gott," gab er schmerzlich zur Antwort, „wenn ich noch lesen könnte! . . . Haben Sie noch nicht bemerkt, daß ich gänzlich erblindet bin? . . ."

Ich warf einen Blick nach seinen Augenhöhlen, in deren Tiefen sich glanzlose, welke, graue Augen unruhig hin und her bewegten, mit dem abgelebten Gesicht eine erschütternde Harmonie bildend. Mir wurde es fast unheimlich zu Muthe.

„Ja, lieber Mann," antwortete Henriette, „er hat die Sonne schon seit zehn Jahren nicht mehr gesehen — — aber bitte, lesen Sie weiter!"

Die folgenden Zeilen des Briefes erzählten von allerhand Familiengeschichten, Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Dramen, wie sie in der ganzen Welt den in Frage kommenden Personen theils als Trauer-, theils als Lustspiele erscheinen. Daran reihten sich, eine halbe Seite lang, Wiedersehenshoffnungen, denen ein langer Schweif von treuherzigen, guten Wünschen folgte.

Der Blinde war von dem Eindruck der Lektüre tief ergriffen. Mächtig hob und senkte sich die breite Brust, die Augen bewegten sich noch erregter, als wollten sie das unruhige Drängen der über ihnen durcheinander stürmenden Gedanken veranschaulichen. Stille, mehr noch, beredtes Schweigen rings umher . . .

Er brach endlich das Schweigen:

„Wiedersehen! Wiedersehen! Schönes Wort, das sich vielleicht in Goldschrift auf den Monumenten der Kirchhöfe ganz hübsch ausnimmt . . . wenn es nur nicht ein bloßes Wort wäre! Glauben Sie mir, ich beklage nicht den Ver-

luft meiner Augen, mit denen ich dieses Amerika nie wieder sehen möchte, nicht den Tod meiner drei Kinder, nicht mein mühsam zusammengescharrtes und dann vom Teufel geholtes Vermögen — ich betrauere nur meine liebe Heimath. Sie noch einmal sehen mit einem letzten sel'gen Blick ist das Größte, was ich wünsche." . . .

Henriette hatte unterdeß den kleinen, baufälligen Tisch an den Lehnstuhl des Alten gerückt, mir einen Sessel zurecht geschoben und nöthigte mich zum Sitzen. Es war ein interessantes Genrebild, das sich jetzt darstellte: der blinde, die Situation beherrschende Präsident, die ihn mit zärtlicher Sorgfalt beobachtende Alte, ringsum die verrußten, bilderbeklebten Wände, eine auf der Bildfläche erscheinende und in den höheren Lebenssemestern stehende Katze und — ich.

Der blinde Ferdinand kam immer eifriger in's Reden, drängte die außer ihm im Zimmer anwesenden Geschöpfe, die Katze mit eingerechnet, immer mehr in die Rolle des Publikums . . .

„O dieses Land! Dieses Land! Wer noch so ein Bischen Herz oder gar so ein Ding, was man Ideal nennt, mit sich herumträgt, wer für Gutes, Wahres, Edles, Schönes schwärmt — hier ist das Alles Larifari, Karnevalsschmuck, der belacht, im günstigsten Falle bemitleidet wird."

Und so ging es eine ganze halbe Stunde in verschiedenen Tonarten, aber immer mit der Amerika verwünschenden Schlußpointe fort, bis endlich Henriette einige Flaschen Ale aufmarschiren ließ, die in liebenswürdigster Weise der Unterhaltung eine andere Physiognomie aufprägten.

Nachdem wir lange noch gesessen, ich mit meinen Vorträgen und Berichten über Deutschland bald erschöpft war, aber immer und immer wieder mit Fragen bestürmt wurde, durfte ich mich endlich verabschieden.

Auf dem Wege begann es zu dunkeln. Am östlichen Himmel stand ein gewaltiges, über den Ocean nach Europa deutendes, von der untergehenden Sonne vergoldetes Wolkengebirge. Im Kopfe aber summten mir aus der Frithjof-Sage die Verse:

„O sel'ge Stunde, wenn vom fremden Lande
Die Segel kehren zu dem heimischen Strande,
Wo Rauch aufsteigt vom eignen Herd! . . .
Ach, Kindheitswelt bleibt uns ja ewig werth!"

Eine Nacht im Schlafwaggon.

Es war in Amerika. Draußen erglänzte die wirre, grenzenlose, grabesstille Schneewüste in der kalten Decembernacht, drinnen aber lag ich nachlässig langgestreckt in wahrer Todtengräberstimmung auf dem Polster und ließ einen Schwarm Gedanken, den der Pfiff der Locomotive bei der Abfahrt nicht verscheucht hatte, langsam, wie nach dem Tempo eines Trauermarsches, vorüberziehen. Das schmerzlich brennende Gefühl des Alleinseins überfiel mein Herz.

Ueberall bin ich daheim und überall fremd, dachte ich. O, das ist trüb, recht trüb! Meine Freunde, die alten, tollen Jungen, mit denen ich in goldener Zeit herumliebte, herumtrank, herumsang bis über Mitternacht, sind alle vom Sturm des Schicksals zerstreut, verstoben.

Iwan segelte nach Australien, Oscar, welcher der blonden Marie die Ruhe aus dem Herzen schwatzte, ist christlich-germanischer Familienvater, Aimè und Alfred sind verschollen, Otto ging unter die Mucker, Henrick ist beinahe Minister, und Thekla schlummert im Grabe.

Ich allein bin übrig geblieben . . . übrig geblieben

mit meinem heißklopfenden, liebehungrigen Herzen, übrig geblieben mit einem Troß leuchtender Erinnerungen, übrig geblieben mit dem bangen Gefühl des Alleinseins.

O wie war es ehedem herrlicher, als mir Elly's Liebe in die Brust sengte und wir Beide traumverloren, seligzitternd dahinschritten, während der Thau in den Gräsern der Nacht blinkte, der Mond über dem Wald schwebte, der Orion leuchtete, die Nachtigall aus dem Gebüsch jubelte! ... Wie war es herrlicher, wenn an ihrem Geburtstag vor ihrem Hause eine Caroſſe hinter der anderen hielt und in dem reizenden blauen Roccocco-Boudoir die Tischchen kaum die Sachen fassen konnten, die galante Hände der gefeierten Primadonna gebracht und aufrichtige Herzen ausgesucht hatten — wenn dann das Gepränge der Verehrung endlich vorbei war und in süßer Einsamkeit in ungezählten glühenden Küssen der Hauch unserer Athemzüge ineinander floß und wir uns ganz leise, entzückt bei den Namen riefen:

„Elly!"

„Karl!"

Wie war es herrlicher, wenn sie auf der Bühne ob der Pracht ihres Talents immer und immer wieder hervorgejubelt wurde, wenn ihre feine Silhouette die Wogen begeistertsten Beifalls umrauschten und ich glaubte, die ganze Welt mit den ewigen Bergen stünde in Liebesgluth und wäre ein Brautgemach, und Goldduft von Glück und Frieden verhülle die Gräber der Erde.

O Tropengefilde der Liebe! ... Vorbei! ... Vorbei!

Jetzt brauste der Zug hinein in die kalte, mondfahle Win-

ternacht, erschütterte die Erde, röthete gespenstig den Himmel, spie Feuer und Rauch, tauchte in die Finsterniß des Tunnels, eilte über Berg und Strom und trug mich fort, weit, weit fort, ich hoffte aus dem Bereich der Menschen, aus meinen Liebesbanden, aus meinem Selbst.

Und draußen wirbelten die Flocken, flimmerte der Schnee, war, soweit die Blicke reichten, Alles weiß, der Boden weiß, der Himmel weiß, die Luft weiß. Ein unendlich weißes Chaos! Und immer nur die leichten, rastlosen Flocken, immer nur dies unstete weiße Haschen und Tanzen, dieses ruhelose Flimmern.

Ich hüllte mich fester in meinen Plaid und schloß die Augen. Ich konnte sie nicht vergessen, die gefeierte Elly. Mir war's, als läge ein bleiches, süßes Gesichtchen neben meinem Gesicht auf dem Polster, als ruhten blühende Lippen neben meinen Lippen, als funkelten zwei sprühende Augen beim Dämmerschein der Lampe in den meinen.

Und dann erinnerte ich mich, wie ich mich in kleinlicher Eifersucht von ihr getrennt, weil ich gemeint, daß sie sich mehr für Liebesgeständnisse interessire, die auf dem Reitweg ein schnurrbartüberschatteter Offiziersmund raunte und die nur manchmal durch das Säbelklirren an dem Steigbügel oder durch ein „Hopp! hopp!" unterbrochen wurden ... erwog ich aber auch, wie sie durch den Zauber ihres Genies so sternenweit von mir entfernt war, daß ich stets begeistert, anbetungsvoll zu ihr aufgeblickt, wie zu dem flammenden Morgenroth.

Ein Crescendo hungriger Sehnsucht, mit Elly nur noch einmal zusammenzutreffen, erwachte in meinem Herzen.

Ich malte mir schon im Geiste aus, wie ich vor ihrem schönen Antlitz, das von dem herrlichsten Haar gleich einem Glorienschein umgeben war, auf's Knie gesunken . . . süßes Lächeln umspielt ihre Lippen, ein heißes Händchen streckt sich mir entgegen, ich fliege an ihre Brust . . .

Ermüdet von allen diesen Gedanken versuche ich zu schlafen, und das melancholische Brausen der Räder, das so aufdringlich hereinklang oder der über mir leise geführte Dialog vermochten diesen Entschluß nicht zu ändern. Freilich ein eigenthümlicher Dialog:

„Bist ein Narr!"

„Wirklich?"

„Ja wohl! Ein Narr vom reinsten Wasser."

„Aber, dummer Kerl, weshalb?"

„Als ruhiger Mensch kannst Du nicht flennen und sagen: „Mich siehst Du nicht mehr!" Wirst mir doch nicht etwa Schande machen und Dich aufhängen oder in den Strom stürzen."

„Aber einen Ausweg! einen Ausweg!"

„Kauf Dir einen Revolver, erschieß Dich und stirb als Ehrenmann, Du Lump!" . . .

Es war wieder ruhig geworden. — —

Ueber mir, neben mir, unter mir — überall schlief man. Eine herrliche Erfindung, so ein Schlafwaggon!

Einige schliefen wie ein christliches Ehepaar — friedlich, süß, fest . . . Andere wie Kinder, die weinend zu Bette gebracht wurden — erregt, aufzuckend, stöhnend . . . noch Andere, wie Dämonen — phantasirend, bösartig, teuflisch.

Das Oberhaupt dieser letzteren war der Insasse von „Nummer 3, unten“ ... das gute Herz, welches dann so bedeutungsvoll in die stockenden Räder meines Glückes eingreifen und mir diese Nacht zu einer ewig denkwürdigen machen sollte.

Ich habe niemals ähnlich schnarchen gehört, wie ihn. Es war das „Allersystematischeste“, was je executirt werden konnte, selbst in einem jener Schnarchwettkämpfe, deren Arena der Schlafwaggon ist.

Denn diese wundersame Musik hatte nicht sofort angefangen, als die Lampen niedergeschraubt und wir Alle im Bette waren. O nein! Im System „Nummer 3“ lag vielmehr kaltblütige Teufelei.

Er hatte ruhig gewartet, bis Jeder ein wenig Schlaf gekostet, eben genug, um zu wissen, wie süß und gut er thut, und dann brach er in unseren Schlummer ein, wie ein Dieb, ein fürchterliches, ohrenzerreißendes mark- und beindurchzuckendes

„Gur — r — r — r — r!“

in die schlafdurchhauchte Stille schmetternd.

Wie von der Tarantel gestochen, entfloh meine Meditation über Elly, entschlüpften meine Schlafversuche. Jedes Auge im Waggon öffnete sich. Doch hofften wir Alle, daß es nur zufällig geschehen sei und verziehen ihm in dem Vertrauen, daß er es nicht wieder thun werde. Er aber zerriß das Spinngewebe der Hoffnungen und träufelte in den süßen Frieden des Verzeihens ein langgezogenes

„Gw — a — h — h — a — hah!“

Das tönte zu ernst, zu schaurig, um ein bloßes Gelegenheitsschnarchen zu sein.

Jetzt hob sich jeder Kopf vom Kissen, in athemloser, banger Spannung das Kommen des Folgenden erwartend, und der Schläfer in „Nummer 3 unten" fuhr in langgehaltenen, regelmäßigen Cadenzen, welche für die Vortrefflichkeit seiner Lungen und seine große Fertigkeit im Anhalten eines Tones glänzend Zeugniß ablegten, fort:

„Gwa — ah! Gwa — a — ah! Gahwahwah! Gahwa — a — a — ah!"

Das schien die ganze Nacht so fort zu gehen. Die müden Häupter senkten sich auf die Pfühle zurück, und das Fluchen in den verschiedensten Tonarten begann. Wie das ferne Rollen eines Gewitters zog es in leisen, murmelnden Tönen von Bett zu Bett.

Da gab „3 unten" eine kleine Variation zum Besten. Er schoß ein hämisches „Gwock" auf uns ab. Es klang, als habe sich seine Nase über ihn geärgert und beabsichtige einen Streit. Dann folgte eine Pause, und schon fingen wir an zu hoffen, daß er entweder erwacht oder an seinen Tönen erstickt sei — die Alternative ließ uns Alle ziemlich gleichgiltig.

Er aber enttäuschte Alle durch ein gutturales „Geruuutsch!" machte eine Athempause und ging, als er für seine Zwecke genügende Luftmasse angesammelt hatte, mit einem stentorhaften „Ko—wpf!" in's Geschirr.

Dies sprengte beinahe das Dach vom Waggon. Und nun begann er mit Nase und Mundwerkzeug phantastische

Kunststücke zu produciren, die selbst unsterbliche Götter weinen gemacht, hätten sie zuhören müssen.

Es war unglaublich, es schien vollständige, abgeschmackte Unmöglichkeit, daß irgend ein menschliches Wesen mit seiner Sprechmaschine ein so ungeheuerlich, gräßliches Geräusch hervorbringen könne, wie dasjenige, womit der Kerl in „Nummer 3 unten" uns tractirte.

Jetzt durchlief er seine nasale Scala in allen Registern, kletterte die chromatische Tonleiter auf und nieder, wagte sich in die virtuosesten, verwickeltsten, halsbrechendsten Variationen, bis es schien, als müsse seine Nase an tausend Stellen aus den Fugen gerenkt sein.

Immer fort, ununterbrochen, erzählte er uns seine grausen Geschichten:

„Gawah! — Gurrr! — Gurrr kowpf! — Gawah! Gawah! — Gawerahsah! — Gwock! — Gwarrrt! — Puhwnst — fff — kuff — Quurrr! — — —"

„Aber holt der Teufel diesen verdammten Kerl noch nicht!" wetterte eine rauhe Stimme.

„Glaub' im ganzen Jahrhundert ist eine Nase nicht ärger mißbraucht worden," philosophirte ein Anderer.

„Wollen einen Actienverein zur Unschädlichmachung dieses Menschen gründen," meinte in einem Anfall von Galgenhumor ein Dritter.

Während man noch berieth, graute der Morgen. Der Sonnenball glühte hinter den weißen sich aus dem Nebel lösenden Bergspitzen empor, die Wolken begannen an den Rändern zu flammen, Frührothsschimmmer fiel auf die glitzernde Schneedecke.

„Nummer 3 unten" erwachte.

Aller Augen richteten sich nach seinen Vorgängen, um „den Kerl" zu sehen, der den Schlafwaggon zu einer Hölle gemacht hatte. Die Vorhänge gingen auseinander. „Nummer 3" entpuppte sich:

Heiliger Himmel! Es war ein liebreizendes, junges Mädchen mit goldblondem Haar und scheuen, bittenden Rehaugen.

Die nächtlichen Wuthausbrüche, die giftigen Verwünschungen, die in die Bärte gemurmelten Flüche — Alles löste sich jetzt in verhaltenes, zwerchfellerschütterndes, thränenerpressendes Lachen auf, das von Polster zu Polster flog.

Ich war wie vom Blitz getroffen. Immer noch starrte und starrte ich nach den grünen Vorhängen. Wenn jetzt das Lachen meiner Umgebung mit Donnerstärke die ganze Erde durchbrüllt hätte — ein Lachen, in das die rothglühenden Berge, die flammende Sonne, die düsterbrütenden Wälder einstimmten — ich wäre nicht überraschter gewesen, als es mich beim Anblick dieses blonden Lockenkopfes durchzuckte.

Aber nein, es war kein Gebilde der Phantasie, sondern herrliche, greifbare Wirklichkeit! Dies war das Lockengold, in dem so oft spielend meine Hand gewühlt, das waren Lippen, die ich tausendmal geküßt, das war der Hals, um den ich so oft bebend meinen Arm gelegt ... das war sie, wie sie leibte und lebte, meine angebetete, gefeierte Elly.

Der Zug hielt.

Noch kurze Zeit — dann streckte sie mir eine kleine, weiße Hand entgegen, dann lag Elly an meiner Brust, dann wurden wir Beide in einem Kusse gefesselt, als sollte ewig nur ein einziger Athem in uns sein . . . während die hohen, kahlen Mauern des Stationsgebäudes so ernst darein blickten und in der dunklen Ecke dahinten mehrere Köpfe zusammen eifrig lispelten . . . .

. . . . Und jetzt ist Elly eine holde, liebe, glückstrahlende Frau, die mich durch den Zauber ihres Gesanges so oft dem tollen Lärmen der Welt entrückt und bewundernd blicken läßt nach der Majestät wahrer, gottbegnadeter, ätherreiner Kunst. —

Wenn Du wüßtest, Elly, wie Du einst in rauher Dezembernacht mein Schrecken gewesen und wie damals Alles auf den „verdammten Kerl," zu dessen Unschädlichmachung man einen Actienverein gründen wollte, erboßt war!

In der Stadt Romeo's.

Ein heißer Sommertag in Verona neigte sich seinem Ende zu. Als einsamer Spaziergänger hatte ich das Freie aufgesucht. Um mich her zuckte noch eben das nervöse Leben der Straße, doch bereits ermüdet, wie die erlöschende Gluth eines durch Leidenschaft erschöpften Herzens. Hier draußen ward es stiller und stiller.

Düsterbrütend ragen die fernen Bergzinnen in die goldig blaue Luft; Abendlieder ertönen in den Thälern, die Cypressen stehen lauschend und sinnend. Wahrlich, in Italien ist der Abend das Beste vom Tage!

Die Dunkelheit steigt endlich herab, und ich schlendere nach Hause. Außer meinem Hund und meinem Kanarienvogel warten folgende Zeilen auf mich:

„Du mußt mir einen Gefallen thun, mein Freund! Gewiß verfügst Du über einen alten, fadenscheinigen Rock, einen schäbigen Hut und ein paar geflickte Beinkleider — kurz, über eine Uniform, die das Gegentheil von Salongarderobe bedeutet. Lege dieselbe hübsch an und erwarte mich um sieben Uhr am Haupteingange

des Amphitheaters. Ich hoffe, Dir etwas Extrafeines bieten zu können: weltschuttbestaubte Mauern und zerbrechliche Baracken, Gladiatoren und Pulcinelli, Stiergefechte und Heirathsscenen, je nachdem Deine Phantasie mitspielen hilft oder nicht. Das ist einmal etwas zur Förderung der lieben Literatur. Mache also nicht langen Trödel und komme pünktlich! Enrico."

Was war da zu thun! Die Einladung hatte sich schon den ganzen Nachmittag auf meinem Tische gelangweilt. In einer halben Stunde wollte es sieben Uhr hämmern. Ich warf mich hastig in die vorgeschriebene Toilette, erhöhte den Totaleindruck durch ein paar Stiefel, die infolge der Wanderungen auf den Lavafeldern des Vesuvs mit sich selbst uneinig geworden — eine Sohle zeigte bisweilen große Lust, neben dem Stiefel einherzulaufen — und befand mich zur bestimmten Zeit am Platze.

Eigenthümliche Gefühle entquellen beim Anblicke dieser ehrwürdigen Ruine dem Herzen. Der gewaltige Bau welcher wie ein Gespenst aus fernen Jahrhunderten zu mir herüberlugt, scheint kein Gebilde der Menschenhand, sondern ein Werk jenes großen Künstlers zu sein, der die ewigen Pyramiden der Alpen aufgerichtet und die Fackel des Vesuvs entzündet. Diese mächtigen Säulen, wie kühn sie trotz der zerklüftenden Spalten emporstreben! Diese luftigen Bogen, die sich darüber hinwölben, um dem ganzen architektonischen Hymnus eine tiefharmonische Klangfarbe zu geben!

Und ringsum das echte, phantastische, hüpfende, marionettenhafte, italienische Volksleben. Hier wogt eine toll

durcheinander gewürfelte Menge heimathloser Armuth: Bettler, Vagabonden, Krüppel, aus denen gar seltsam, aber imponirend der auf das Ohr gedrückte Cylinder eines Pflastertreters hervorlauscht. Daneben verkaufen zerlumpte Knaben Cigarrenstummel, die sie auf allen Straßen zusammengelesen, offeriren gelbe Frauengesichter Kürbiskörner, damit die Zähne bei den theatralischen Vorstellungen etwas knuspern können, während im nahen Café über den Köpfen der Gäste vom Stiefelputzen eine Staubwolke schwebt.

Enrico klopft mir auf die Schulter.

„Endlich! ... Alle Wetter, ich warte schon eine halbe Ewigkeit."

„Dafür wirst Du auch hier, wo sonst Löwen und Tiger brüllten, die feinsortirtesten Witze eines Hanswurstes hören und so einmal zur Genüge sehen, wie jetzt die Zeiten eingeschrumpft sind."

„Wie meinst Du das?"

„Nun, wir wollen einer Vorstellung in der elenden Bretterbude beiwohnen, die hier in der Arena errichtet ist. Kannst die ganze Welt von Treuenbrietzen bis Kuhschnappel oder von China bis San Francisco durchbummeln, wirst nicht gleich wieder finden, wie Sonst und Jetzt einander so grell berühren."

Wir treten ein.

Mitten in dem immensen Raum, der einst an zwanzigtausend Zuschauer faßte und dessen Sand so viel Blut getrunken, erhebt sich ein flitterhaft aufgeputztes Theater, in welchem Ritter-, Räuber- und Spectakelgeschichten vorgeführt werden. Davor befindet sich ein bretterner Aufbau,

vor ihm zwei Flügelansätze rechts und links, alles zusammen vielleicht, ein Zehntel der Arena bedeckend, mit Plätzen für die Zuschauer. Eine Treppe führt rechts wie links an der Basis der Flügel auf den Raum hinauf; die Zugänge bewacht je ein schäbig aussehender Cerberus vor einem Tische, welcher die klingenden Münzen im Teller sammelt.

Zwei Ueberraschungen noch: der Zuschauerraum ist geradezu überfüllt und das Publikum, wenngleich ein gemischtes, so doch zum guten Theil den besseren Ständen angehörend. In der von wenigen Laternen spärlich erhellten Dämmerung gewahre ich wohl vielfach die charakteristische Bauerntracht und die unbekümmerte Dürftigkeit und Beweglichkeit des niedern Stadtvolks, und es scheint, daß diese Elemente in dem Raum vor der Bühne überwiegen, aber seitlich auf den Flügeltribünen gruppiren sich die Promenadentoiletten der guten Gesellschaft; der hohe Cylinder, der elegante Strohhut haben die Herrschaft, weiße Frauennacken blinken, Fächer regen sich, und trotz der Munterkeit, welche auch hier die Kopf an Kopf sich hindehnende Menschenmenge bewegt, liegt das Maß gesellschaftlicher Bildung darüber.

„Aber zum Teufel, Enrico, wozu diese Räuberkleidung, welche Dein Billet mir vorgeschrieben, wenn wir die Aussicht hatten, uns zu anständigen Leuten setzen zu können?"

„Ruhig Blut!" war die lachende Antwort. „Wenn ich in anständiger Gesellschaft Theater genießen will, gehe ich nicht hierher; Andere mögen das halten, wie sie wollen. Uebrigens wird das Publikum in wenig Tagen ein

anderes, sobald die Sache den Reiz der Neuheit eingebüßt hat. Was uns betrifft, so werden wir mit Deiner Erlaubniß einen höheren Standpunkt einnehmen, damit Du die Wirkung des Spectales in ungetrübter Reinheit beobachten kannst."

„Um Gotteswillen, doch nicht — —?" Und ich zeigte, von einer Ahnung erfaßt, auf die antiken Sitzreihen in luftiger Höhe, wo sich eine verdächtige Anhäufung von muthmaßlich zahlungsunfähigen Gästen knäuelte.

Enrico nickte. Ich sah seufzend an meinem auswendigen Menschen hernieder und sagte mir in der Stille, daß die olympische Verborgenheit da oben in der That den angemessensten Platz für mich biete. So folgte ich denn dem Freunde, und wir schlichen durch einen der Aufgänge und kletterten empor.

Es ging durch ärmliches Volk, Gelächter und lebhaftes Gespräch in einem abscheulichen Gassenjargon von Italienisch; zuweilen umspülte uns ein penetranter Duft von Zwiebel oder Knoblauch, oder auch die Ausdünstung übermäßigen Weingenusses; ich war froh, daß wir möglichst hoch über diese Atmosphäre hinaus stiegen. Endlich nahmen wir auf einem der alten Steinsitze Platz. Der Himmel hatte sich inzwischen gelichtet — der Mond mußte aufgegangen sein. Seitlich saßen einige dunkle, wüst und zerlumpt aussehende Gesellen, über die man sich nicht freuen würde, wenn sie Einem so zufällig im Walde begegneten und nach der Zeit fragten; unter uns saß eine Gruppe Betrunkener, welche von sehr unsaubern Erlebnissen in Ostindien erzählten; neben ihnen ein hageres Individuum in

grauem Cylinder und schwarzem Rock, auf dem Metallknöpfe blinkten, weswegen ein paar halbnackte Knaben in der Nähe ziemlich ungenirt den Verdacht äußerten, eine „Excellenza" vor sich zu haben. Unten aber wogt und rauscht und summt es, und eine Weile hängt mein Auge gefesselt an dem phantastisch-originellen Bilde dieser Arena, bis ich des Eindrucks müde geworden.

Unterdeß haben zwei Violinen und eine heisere Trompete, welche das Orchester vorstellen, bereits drei Ouvertüren durchprobirt, ohne daß eine Andeutung baldigen Beginnens der Vorstellung erfolgt.

Ich versuche, während Enrico in vollem Behagen mit einem Taschenperspectiv um sich späht, den Widerwillen gegen meine Umgebung durch Erinnerungen zu betäuben. Die Phantasie träumt sich zurück, weit, weit zurück in vergangene Zeiten, die Natur vergrößert, das Herz erweitert sich; längsterstorbene Schatten leben wieder auf. Die steinernen Sitze, die mächtigen Mauern helfen das Bild vervollständigen.

Es ist ein römischer Festtag. Wunderprächtig blaut der Himmel; die Sonne scheint so heiter, daß man fast die Freude in den Herzen lesen kann. Tausende über Tausende drängen nach der Arena. Der Boden erglänzt von Goldsand und Carmin, damit das Blut der Kämpfenden sich weniger bemerkbar macht, und über die weitgeschwungenen Sitzreihen spannen sich große orientalische Purpurplanen, das Licht dämpfend und den Eindruck des Schauspiels erhöhend. Chorgesang und Musik ertönt, und die Menge schwatzt von Neuigkeiten.

Plötzlich ein Zeichen! Die Menge verstummt. Lächelnd, nach allen Seiten grüßend, erscheinen die Gladiatoren, kampfesmuthig, als winkte ihnen ein freudevolles Fest, nicht der unerbittliche Tod. Glitzernde Rüstungen, nackte Leiber, dreizackige, scharfgeschliffene Messer werden sichtbar. Es tobt der Kampf. Athemlos lauscht das Volk. Verstümmelte Glieder, aufgeschlitzte Körper, ängstliches Schluchzen, Stöhnen der Sterbenden, vom Tod entstellte Gesichter . . . Endlich in thierischer Lust ein ungeheuerer Beifallssturm, in dem sogar die Löwen und Tiger, welche nun die Scene betreten sollen, durch Brüllen mit einstimmen.

Ein langgedehntes „Ah" der Versammelten reißt mich aus den Träumereien. Enrico reicht mir sein Perspectiv.

Vor dem Vorhang der Bretterbude erscheint, die Cigarre im Munde und die Mütze unternehmend schief auf dem schwarzen Krauskopf, ein Theaterdiener. Er schlägt einen Augenblick voll großer Entschiedenheit die Arme in einander und starrt mit einer Mischung von Verwunderung und Verachtung in's Publikum. Dann bückt er sich nieder, putzt die Oellampen und schraubt die Flammen höher.

Nun ist dem starken Ueberfluß an Gesichtsfarbe, welcher vermuthlich bei den Priestern und Priesterinnen dieses Kunsttempels vorherrscht, die rechte Beleuchtung gesichert, und Alles läßt auf den Anfang des Stückes schließen.

Mir kommt ein Einfall.

„Weißt Du was, Enrico? Mich lüstet, da unten Studien hinter den Coulissen zu machen. Geht das an?"

„Warum nicht?" sagt der Freund, der Verona wie seine Taschen kennt. Und wir erheben uns und klettern

noch etwas höher, um droben entlang bis zum Abstieg zu schreiten, der hinter dem Theater in die Arena einmündet.

Unten im Rücken der Bühne, hebt mein Führer ein rissiges Stück Leinwand; es geht durch kleine schmale Gänge hin.

„Achtung, mein Junge!" ertönte unterwegs Enrico's Warnungsruf. „Falle nicht über jenen zu den „Requisiten" gehörenden Tellerkorb. Wie sollte dann im fünften Act das „Heer" dort ein Siegesmahl halten!" Und er zeigt auf drei schmutzige Gesellen mit korkgeschwärzten Gesichtern in alten, grauen Waffenröcken und kothigen Stiefeln, welche sich vorläufig an einer umfangreichen Schüssel Maccaroni mit Pomidore stärken.

Enrico fragt nach dem Director und erhält den Bescheid, derselbe befinde sich im Ankleidezimmer nebenan

Und da stehen wir mitten in der Aufregung der letzten Augenblicke vor Beginn des Schauspiels. Der dicke Director, der sich unausgesetzt den Schweiß von dem rothbraunen Antlitz wischt, bittet um Geduld — er hat keine Zeit für uns übrig; desto mehr Zeit haben wir, die Gesellschaft zu mustern, die uns kaum einen flüchtigen Blick schenkt.

Sämmtliche Künstler und Künstlerinnen sind bereits im Kostüm. Dort der kleine Ladenjunge ist ein türkischer Sultan, daneben die junge, gluthäugige Dame ein geraubtes Christenmädchen, weiterhin der simpelhaft aussehende, säbelbeinige Kerl, der tiefbetrübte Vater des armen Kindes. Soeben hilft er in seinem faltigen Gesichte den Spu-

ren des Grams durch ein paar kühne Pinselstriche nach, während seine traute Gemahlin, ein ungeheuer dickes Weib, christliche Ergebung in ihre Physiognomie aufträgt.

Der erste Liebhaber, der das geraubte Kind aus den Händen der Ungläubigen zu retten hat, kann vor Begeisterung kaum den Anfang der Vorstellung erwarten. Er weiß, daß er in der Sterbescene ungeheuren Effect machen wird, und murmelt immer und immer im Declamationston aus seiner Rolle: „Addio, addio per sempre!“ Dann klopft er etwas auf dem Kilo Kolophonium herum, damit der „Schloßbrand“ mehr Furore erweckt und gedenkt, seinem plötzlich in ein sanftes Schmachten umschlagenden Mienenspiel nach zu urtheilen, einiger sonnigeren Partien der Tragödie . . .

„Allons! Allons! meine Herrschaften, das Publikum zerbricht bald die Bänke!“

Es erfolgt ein allgemeiner Aufbruch nach der Bühne.

„Nun,“ ruft der Director und nimmt die Liste zur Hand, welche hinter der ersten Coulisse hängt: „Erster Auftritt, einsame Gegend, Nacht, Donner und Blitz — — Alles in Ordnung, Giovanni?“

„Fein in Ordnung.“

„Recht so. — Zweiter Auftritt, Schloß am Meer. Ist das Schloß am Meer heruntergelassen?“

„Ja.“

„Giovanni, wenn das Zeichen erfolgt, ziehe die überschwemmte Gegend hinauf in die Wolken.“

„Va bene!“

„Jetzt die Ohren gespitzt. Seid Ihr Alle da?“

„Alle."

„Gut also. Weg von der Bühne! Giovanni, pfeife zum Anfang!"

Das Orchester schweigt, der Vorhang rauscht in die Höhe, das Trauerspiel beginnt, und wir sehen von der allem Vermuthen nach gesichertsten Stelle in den Coulissen zu.

Was soll ich über die dramatischen Ungeheuerlichkeiten des Stückes, über die Kränze von Blödsinn, mit denen fast alle Scenen durchwoben sind, was über die Darstellung sagen! Man muß diesen Streit mit den „Todtengräbern", diese sehnsuchttriefenden Liebesmonologe, dieses durch Kniewackeln unterstützte Schluchzen gehört, den „Schloßbrand" gerochen haben, um zu wissen, wie nahe das Erhabene dem Lächerlichen steht.

Stürmischen Beifall erntete der erste Liebhaber, der nach einer ziemlich hitzigen Gefechtsscene — zu sterben hatte. Er schlug sich wohl zehn Minuten mit vier stangenbewaffneten Räubern wie ein gereizter Löwe herum, fiel auf die Kniee, kämpfte in dieser Stellung, sprang dann wieder auf und focht weiter. Erst nachdem ihm der Hut vom Kopfe gefallen, fing er an zu wanken, drehte sich so, daß der Sturz nicht wehe thun konnte und empfing den Todesstoß. Im Verscheiden schrie er dann aus allen Leibeskräften: „Addio! addio, per sempre!"

Dies wirkte derart, daß ein Orchestermitglied beinahe vom Schlafe aufgeschreckt wurde und ein Wasserverkäufer vor Erstaunen stehen blieb, anstatt mit den Gläsern von Bank zu Bank zu schleichen, während allenthalben sich Taschentücher vor die gerührten Augen legten.

Wir hatten genug und verzichteten darauf, dem Director Aufklärung über unsere Anwesenheit hinter den Coulissen zu geben. Addio, mein Amphitheater, addio per sempre! Wenn die Seelen der alten Geschlechter, die ehemals hier jubelten und lachten, aus dem Staube stiegen und gewahrten, was die alte Arena heute mit ansehen muß!

Enrico nahm mich am Arm; wir schlichen uns in's Freie und verließen das Amphitheater durch den nächsten Ausgang. Der Himmel hing voll vereinzelter, dunkler, wandelnder Wolken, Cypressen und Lorbeerbüsche warfen im weichen Schimmer des Mondlichts weithin kriechende Schatten.

Träumereien an meinem Fenster.

Die breiten Hauptstraßen mögen sich in der Sonne noch so sehr brüsten und mit ihren Prunkpalästen groß thun, einen Hauch des Zaubers, der in meiner engen Gasse schlummert, jener engen, heimlichen und doch so vornehmen Straße, wo Jahrhunderte ihre Schatten bergen, kennen Sie nicht. Hier grüßen die Häuser einander zutraulich in die Fenster, auf den Hauptstraßen starren sie sich kalt und fremd an. Hier läßt sich's am Fenster sitzen, sinnen und träumen, daß es eine Art hat!

Gestern bis gegen sechs Uhr freilich, als des Tages Hitze bereits verglühte, und der Abend seine erste Kühlung spendete, war ein gewaltiger Aufruhr an meinem Lieblingsplatze.

Ich hatte seit mehreren Stunden in Victor Hugo's neuem Buche „Les quatres vents d'esprit" gelesen, den wuchtigen Fall der Jampen, dem glockenreinen Klang der Reime gelauscht und mich an der Großartigkeit der Gedanken, besonders aber über die Stelle, in welcher der Dichter gegen den Hochmuth der Menschen predigt, königlich gefreut. Theilweise muß ich sie anführen:

„Bis in den Sarg," ruft der Dichter, „seid Ihr eitel und dumm. Ihr liegt, aber Eure Eitelkeit laßt Ihr aufaufrecht. Ihr meißelt sie an der Schwelle des gefürchteten Grabes aus. Ihr baut ihr Thürme und Kuppeln. Todt seid Ihr noch stolz. Ja wohl; in Euren Todtenstädten, in diesen Städten der Trauer, welche das neblige Paris neben seinem Tumult und Geschrei errichtet, findet man Alles: Haine . . . Springbrunnen . . . Landschaften . . . Sonne im Winter, Schatten im Sommer, Rosen, Lieder, Alles — nur nicht die Gleichheit.

Ihr habt Schindanger und vornehme Gottesäcker, wo nur der Reiche sich's bequem machen, in Frieden schlafen, sich einer wohlgemauerten Gruft erfreuen, sich den Anschein geben kann, als würde er ewig beweint; . . . den dürftigen Todten dagegen, denen wird gekündigt. Von ihnen wird das anhaltende Schluchzen weggejagt. Der Arme hat nicht das Recht der Fäulniß. An einem gegebenen Tage räumt man ihn weg. Man nimmt seine Grabstätte, um ein pomphaftes Denkmal um eine Elle zu vergrößern. Elender, schau, daß Du weiter kommst. Was, Du maßest Dir an, hier, mitten zwischen diesen Marmelsteinen zu verwesen, Dich unter diesen Rasen breit zu machen, am Boden Deines Lochs Aas zu sein wie jeder Andere! Du, der Du nicht einen Pfennig hast! Wer ist dieser Todte da, der Nichts im Beutel hat! Hinaus mit ihm!

Und der Schiebkarren und die Schaufel und das Grabscheit reißen den Schlummerer von seinem harten Kissen weg. Auf! Platz da für Seine Gnaden, den Herrn Nachbarsarg!

Todt sein allein ist nicht genug. Man muß auch Renten haben. Die Aeser des Gesindels riechen übel. Die wohlgeborenen Todten bilden im Jenseits einen abgesonderten Tisch. Die adelige Gruft fraternisirt nicht mit dem namenlosen Pöbel der Leichentruhe. Die Asche wahrt ihren Rang gegenüber dem Staube, und dieser Todte sagt: Pfui vor jenem Todten . . .

Das Grab wäre unparteiisch! I wo! Das „Hier ruht" ist einmal knapp und einmal weit. Der Mautzoll, den der wohllöbliche Stadtrath durch Verordnung feststellt, macht den reichen Hinz unsterblich und den armen Kunz vergänglich. Unentgeltlich faulen! Niemals. Der Grund ist zu theuer . . . Das Grab ist ein See, wo der Reiche obenauf schwimmt. Dieser Todte hat seine Miethe nicht bezahlt, er muß ausziehen. Im Leben war er ohne Brod, im Tode ist er ohne Erde. Die Schädelstätte weist die Proletarierknochen zurück. Nur der Reiche, in der Verschollenheit der echolosen Gruft, wird von Ratten und Maden gefressen, die er bezahlt, von denen er Herr und Besitzer ist . . .

Was! Das ist Euer Tod! Ihr bewahrt Euren Vortritt, Eure Ehren, Grade, Vortheile! Ihr behaltet am Grunde des Nichts Eure Rangstufen bei! . . . Was! Ihr seid todt und wollt noch etwas sein! Ihr laßt Euer Gold klirren im ewigen Schweigen! . . . Ihr nehmt im Grabe noch Plätze ersten Ranges! Ihr hört nicht, daß Gott dem Reichen zuruft: Genug! O wahnwitzige Lebende, ich werde nur dann aufhören, hierüber zu lachen, wenn ich vernehmen werde . . . daß Lucullus unter der Erde ein feinerer

Dünger ist, daß der Flieder und Goldlack dürftiger oder üppiger sind, je nachdem sie aus einer Näherin oder Herzogin herausgewachsen, daß eine Lilie, die sich von einem Armen nährt, schwarz wie Kohle ist, daß, wenn sie gestorben sind, Lazarus übel riecht und der reiche Mann duftet." — —

Wenn ich dann müde bin von der Lectüre, dann werfe ich vielleicht einen Blick hinüber nach meinem vis-à-vis, einem hohen, schweren, dunkelrothen Gebäude, das auf die über seiner Hausthür befindliche lateinische Inschrift nicht wenig stolz zu sein scheint und in dem sich gewissermaßen das ganze Leben einer menschenvollen Straße concentrirt.

Und so sitze ich oft und lange und schaue und beobachte . . .

Ganz verschiedene Köpfe sehe ich da hinter den bogigen Fensterscheiben aus den feinen Gardinen heraustreten . . .

Am Vormittag, wenn die Sonne schon längst über die Dächer strahlt, erscheint gewöhnlich in der ersten Etage eine blondlockige Soubrette, das Gesicht voll Frohsinn und Freude.

Sie lächelt und lächelt, und wenn sie so graziöse Bewegungen macht, mit ihrem Papagei kost und die schönen Zähne zeigt, verstehe ich beinahe, wie es möglich ist, daß sie reichen Eseln ein Vermögen aus der Tasche lächeln konnte.

Ueber ihr haust ein Komiker, dem sein Lächeln auch nicht gerade geringe Gage einbringt, und daneben wohnt ein ehemals vielgenannter pensionirter Staatsmann, der

sich zur Zeit seines Regiments über manche Anleihe und Todtenliste hinweglächelte . . .

Da seht Ihr, es giebt manch' nützliches Lächeln, das seinen Mann gar prächtig nährt.

Am meisten aber fesselt ein Zimmer in der vierten Etage, dicht unter der Dachrinne, meine Aufmerksamkeit.

Lange Zeit stand es ganz leer; höchstens, daß einmal zwischen den nackten Wänden halb nackte, schmutzige Knabengestalten herumtollten, während draußen auf der Straße das Leben des Tages lärmte.

Eines Morgens endlich kamen zwei liebe Menschenkinder — ein schöner, gesundheitstrotzender Mann und ein junges Mädchen — die drehten sich im Zimmer herum, guckten nach oben und unten, maßen mit den Händen und lachten und maßen wieder.

Ich konnte mir ihr Gespräch ein wenig vergegenwärtigen:

„An diesen Pfeiler paßt das Kanape und an diesen der Kleiderschrank, und dahin gehört . . ."

„Ach, laß doch, mein Herz, bis erst die Sachen ankommen, da läßt sich Alles besser arrangiren."

Ich wußte es bestimmt: es waren zwei liebende Herzen, die sich ihr Nest einrichteten. Er hatte endlich eine Stellung gefunden, von der er erwartete, daß sie Weib und Kind nähren könne. Sie war vom Lande, vom Hauch der Tannenwaldung, herein in die Stadt gekommen, die Ohren noch voll von Finken- und Amselschlag. Das Herz des geliebten Mannes sollte ihr fortan Heimath und Vaterland werden.

Einige Tage später zeigten sich hinter den nun so schimmernden Scheiben schneeweiße Gardinen, da stand er auf der Leiter und schlug Nägel ein, und sie reichte ihm dann verschiedene Gegenstände hinauf.

Mochte das eine angenehme Beschäftigung sein! Für die kleinste Handreichung war er so innig dankbar. Fast jede wurde mit einem Kuß oder Händedruck belohnt, und Alles geschah unter freudigem Lächeln, bestrahlt von dem Sonnenschein der Liebe.

Noch einige Tage — — das junge Heim war fertig. Mir gegenüber hatte sich ein junges Glück aufgethan, das ich von der verborgenen Ecke aus nicht genug bewundern konnte. Es kam mir immer vor, als wenn in dem Zusammenleben dieser Beiden nur ein Herzschlag, ein Athem, ein Fühlen, ein Empfinden wäre. O selige, glückdurchwehte Zeit der ungetrübtesten Liebe! . . .

Aber! aber! . . . mit dem Glück kam auch die Armuth über die Schwelle gezogen, und wenn der junge Mann da drüben am Fensterbrett zuweilen den schönen bleichen Kopf auf die weiße Hand stützte, war mir's oft, als ob sich eine kleine Unmuthswolke um seine Stirn gelegt, als ob er dunkel ahnte: arm sein heißt: entsagen müssen von tausend Dingen, welche die Menschen erfreuen; heißt: immer am Scheideweg stehen zwischen dem Glanz des Reichthums und dem Pfuhl der Noth, heißt: sich fügen müssen vor manch' übler Laune, sich bücken müssen vor manchem Schuft . . .

Getröst Dich Gott, armer Mann, da drüben am Fenster, nur frisch und unverzagt! . . . Das düstere Gewölk

des Schicksals schwebt nun einmal über dem sonnigsten Gefilde des Glückes. —

Beinahe ein Jahr ist dahingestrichen. In dem Zimmer unter der Dachrinne meines vis-à-vis scheint eine gewaltige Revolution in Scene gegangen zu sein. Personen zeigen sich am Fenster, die ich bisher nie gesehen, während die junge Frau nicht ein einziges Mal kommen will. Was mag es nur geben!

Ich hatte allerhand Vermuthungen durch den Kopf ziehen lassen, als plötzlich die junge Frau an das Fenster trat und ein Kindchen auf den Armen wiegte, ein munteres, frisches, bausbäckiges Kindchen. Es war ganz in Spitzen wie in eine Wolke eingehüllt.

Welch' herrliches Bild, als sie sich zu ihm herabbeugte, um die kleine Stirn zu küssen, als sie ihm ferner zum ersten Male draußen den sonnigen Tag zeigte und dann in der Stube dahintänzelte! Und wie sie, wenn es schlief, dem Vater mit beredten Winken Schweigen gebot, als wollte sie sagen:

„Ruhig, mein Adolf, ruhig . . . tritt nicht so derb auf . . . es könnte sonst erwachen, unser süßes Goldherz!"

Ich wollte fast neidisch werden auf dieses Familienglück, obgleich der Vater es nicht recht zu würdigen schien. Ich habe deshalb eine Zeit lang nicht mehr hinüber gesehen . . . Aber es sollte noch besser kommen.

Einmal trollte ich mich spät nach Hause. Ich hatte im Kreise froher Freunde lange hinter weißköpfigen Champagnerflaschen gesessen und war sehr aufgeregt. Die Augen wollten vom Schlafengehen nichts wissen. Ich zündete das

Licht nicht an, öffnete das Fenster, schaute hinaus in die weiche Sommernacht, schaute nach meinem vis-à-vis.

Drüben war es noch hell. Manchmal trat auch die junge Mutter an's Fenster und spähte ängstlich durch die Scheiben. Dann lief sie wieder unruhig im Zimmer auf und ab, ließ sich erschöpft auf den Stuhl nieder, lange, lange, traurig vor sich hinstarrend. Wo mochte nur der Vater sein? . . .

Eine dunkle Gestalt kam die Gasse daher geschwankt, anscheinend ein Strolch vom schlimmsten Aussehen. Das hagere, scharfgeschnittene Gesicht, von einem Schnurrbart überschattet, bot im Schein einer nahen Gaslaterne den Ausdruck großer Verkommenheit. So sieht bei Tageslicht ein Mensch aus, der bis zur moralischen Stumpfheit herabgesunken ist . . . Er taumelt nach der Hausthür meines vis-à-vis.

Ein langes Rumoren an dem Schloß, dann springt es plötzlich auf, die Glocke durchgellt das ganze Haus.

Die junge in ein Nachtgewand gekleidete Mutter fährt auf. O sie hat lange, bange Stunden auf den Gemahl gewartet. Denn das Kindchen ist krank, und sie wußte in ihrer Herzensangst allein keinen Rath . . .

Endlich ist er die Treppe hinaufgepoltert. Er taumelt zur Thür herein. Die Frau stürzt ihm entgegen, faßt ihn bei der Hand. Mir ist's, als hörte ich sie sprechen:

„Adolf, mein Adolf, was hast Du gemacht? Wo kommst Du her? Wo warst Du?" . . . Er aber reißt sich los, fuchtelt mit den Händen herum, taumelt nach allen Seiten . . . Dann plötzlich will er sie küssen.

Sie zittert am ganzen Leibe, wehrt heftig ab, deutet nach der Wiege des kranken Kindes. Ach, das kleine Gesicht ist so todtenblaß, das kleine Herz klopft so schnell...

„Krank ist es?“ lallt er mit schwerer Zunge, „krank? Na, dann wird's schon wieder gesund werden!“

Sie weint, die arme Frau. Er aber geht schlafen.

Im Zimmer drüben brennt noch lange Licht. Immer und immer beugt sich ein weinendes Gesicht über die kleine Wiege. Das Fieber will sich nicht besänftigen. Ach, wie die Leidesstunden langsam ziehen, als hätten sie Blei an den Füßen! Wie ernst und dumpf sich die Thürme die Nachtstunden einander zurufen: eins — zwei . . . und dann lange, lange — drei . . .

Das Kindchen fiebert . . . der Vater verschläft seinen Rausch . . . das Licht brennt müde, müde . . . Die Mutter bekämpft das Weinen — —

Wahrhaftig ein düsteres, zu meinen verlebten Champagnerfreuden schlecht harmonirendes Nachspiel, welches mir das vis-à-vis aufgeführt hatte. O, wer all' dies Elend verscheuchen könnte!

Zwei Tage später aber war drüben unter der Dachrinne die reine Tragödie. Ein kleiner Sarg stand auf dem Tisch. Es schlief ein Kind darinnen, so fest, so tief, so ewig. Die Wänglein sind bläulich gelb, die Lippen violett, nur die Locken sind goldigblond geblieben. Wie muß es reizend gewesen sein mit rothen Bäckchen, lächelndem Mündchen, strahlenden Augen! . . . Rings umher viele schöne Blumen, blaue, rothe, weiße und so viel Grün. Daneben die

vom Weinen ermüdete Mutter, der fast gleichgültig scheinende Vater . . .

Nein, nein! ich sehe jetzt eine Zeit lang nicht mehr hinüber. Das Fenster drüben hat mich zu sehr verstimmt.

Einige Wochen sind vergangen.

Als ich vor einer Stunde durch die Straßen schlenderte, kam ein Leichenzug daher. Unter den Leichenträgern erblickte ich den lieben Adolf von meinem vis-à-vis-Fenster. In seinem Gesicht lag eine stramme Melancholie, die Sammtmütze saß tief auf der Stirn, der Gang war nach dem Tempo eines Trauermarsches geregelt.

Durch welche Umstände mag Adolf nur in diese Gesellschaft gerathen sein? Wenn ich nach Hause komme, muß ich gleich nach der Wohnung unter der Dachrinne schauen, um zu wissen, was die junge Frau macht.

O mein Fenster! . . . mein Fenster! In den Großstädten der verschiedensten Länder habe ich einen so trauten Ort gefunden und auch von da aus das Leben studirt. Freilich, nicht das der „feinen" Leute, welches überall beinahe gleichartig parfümirt, geschniegelt und gebügelt herumstolzirt, sondern das Leben, welches abseits liegt von den Tummelplätzen des Luxus und Genusses, das Leben der Arbeiter; das Leben der kleinen Freuden und Leiden; das Leben ohne Beleuchtung eines strahlenden Kronleuchters; das Leben, welches im Schimmer des gelbröthlichen Gaslichts tief in die Nacht hinein sorgt und schafft, schmiedet und feilt, hobelt und sägt, nachdem es den Tag über die nimmermüden Hände geregt und sich kaum Zeit genommen,

den Schweiß von der Stirn zu wischen; das Leben der kleinen Leute, die des Besten werth sind, was ein denkender und fühlender Mensch zu geben vermag: der Bewunderung und des Mitleids, des innigen Lächelns des Humors und des feuchten Auges der Vergebung . . .

Wenn ich dann müde geworden war an meinem Fenster und hinab ging in den Lärm der engen Gassen mit ihren Freuden, ihrem Elend, das ich kennen lernte, als hätte ich es mit allen Poren eingesogen; wenn ich einer Arbeiterfamilie auf Schritt und Tritt in den Straßen folgte, ihren Gesprächen, ihren Klagen, ihren Schimpfreden lauschte, mich in ihr Leben so hineinlebte, daß ich förmlich ihre Lumpen auf meinem Leib fühlte, und mich endlich auf mein einsames Zimmer zurückzog — dann redete ich mir ein: moralisire nie, verdamme nie; denn nichts ist zu klein, als daß es einer Beachtung unwerth wäre; das Geschick eines fallirenden Friseurs ist schließlich ebenso interessant, wie das eines Helden der Ilias . . .

Wie er Goethe sah.

Oder gute, der brave Alte! . . . Drüben am Vesuv, wo ein Lavafeld am weitesten herabreicht und die letzten Echos der wilden Brandung des neapolitanischen Lebens verzittern, stand sein Häuschen, eingehüllt in Stille und Schatten. Daneben reckten sich einige Palmen, lauschten dunkle, mit ein paar Finkennestern ausgestattete Lorbeerbüsche, philosophirte zuweilen ein Esel, der sich in der Sonne ergötzte und dann sehnsüchtig nach dem strohüberdachten Brunnen schielte; weiterhin klafften die breitgeschwungenen Fensterbogen einer Ruine, dehnten sich Weinberge, aus denen das Lachen sonnenverbrannter Mädchen schallte . . . über Allem der rauchende Berg — das war die gewöhnlichste Physiognomie der Umgebung.

Und das Häuschen selbst! Hinter der kleinen schwarzen Pforte und den grauen Läden herrschte immer eine Ruhe, als schwebten sanfte Träume durch die halbdunkeln Gemächer, Alles in Schlummer haltend.

Höchstens, wenn der alte Curtius in seinem langen, mit Elfenbeinknöpfen besetzten Rock hastig durch die Zim-

mer schrittelte oder mit zittriger Stimme nach seiner Elsa rief, summten die Fliegen ein wenig, erinnerten sich die Kanarienvögel, daß sie noch zwitschern konnten.

Nur wenn ein Fremder von jenseit der Alpen, ein Deutscher, sich in diese Einsamkeit verirrte, um den einsamen Landsmann aufzusuchen, erwachte Alles zu neuem Leben!

Ach, dann war es entzückend zu sehen, wie der Alte treuherzig-bieder die Hände entgegenstreckte und alle Falten seines Gesichtes lachten, wie er sich in den Hintergrund seines Fauteuils lehnte, während Elsa Wein herbeischaffte, herrlichen Vesuvwein, der wie ein flüssiger Sonnenstrahl im Glase funkelte! . . . wie der Alte gesprächig wurde! . . . wie tausend Erinnerungen durch sein Herz und tausend Fragen über seine Lippen zogen:

O dieser Schwarzwald! . . . dieser Spessart! . . . und erst der Harz! . . . dieses Tannendunkel! . . . dieses thaufrische Leben! . . . und die Ströme, der Rhein, der Neckar . . . diese Weizenfelder, diese Rebenhügel an den herrlichen Ufern.

Und von diesen örtlichen Erinnerungen schweifte er dann voll wehmüthiger Freude zurück auf seine Jugendzeit, der sonnigen, lieb- und saugdurchwobenen Tage gedenkend, die er als Student in alter Burschenherrlichkeit zu Jena verlebt hatte.

Wer dann recht andächtig lauschte in dem traulich stillen, vom Duft des Alterthums durchhauchten Zimmer, auch das Trinken nicht vergaß, dem gegenüber blühte der Alte in seiner ganzen Jugend wieder auf, und in solch'

herrlicher Situation erzählte er immer die lieblichste Erinnerung derselben: sein Zusammentreffen mit — Goethe.

Mir hat er es zweimal mitgetheilt und stets damit weihevolle Stunden bereitet, obgleich ich nicht so andächtig zuhörte, wie seine Elsa, welche die Geschichte wohl hundertmal vernommen. Ich will versuchen, sie nachzuerzählen.

* * *

Es war in den zwanziger Jahren. Curtius, ein flotter Jenenser Student, hatte damals viel Feuer in den Augen, viel Durst in der Kehle, aber wenig Geld in der Tasche und kein Tröpflein Wein im Hause.

Doch was thut's! Er wußte dafür eine traute Kneipe, in der er pumpen und ein feuriges Mädchen, auf dessen Wohl er trinken konnte, und so, emporgetragen vom Luftballon der Begeisterung und fortbewegt vom Golfstrom der Liebe, war er glücklich, wie man sich's nicht besser denken kann. Der Teufel mag auch ein junger Bursche sein, wenn ein solcher nicht lieben und trinken soll!

Zudem wurde sein Dasein verklärt von dem Goldschimmer der Posie, einer Poesie, die damals nicht als Cultus des Schmerzes durch die Literaturen schlenderte, in der Lust der Thränen und im Ausruhen unter dem Rasen Feste feiernd, vielmehr einer Poesie, die zum fröhlichsten Leben und behaglichsten Genießen sporute.

Was Wunder also, wenn er im edelsten Jugendfeuer für Goethe schwärmte und ein Zusammentreffen mit ihm für das größte Glück hielt, das nur einem Sterblichen leuchten konnte!

Aber wie nach Weimar kommen? Der Weg zu Fuß

dahin ist weit und fordert viel Geld. Nun, da wird gespart und wieder gespart! . . .

Nun zogen gar öde Tage durch das ärmliche Studentenstübchen unterm Dach, schritten Entsagung und Entbehrung über die Schwelle, blieb auch der Hunger kein fremder Gast. Der Zauber des Namens „Goethe" ließ jedoch Alles ruhig ertragen, bis endlich der heißersehnte Tag der Abreise erschien.

Auf der thaufrischen Erde lag ein lichter Frühlingsmorgen. Alles schwamm in Duft und Sonnenschein. Das Ränzchen auf dem Rücken, einen soliden Stock in der Hand, ein kleines Pfeifenfeuer unter der Nase — so marschirte Curtius durch die friedlichen Dörfer, hinter denen sich die Wälder wie große, grüne Vorhänge erhoben, stracks auf Weimar zu, bald einer rothen Dorfschönen neckischen „Guten Morgen" zulachend, bald in einer Spelunke die schnell trocknende Kehle befeuchtend.

Die Nacht fiel auf die Erde, als er endlich müde in Weimar ankam und sich im „Weißen Schwan" einquartirte. Aber schlafen ging er nicht. Die Aufregung, jetzt in der Stadt Goethe's zu athmen, war zu mächtig.

Zudem hatte sich am runden Tisch der Wirthsstube eine fröhliche Gesellschaft zusammengefunden. Maler, Schauspieler, Journalisten, Leute, die nicht erst eine Gebrauchsanweisung zum Leben benöthigten, unter denen er sich durch die Gemeinschaft der Kneiptafel, einiger Gläser Gerstensaft und ein paar kecker Witze bald derart heimisch fühlte, daß er endlich, als die Nacht scheiden wollte, und die Lichter müde brannten, den Zweck seiner Reise zum Besten gab.

„O da kann ich Ihnen helfen," sagte der Maler Grüner. „Morgen Abend giebt's bei August von Goethe Gesellschaft, bei der auch Goethe erscheint. Wenn Sie wollen, verschaffe ich Ihnen eine Einladung" . . .

Ob Curtius ‚nein' sagte? Gewiß nicht!

Während der paar letzten Stunden der Nacht ließ die Freude keinen Schlaf in seine Augen, und als endlich am folgenden Vormittag wirklich die Einladung anlangte, spielte ihm die Aufregung so mit, daß er wie toll durch die stillen Straßen Weimars stürmte, um den Nachmittag todtzuschlagen.

Wer malt aber sein Entsetzen, als er in den „Schwan" zurückkehrte, um Toilette für den Abend zu machen und einen durch ein gelindes Unwohlsein Goethe's heraufbeschworenen Absagebrief vorfand. So mochte Napoleon geblickt haben, als er bemerkte, daß sich die Sterne seines Glückes zum Untergange neigten!

Beinahe erdrückt von den Trümmern zerstobenen Hoffens, beschloß Curtius, sogleich abzureisen, überlegte jedoch dann, daß er wenigstens Goethe's Wohnhaus sehen müsse.

Traurig, gebrochen, müde schleppte er sich durch die einsamen Gassen, bis ihm die gelben Mauern entgegenleuchteten, hinter denen der Halbgott sein Heim aufgeschlagen. Wie nach dem Sternenhimmel richtete er in weihevollem Erbeben seine Blicke nach der großen, grünen Thür, nach den hellen Fensterscheiben, die so glücklich waren, in Goethe's Nähe zu existiren.

Plötzlich durchrieselte es ihn eisig kalt und siedend

heiß zugleich. Schreck und Freude flossen durcheinander. Das Herz klopfte heftig unter dem blauen Rock, das Blut rollte heiß in den Adern; denn am Fenster zeigte sich ein auf die Straße starrender Kopf . . . ein Kopf, unter dessen hoher Stirn die feurigsten Augen hervorblitzten . . . ein Kopf, den er tausendmal auf dem Porträt daheim in tiefer Andacht bewundert: der Kopf Goethe's!

Einige Augenblicke starrte Curtius nach dem flammenden Gesicht, als wollte er diesen Anblick auf ewig in sich einsaugen; dann zitterte er an allen Gliedern und lief, wie geschreckt von der Majestät des Genius, davon, was er laufen konnte, bis er endlich vor dem Stadtpark, in welchem Goethe ein Häuschen hatte, wieder aufathmete.

Tiefe Ruhe lag unter den hohen Bäumen. Ein sanfter Abendwind hauchte in den Wipfeln, und die Sonne behing die Aeste mit den letzten Strahlen. Abendroth erblühte rings am Himmel.

Drüben an der Mauer war ein alter Gärtner eifrig mit Graben beschäftigt, den Curtius freundlich um Erlaubniß zum Eintritt in das Häuschen bat.

Der Alte blickte ihn forschend an und sagte dann mürrisch:

„Allein dürfen Sie nicht gehen . . . Um Vergebung, aber die Fremden nehmen zu viel als Erinnerungszeichen mit fort . . . ich muß Sie schon begleiten, sobald ich mit Graben fertig bin."

Was war da zu thun? Curtius glaubte nichts besseres machen zu können, als ein bereitliegendes Grabscheit zur

Hand zu nehmen und dem Alten die Arbeit sobald als möglich beenden zu helfen.

„Weiß überhaupt nicht, was die Leute mit dem alten Geheimrath haben ... der ist blos hübsch, wenn er seine Orden angelegt hat. Da war's doch mit Schiller eine ganz andere Sache," skandalirte der Alte weiter.

„Wie, Sie kennen auch Schiller!" rief der Student begeistert.

„Potztausend, ob ich meinen Herrn selig kenne ... bin fünf Jahre in seinem Dienst gewesen, und die Stiefel, die ich an meinen morschen Füssen habe, hat mir Frau Hofrath bei seinem Tode geschenkt!"

Curtius ließ beinahe vor Ueberraschung das Grabscheit fallen, und der Alte konnte deutlich merken, mit welch' weihevollem Respekt, mit welch' inniger Verehrung auf einmal seine Fußbekleidung angestaunt wurde. Um seine Lippen, die eine ziemlich große Pfeife hielten, spielte ein freundliches Lächeln, so daß er dem jungen Mann erlaubte, ohne Führung nach dem Häuschen zu gehen.

Im Augenblick war dieser auf dem gelben Sandwege hinter den Bäumen verschwunden.

Mit heiligem Schauer trat er ein, schritt andächtig durch den mit Statuen und Wandsprüchen geschmückten Hausflur und begab sich dann nach dem oberen Zimmer, in welchem Goethe zuweilen arbeitete.

Wie ein Tempel erschien ihm dieser geweihte Raum, der Schreibtisch wie ein Altar, die Statuen an der Wand wie die guten Genien der Menschheit.

Er trat näher, sah sich scheu um und warf einen Blick nach dem Tisch.

Plötzlich flammt es in seinem Auge. Die Hand greift nach der Feder, taucht ein. Er läßt sich auf den Sessel nieder und schreibt in großen Zügen auf das leere Stück Papier, hastig, als brenne es ihm unter den Nägeln:

Könnt' ich Unsterblichkeit schöpfen, wo Du, Erhabener, schöpftest,
Schlürfen den köstlichsten Trank und in Entzückung vergeh'n . . .
Ach, der irrende Fuß darf dies ja nimmer erreichen.
Wie auch die Stund' mich nicht grüßte, Aug' in Aug' Dich zu seh'n,
Warm Dir zu drücken die Hand, athmend das herrlichste Glück.

Plötzlich bebte er zurück. Es wurde ihm, als hätte er ein Verbrechen begangen. Er schleuderte die Feder hin, sprang auf, stürmte die Treppe hinab, schoß am alten Gärtner vorbei, rannte nach dem „Weißen Schwan" und verließ Weimar noch an demselben Abend.

Von seinen Erlebnissen erzählte er keinem Menschen ein Sterbenswörtchen.

* * *

Die Welt war um drei Wochen älter geworden. Curtius hatte von Jena aus mit mehreren Commilitonen einen Ausflug nach einem nahen Dorfe unternommen, und die durch das Panier der tollsten Laune und herzlichsten Eintracht vereinigte Gesellschaft kehrte spät in weicher, mondstiller Sommernacht zurück.

Man ging in Gruppen: hier armverschlungen Drei,

dort Vier, weiter hinten noch mehr, plaudernd, scherzend, lachend, singend.

Da auf einmal deklamirte es weit vorn aus einer Gruppe:

Könnt' ich Unsterblichkeit schöpfen, wo Du, Erhabener, schöpftest — —

Curtius lauschte auf ... Alle Teufel, war dies nicht sein Hexameter vom Goethehause! ...

Schlürfen den köstlichsten Trank und in Entzückung vergeh'n —

rief er als Antwort nach vorn, und:

Ach, der irrende Fuß darf dies ja nimmer erreichen —

schallte es im Declamationston zurück.

Das war zu viel! Curtius rannte nach vorn, faßte den Redner an, schrie:

„Mensch, Freund, Commilitone, wo hast Du das her?"

„Wo ich das her habe? Hast Du nicht gelesen, daß Goethe in einer Frankfurter Zeitung den Studenten, der auf seinem Arbeitstisch einen Vers gesalbadert, auffordert, sich ihm vorzustellen?" ...

Gut, daß jetzt eine Wolke über den Mond huschte und Niemand bemerkte, wie Curtius das Blut in die Wangen schoß ...

Aber Goethe wagte er sich nicht persönlich zu nahen, ungeachtet der Aufforderung; einem so gewaltigen Geistesfürsten wollte er jetzt nicht gegenübertreten. Curtius konnte wohl auch nicht leicht zum zweiten Male so viel Geld zusammensparen.

„Desto näher bin ich ihm geistig gekommen," sagte

er in seinen alten Tagen, als er mir einmal drüben am Vesuv in einer großartig italienischen Herbstnacht Goethe's ewig schönes Lied „An den Mond" aus ganzer Seele vorgetragen und ich auf den Zauberschwingen der Poesie in sonnenreine Gefilde unsterblicher Kunst gehoben wurde, wo Engel athmen und alles Menschliche in tiefem Schlummer ruht.

Lyrisches Intermezzo.

Im Hochgebirg.

Mein süßes Lieb, bin wandermüd,
Die Sonne ist hinabgeglüht,
Es schlafen die Alpenrosen.
Kehr heim vom Gletscherprachtpalast,
Gönn mir an deiner Seite Rast,
Und laß uns selig kosen.

Hoch oben auf ewigem Gletschereis,
Bei Enzian und Edelweiß,
Erfüllte mich Sehnenswonne.
Ein Adler schwang sich himmelauf,
Ich ging zu Thal in raschem Lauf
Und suchte, wie er, die Sonne.

Auf Bergen ruht die Wolkenschaar,
An meiner Brust ruh' immerdar,
Wenn's dämmert im Erdengetose . . .
Und fassen die Schauer des Dunkels dich,
So sei getrost und küsse mich,
Du glühende Alpenrose.

Chamonnix.

Nur im Traum.

Sah' dich im Traum geseh'n die letzte Nacht;
Um weiße Schultern wogt' der Locken Pracht,
Und Freude lag im Engelsangesicht.
Anbetend ruht der Blick auf deinem Glanz,
Wie auf dem eisgekrönten Alpenkranz,
Wenn Morgenroth sich um die Firnen flicht.

Ich bin erwacht, war traurig und verwaist;
Denn über Sternen wohnt dein sel'ger Geist,
In Trümmer fiel mein Glück und schwand wie Schaum.
So seh ich nur im Traum dein Glorienhaar,
Und all' die sel'ge Zeit, die eh'mals war —
Wär' doch mein ganzes Leben nur ein Traum!

Genf.

Mein Himmelreich.

Komm' in schattendunkle Laube,
Du zauberreiche süße Maid,
Und leg' das schwarzumlockte Köpfchen
An meine Brust voll Seligkeit.
Doch senk' die dunkelglüh'nden Augen,
Ich schau' hinein sonst unverwandt,
Vergeß' die liebdurchbebten Lippen
Und Deine küssenswerthe Hand.

Die freudumlachten Jugendzeiten
Sind längst verschollen, längst vertagt,
Und meinem heimathfremden Leben
Hat Fried' und Freud' Fahrwohl gesagt.
Noch wie ein goldenglühend Gestern
Seh ich des Glückes Sonnenpracht;
Dein Herz sei mein auf ewig, ewig,
Sie steigt empor in alter Macht.

Du schweigst — und schaust mir überselig
In's wonnetrunkne Augenpaar.
Die schönsten Lippen lispeln lächelnd:
„Ich bin Dein eigen immerdar!“
Nun kann die Welt mich nicht bethören
Mit tollen Freuden, nebelbleich:
An Deiner Brust hab' ich gefunden
Das freudenvollste Himmelreich.

Rom.

Widerspruch.

Süße Ruhe wohnt im Herzen —
Und es regt sich kein Verlangen;
Leidenschaften, bange Sorgen
Schlummern selig, traumbefangen.
Sabbathstilles Ruheleben
Konntest Du allein nur geben,
Himmlisch süßes Angesicht! — —

Kehret wieder, goldne Tage!
Denn ein thöricht eitles Wähnen
Rastet nie, wie Fieberpulse,
Die sich nach dem Grabe sehnen.
Freudenarmes Schmerzensleben
Konntest Du allein nur geben,
Himmlisch süßes Angesicht! . . .

Neapel.

Auf dem Père Lachaise.

Auf den Grabeshügeln lispelt
Riedgras: Von den bleichen Wangen,
Von den bittern Trauerthränen,
Die im rothen Auge hangen,

Von dem langen Leichenzuge,
Von des Bahrtuchs düstrem Rauschen,
Von den schwarzen, stummen Trägern,
Die beredte Blicke tauschen,

Lispelt von dem Händedrucke
In die Todtenhand, die kalte,
Eh' der Sarg hinunter schwanket
In die düstre Grabesspalte. —

Trauerweiden, sturmbeweget,
Schütteln ihre Zweige wild,
Nur zuweilen schau'n sie nieder,
Sinnend, träumerisch und mild.

Und dann flüstern sie gar heimlich:
Von des Menschen eitlem Streben,
Wie er seinen Ruhm, den nicht'gen,
Zu den Sternen will erheben,

Wie er eilet, rennet, jaget
Nach des Goldes falschem Scheine,
Bis er müde, leidentrunken,
Schlummert unter'm Leichensteine.

Und sie streuen ernst und traurig
Schatten auf begrab'ne Leiden,
Daß sich Erdenland nicht sonne,
Wo sich grell zwei Welten scheiden. —

Paris.

Der Wanderer.

Das Auge feucht, das Herz voll Leid,
Getrennt vom Glück wohl sternenweit,
Verlassen, angstbeglommen —
So wand'r ich einsam, sterbensmatt,
Find' weder Heim, noch Ruhestatt,
Hör' nimmer ein Willkommen.

O Liebesrausch, o Jugendmuth,
O rosiger Lippen süße Gluth,
Wie seid ihr abgeblühet! . . .
Bin fremd in wilder Sturmesnacht,
Wenn's Echo gellt, der Donner kracht,
Und wenn der Tag erglühet.

Ich weiß kein Herz, das um mich bangt,
Kein Thal, nach dem mich's heimverlangt,
Mich faßt ein eis'ger Schauer . . .
O träumte ich den süßen Traum
Dort unter dem Cypressenbaum,
Jenseits der Kirchhofsmauer!

New-York.

Der Pfarrer von Capri.

Signora Bertha Nemayer in Neapel gewidmet, die mich um fröhliche Geschichten bat.

Capri, 20. October 18..

Verehrte Freundin!

Indem ich Ihren Brief las, empfand ich eine Art Gewissensbisse. Ich grolle mir selbst, in meinen Erzählungen zu viel die Farbe der Trauer angelegt zu haben und nehme mir vor, Ihnen heute etwas Fröhliches, ja närrisch Fröhliches zu bieten. Warum sollte ich auch traurig sein? Ich wohne jetzt tausend Meilen fern von dem Pariser Nebel und dem Berliner Staub im blauen Tyrrhener Meer auf der Insel Capri. Mich umgiebt nur Sonne und Musik. Ich höre das Vollorchester der Vögel; die Hirten spielen auf ihren Schalmeien, und aus den Weinbergen lachen die schönen braunen Mädchen. In der That, der Ort ist schlecht gewählt zum Schwarzsehen; ich sollte lieber

Frei nach A. Daudet.

den Damen rosenfarbige Gedichte und Körbe voll der schönsten galanten Erzählungen liefern. Doch ach — nein! . . . Gestern habe ich auch in meiner Einsamkeit eine Geschichte erlebt, die mich zwar anfangs lustig machte, heute aber, wenn ich erwäge, wie die guten Leute an der Nase herumgeführt werden, traurig stimmt. Zudem braust seit einigen Stunden ein mächtiger Sturm über meine Insel hin, und die weißschäumenden Wogen rollen wie wahnsinnig an die hohen Felsen. Mir fehlt das Herz, um fröhlich zu sein. Entschuldigen Sie, meine liebe Freundin, deshalb, wenn durch die folgende scherzhafte Erzählung auch der Ton der Trauer klingt.

Mit herzlichem Gruß

Ihr aufrichtig ergebener

K. B.

Die letzten Tage waren auf meiner Insel kalt und schaurig. Die Luft war voll Regen, zerfetzte Wolken hingen tief am Himmel, der Fall der Blätter rauschte melancholisch unter den Bäumen.

Aber gestern strahlte wieder die Sonne so frühlingsprächtig, blaute der Himmel so wunderbar, daß man gar nicht wußte, was man vor Freude anfangen sollte.

Wer da im sonnigen Süden Freiheit in der Brust, Liebe im Herzen und einige Fünffrankenstücke in der Tasche trägt, ist eine gottbegnadete Natur. Das war mein Fall.

Deshalb stieg ich auch am Abend mit meinem Antonio — einem hiesigen Priester, der sich gern in meiner Gesellschaft aufhält, und der immer so andächtig lauscht, wenn ich ihm von fremden Ländern und fremden Menschen erzähle — wieder hinauf auf den Tiberiusfelsen.

Und da saßen wir mit einander und saßen bis spät in die Nacht hinein, während tief unten die Wellen des Meeres rauschten, in der Ferne die Leuchtthürme flammten, in der Nähe die Ruinen der Tiberiusvilla so gespenstig aufragten.

Dabei wurde getrunken und getrunken, bis die Fröhlichkeit aus dem Herzen in den Kopf schlüpfte, ge-

trunken, daß wir so weltverachtend in die herrliche Schöpfung und nach dem in der Ferne glühenden Vesuv starrten, als wollten wir zwei Soldi für den ganzen Kram bieten, getrunken, daß sich allerhand deutsche Lieder auf meine Lippen drängten, die ich als fröhlicher Student so oft gesungen hatte. Und so ertönte denn im tiefen Süden:

„Hamburg ist ein schönes Städtchen —
Sieh'st Du wohl —
Weil es an der Elbe liegt —
Sieh'st Du wohl —
Und da giebt es schöne Mädchen —
Sieh'st Du wohl —

und der Pfaffe hörte so andächtig diesen fremdartigen Tönen zu, daß man ordentlich merkte, wie ihm das Herz unter der Kutte wackelte.

In dieser Freude ergriff er plötzlich das mächtige Glas und stürzte den herrlichen Inhalt auf einen Zug hinab, als sollte drunten in aller Eile eine Ueberschwemmung in Scene gesetzt werden.

„Aber Antonio!" rief ich fröhlich.

Er machte ein freudestrahlendes Gesicht, welches für den gehabten Genuß das beste Zeugniß ablegte und murmelte in süßer Weinseligkeit:

„Laß mich! laß mich! ... Nun werden sie Alle selig, Alle."

„Wer denn — Alle?"

„Meine Pfarrkinder, natürlich."

„Und das weißt Du so bestimmt?"

„Ganz bestimmt; denn ich hab' sie letzten Sonntag mit meiner Predigt derb an der Nase herumgeführt. Ganz Capri wird nun selig, ganz Capri."

„Aber, Goldjunge, wie hast Du das gemacht?"

„Da muß ich Dir ein Stück aus meiner Predigt erzählen, ein Stück aus meiner lieben Sonntagspredigt."

Und er erzählte im tiefen Weinbaß:

„Meine Brüder," sagte ich auf der Kanzel, „glaubt mir, wenn Ihr wollt, in der vorigen Nacht befand ich elender Sünder mich an der Pforte des Himmels.

Ich klopfte. Der heilige Petrus öffnete.

„Ach, Du bist es, mein braver Antonio," sagte er, „wie das mich freut, was steht zu Deinen Diensten?"

„Schöner, heiliger Petrus, der Du das große Buch und den Schlüssel bewahrst, sage mir, wenn ich nicht zu neugierig erscheine, wie viele meiner Pfarrkinder sind im Himmel?"

„Ich kann Dir nichts verweigern, Antonio; setze Dich, wir wollen zusammen nachsehen."

Und der heilige Petrus nahm sein großes Buch, öffnete es, nahm seine Brille und las:

„Capri, sagst Du ... Ca ... Ca ... Ca ... pri. Du hast Recht, hier steht es. Nicht mehr Pfarrkinder in Capri als Katzen in einer Mausefalle."

„Wie? Niemand von Capri hier? Niemand? Das ist nicht möglich. Sieh' genauer hin!"

„Niemand, lieber Antonio. Sieh' selbst, wenn Du glaubst, ich scherze."

Ich blieb verwundert stehen, faltete die Hände und rief um Erbarmen. Dann sagte der heilige Petrus:

„Aber Antonio, Du mußt nicht gleich Dein Herz verlieren. Du würdest Dich zu viel kränken. Es ist ja nicht Deine Schuld. Deine Pfarrkinder bestehen gewiß gerade die Fastenzeit im Fegefeuer."

„Ach hab' Mitleid, großer, heiliger Petrus. Laß mich wenigstens sie sehen und sie trösten."

„Gern, mein Freund, komm, nimm schnell diese Sandalen, denn die Wege sind nicht schön. Jetzt geh nur rechts vor mir her. Siehst Du dort unten im Hintergrunde eine Silberpforte? Klopfe dort an, und man wird Dir öffnen. Glück auf!"

Und ich ging und ging. Welch ein Weg, meine liebe Gemeinde. Wenn ich daran denke, überfällt mich Gänsehaut: Ein kleiner Pfad voll Dornen und Schlangen, die drohten mich zu stechen. So kam ich zur Silberpforte.

„Wer klopft?" rief mir eine rauhe, schläfrige Stimme zu.

„Der Pfarrer von Capri."

„Von . . .?"

„Von Capri."

„Ach so, Tritt ein!"

Ich trat ein.

Ein schöner Engel mit Flügeln, schwarz wie die Nacht, mit einem Kleide, glänzend wie der Tag, mit einem Schlüssel von Diamanten an seinem Gürtel, schrieb in ein Buch, das noch viel größer war, als das des heiligen Petrus.

„Was willst Du und wonach fragst Du?“ sagte der Engel.

„Schöner Engel Gottes, ich will wissen, obwohl dies vielleicht sehr neugierig ist, ob hier von mir Pfarrkinder sind.“

„Wie heißen sie?“

„Leute von Capri. Ich bin Ihr Pfarrer.“

„Ach, der Abt Antonio, nicht wahr?“

„Dir zu dienen, mein Engel.“

Und der Engel öffnete sein großes Buch und blätterte darinnen, indem er seinen Finger mit Speichel netzte, damit die Blätter leichter gleiten.

„Capri,“ sagte er mit einem tiefen Seufzer, „Antonio, wir haben im Fegefeuer Niemand aus Capri.“

„Jesus, Maria, Joseph, Niemand aus Capri im Fegefeuer! O Gott, o großer Gott, wo sind Sie?“

„Nun, heiliger Mann, sie sind natürlich im Himmel, wo sonst?“

„Aber ich komme eben aus dem Himmel.“

„Du kommst von dort! Ach, Mutter Gottes, wenn sie nicht im Himmel und nicht im Fegefeuer sind, giebt es kein Mittelding, dann sind sie . . . .“

„Ach, ich Armer!“ rief ich aus, „wie werde ich in den Himmel kommen, wenn meine Pfarrkinder nicht dort sind! Ach, wo sind sie, wo sind sie!“

„Höre, mein armer Antonio, weil Du einmal um jeden Preis hierin sicher sein und Dich mit eigenen Augen überzeugen willst, nimm jenen Pfad, laufe, so viel Du laufen kannst. Du wirst links ein großes Thor

finden, dort wird man Dich über Alles aufklären. Gott sei mit Dir!"

Und der Engel schloß die Pforte.

Es war ein langer mit rothglühender Erde gepflasterter Weg, den ich gehen mußte. Ich schwankte und stolperte bei jedem Schritte, war ganz mit Wasser vom Schweiße bedeckt und lechzte doch vor Durst. Da sah ich zu meiner Linken eine Thür — nein ein Thor, ein enormes Thor, das seinen Rachen zu öffnen schien, wie ein großer Backofen. O, meine liebe Gemeinde, welch' ein Anblick! Da fragte man nicht nach meinem Namen und hatte keine Registrationstabelle. Da konnte man ungehindert durch die offene Thür eintreten wie Sonntags in ein Wirthshaus. Ich schwitzte große Tropfen, und doch schüttelte mich der Frost. Meine Haare standen zu Berge. Ich fühlte das Feuer, den Dunst und denselben Geruch, der Capri erfüllt, wenn der Hufschmied brennt, um einen alten Esel zu beschlagen. Ich verlor den Athem in dieser schrecklichen Luft und hörte dabei immer schreckliches Klagen, Heulen, Fluchen.

„Nun, wirst Du eintreten oder nicht!" raunte mir ein gehörnter Teufel zu, indem er mir mit der Faust einen Puff in die Seite gab.

„Ich? ich trete nicht ein. Ich bin ein Freund Gottes."

„Was machst Du also hier?"

„Ich komme — ach, ich kann es kaum sagen — mich kaum auf meinen Füßen halten . . . ich komme weit her, Dich zu fragen, ob nicht vielleicht aus Zufall hier Jemand aus Capri ist."

„Ach Feuer Gottes, wie dumm Du Dich stellst, als ob Du nicht wüßtest, daß sich ganz Capri hier befindet. Komm' häßlicher Rabe, und sieh, wie wohl sich hier Deine Pfarrkinder fühlen."

Und ich sah in der Mitte einer schrecklichen Feuerwolke den langen Scarano, den ihr alle gekannt, liebe Brüder, der alle schlecht machte und jedes Mädchen küssen wollte. Ich sah Tavolio, die schöne Spitzbübin, die jedes Mannesherz gefangen nehmen wollte. Ich sah Tagliani, welcher, wenn ich ihm mit dem Allerheiligsten begegnete, seines Weges ging, die Mütze auf dem Kopfe und die Pfeife im Munde, als hätte ihm ein Hund begegnet. Ich sah von Euch Großeltern und Väter und Mütter und Brüder — Alle, Alle in der Hölle. Donnerwetter, es ist schaurig, meine liebe, andächtige Gemeinde!"

Als von Furcht durchbebt die Zuhörer so die Hölle offen sahen . . . fuhr der gute Abbé fort: „Ihr seht wohl, liebe Brüder, daß dies nicht so fortgehen kann. Auf mir lasten die Seelen, und ich will Euch retten von dem Abgrund, in den zu fallen Ihr im Begriff steht.

Morgen will ich mich an die Arbeit machen und daran wird's nicht fehlen. Morgen fange ich an und lasse Alles hübsch der Reihe nach gehen, wie auf dem Saal, wenn man tanzt.

Morgen, Montag, müssen die Alten beiderlei Geschlechts beichten . . . das ist nicht viel Arbeit — Dienstag die Kinder, die werden bald fertig sein — Mittwoch die Knaben und die Mädchen . . . das wird lang währen — Donnerstag die Männer, mit ihnen will ich's kurz machen

— Freitag die Frauen, die ich warne vor dem Geschichtenerzählen, Sonnabend der Müller . . . ein Tag für ihn allein wird nicht zu viel sein. So werden wir bis Sonntag fertig.

Siehst Du, liebe Gemeinde, wenn der Weizen reif ist, muß man ihn mähen, wenn der Wein gekeltert, muß man ihn trinken. Hier ist schmutzige Wäsche, die muß man waschen und gut waschen. Dazu wünsche ich Euch Gottes Gnade. Amen."

Gesagt, gethan. Die ganze Gemeinde unterzog sich der Wäsche, und seit diesem Tag kennzeichnet ein Hauch der Tugend weithin die Pfarrkinder von Capri.

Das also ist die Geschichte des Pfarrers von Capri, so wie er sie mir in süßer Weinstimmung selbst erzählte und ich in süßer Weinstimmung andächtig lauschte . . .

In der Ferne schleuderte der Vesuv seine rothen Feuersäulen gegen den Himmel, unten am Fuße des Felsens brüllte das Meer, und der Nachthimmel war angethan mit seinem herrlichsten Sternenmantel.

Aber verstehen Sie nun, meine liebe Freundin, weshalb ich in meinem Brief sagte, daß mich diese lustige Geschichte doch traurig stimmte?

Neapolitanische Betteljungen.

Die ganze Atmosphäre schwimmt voll Fröhlichkeit. Hoch oben am Rande der Ruinenmauern, da wo die letzten Steine leuchtend gegen den tiefen Azur des Himmels absetzen, wiegen sich blutrothe Nelken, schwül haucht es durch Orangen- und Lorbeerbüsche, lustige Menschen tummeln sich auf den Straßen, buntverworren, gaffend, schmausend, lärmend, singend, dahinter das strahlende Meer, die gewaltigen Linien duftverklärter Berge mit dem glühenden Feuerauge des Vesuv — das ist Neapel . . .

Was kümmert das Alles Luigi, den Lazzaronijungen! Sonnengluth, die den ganzen lieben Tag schwer auf dem Pflaster liegt, hat ihn heute mehr als sonst ermüdet. Auch wurde sein Krauskopf von den erzürnten, schmutzigen Händen Pasquale's derart durchwühlt, daß die Haare nach allen Himmelsgegenden flogen und die an dem Körper schlotternden Lumpen noch indiscreter das broncefarbene Nackte zeigen . . .

Die Sonne gleitet jetzt müde ins Meer hinab, das Abendroth ist im Erlöschen. Er beschließt deshalb, sich heute früher als sonst der nächtlichen Ruhe zu überlassen.

Zudem kommt Pasquale, gegen den Groll und Rache bereits wieder verrauchten, dahergeschlendert und leistet zum Zeitvertreib dem Ermüdeten Gesellschaft.

Beide befinden sich in der Nähe des gewaltigen Theaters „San Carlo".

Gar majestätisch ragt der stolze Bau in die sanfte Dämmerung empor, und der daran stoßende Königspark mit den träumerisch-lauschenden Statuen und müden Fontainen schmiegt seine hohe Mauer so zutraulich an.

O diese weiten Nischen! Diese schattigen Winkel! Diese trauten Ruheplätze! Hier ist gut sein. Da läßt sich's besser schlafen als unten am Hafen, wo die Matrosen die großen Fässer rollen und fluchen und lärmen bis über Mitternacht . . .

Beide kauern sich nieder, strecken sich, recken sich, suchen die beste Lage aus, drücken die Körper hübsch aneinander, schlummern fest . . . Gute Nacht! Schlaft wohl! —

Ringsum lärmte das fieberhafte Leben der Straße. Bestaubte Soldatentruppen marschiren blasend vorüber, Carossen jagen vorbei, schwerbeladene Wagen lärmen dazwischen, ein paar Hunde kommen dahergeschnoppert, Gedränge entsteht neben den Schläfern — das Alles stört sie nicht im Geringsten.

Höchstens wird sich einmal umgewendet und auf der anderen Seite weitergeträumt . . .

So schlafen sie in die klare, südliche Nacht hinein und mit ihnen an den tausend Mauerwinkeln Neapels, tausend krausköpfige Kameraden, von denen der Eine ein Hemd und keine Hose und der Andere eine Hose und kein

Hemd trägt, sich aber zuweilen auf der Straße so tollustig und wildlebendig geberdet, als wollte er alle Augenblicke aus dem letzten Rest von Hemd oder Hose herausspringen.

Was wissen sie von den elementarsten Freuden des Tages, von dem landläufigsten Jubel des Daseins! . . .

Oder durchathmen sie das lachende Leben, das sich drüben jenseits der Straße hinter den rothseidenen Vorhängen durch fidele Gesellschaft, leuchtende Gewänder, dunkelglühende Augen, verstohlene Küsse breit macht, im sinnberückenden Traum? Erscheinen ihnen die Nymphen, die dort im Königspark zuweilen so sehnsuchtskrank in das Myrrthendunkel starren, als gute Genien, welche über die Abgründe des Lasters und des Hungers sicher geleiten wollen?

Nichts, nichts von alledem.

Das ist eben das herrliche Italien. In Prunksälen oder unter kühlenden Springbrunnen wohnt das steinerne Volk der Statuen; die marmornen Reste des Alterthums sind bis auf die kleinsten Trümmer königlich logirt . . . Menschen mit hungrigen Magen und traurigen Herzen wohnen auf dem Pflaster . . .

Die Morgendämmerung bricht an. Der Vesuv, der die ganze Nacht unheimlich brütete und feuerrothe Lava wie einen Blutstrom an seinem Abhange herabwälzte, hat sich besänftigt. Die rothglühende Wolke über dem Krater ist erloschen. Der Tag zieht herauf.

Unsere Schläfer erheben sich. Aus ihren Gesichtern klagt das Elend, durch die zerfetzten Lumpen lugen die Rippen, im Magen haust der Hunger.

Aber die warmen Herzen, von denen vielleicht eine Gabe zu erhoffen wäre, sind noch nicht auf den Straßen. Da gilt's zu warten, still zu warten.

Indessen schlägt Luigi ein Seebad vor, ohne zu bedenken, daß durch diese Leibesübung der Appetit ganz gewaltig gesteigert wird.

Gesagt, gethan, die Beiden gehen baden.

Der Hafen liegt noch im leichten Nebel. Tausend Segelstangen flüstern von fremden Zonen und fremden Menschen, während melancholisch die Lieder der Matrosen erklingen.

Luigi und Pasquale rollen ihren braunen Körper schon in den smaragdgrünen Wellen. Hei, das ist eine Götterluft! das ist prächtig! Das kann nicht genug genossen werden!

Nachdem die Sonne das Geschäft des Abtrocknens besorgt hat, trollen sie sich zur Stadt zurück. Es geht zuerst nach dem Molo, wo in den Kesseln Maccaroni, Stockfische, Bohnen, Kartoffeln für alle die Glücklichen schmoren, welche über zwei bis drei Soldi verfügen. O wie das so köstlich duftet, so appetitlich die Atmosphäre durchschwebt!

Die Knaben blicken den Essern mit flehentlich bittenden Ausdruck ins Gesicht, deuten mit der Hand auf den Mund . . . vergebens.

Aber der Hunger thut weh, ach, so weh! Doch halt, da kommt eine glänzende Carosse daher gerollt. Die kleinen Pferde greifen gut aus. Sie wollen ihrer Herrin auf der Morgenfahrt möglichst viele Straßen zeigen.

Luigi und Pasquale rennen neben den Rädern her, bitten, flehen, wimmern, lachen . . . vergebens . . . die blasse Statue im Fond des sammtenen Sitzes hat Alles ignorirt und läßt sie gar bald weit zurück.

Jetzt hat Luigi einen Gedanken, einen großen, ihn selbst imponirenden Gedanken. Er will das Glück mit der Industrie versuchen. Freilich, da giebt's zu arbeiten, unermüdlich zu arbeiten. Doch vorwärts, rasch an Werk!

Jetzt wird allen Kehrichthaufen eine Visite gemacht, in alle Löcher der Rinnsteine gespäht, mit prüfenden Augen das Pflaster der Straßen überschaut, ob sich nicht irgend welche Cigarrenstummel auffinden lassen.

Nach mehrstündigem, mühseligem Suchen hat Luigi ein ansehnliches Lager aufgespeichert: einige dreißig Cigarrenstummel, große und kleine, zertretene und zerquetschte, beschmutzte und entblätterte, die er nun nach Art eines Großkaufmanns auf's Beste sortirt. So ist der „fliegende Tabakshandel" fertig.

Luigi breitet jetzt das Lager auf seiner schmutzigen Hose aus, bereitet aus den unscheinbarsten Stummeln ein verlockendes Häufchen Kautabak und der Verkauf beginnt.

Mit tausend Grimassen und unnachahmlichen Geberden sucht jetzt sein Compagnon Käufer anzulocken, die sich auch bald einfinden. Es sind dies alte Matrosen, heruntergekommene Droschkenkutscher, verbummelte Straßenkehrer, joviale Laternenanbrenner, kurz, solche Gentlemen, die in der socialen Rangordnung sehr wenig über Luigi und Pasquale stehen, die aber doch in der Lage sind, einige Cen-

times an die Befriedigung der Leidenschaft des Rauchens wenden zu können.

Die Matrosen stecken die Stummel ohne weitere Formalitäten in den Mund, den Straßenkehrern mundet das Morgenpfeifchen aus der Firma Luigi und Comp. vortrefflich, alte und junge Bettler sorgen für den Ausverkauf.

Endlich ist der ganze Vorrath an den Mann gebracht; innerhalb einiger Stunden sind drei Soldi verdient worden, und die Eßfrage kann nun erledigt werden.

Drei Soldi, das ist eine große Summe Geld besonders für Luigi und Pasquale! Was läßt sich dafür in Neapel nicht Alles kaufen:

Birnen oder Feigen und eine Mütze voll Pflaumen oder —

Ein Dutzend gesottene Kartoffeln und ein Stückchen gutes Brod —

Eine Portion gekochte Schnecken und Muscheln —

Eine Wasser- oder Zuckermelone und dergleichen —

Da sieht man, die Wahl ist schwer!

Es wird überlegt, geprüft, das Für und Wieder nach allen Seiten erwogen und sich endlich für eine Wassermelone entschieden, die Hunger und Durst zugleich stillt.

So wäre der Magen befriedigt, und frohen Muthes kann man nun dem Nachmittag entgegengehen.

Vielleicht wird da eine kleine Promenade nach dem Meeresstrand unternommen.

Die Kähne sind ja immer eine große Leidenschaft. Und wie prächtig, ganze Stunden auf dem schmutzigen Wasser

des Hafens zuzubringen, inmitten der Fischerboote, im Rauch der abgehenden Dampfschiffe.

Dabei das Geschrei der Seefahrer, ihr Commando, die Abschiedslieder an das Ufer dort oben vom Verdeck, die Hammerschläge im Innern der Maschine, die Staats-Fregatten . . .

Und senkt sich endlich die Nacht herab, so ist der Molo, der Lieblingsschlafplatz, gleich in der Nähe. Luigi und Pasquale finden da schon eine Menge Kameraden gelagert, suchen sich ein lauschiges Plätzchen und ruhen gar bald in den Armen des Schlafes, des besten Freundes der Armen und Verlassenen.

Italienisches Matrosenbild.

Ich kenne Niemand, dem es nicht unheimlich wurde, wenn er Nachts in geringer Entfernung die dunklen Mauerumrisse der „Matrosenspelunke" zum ersten Male erblickte und aus ihr das tollste Fluchen, Krähen, Jodeln, Lachen, Singen so wild in die Finsterniß hineintönte.

Und das Meer, welches sich in das Dunkel hinausstreckte und hier bei dem leisesten Windzug seine Wogenkämme wie zornig an das Ufer hetzte, die zerklüfteten Felspartien, die so schaurig steil in die Nacht hinaufragten, die verschwommenen Linien etlicher Palmen und Pinien, die schiefen, matten Strahlen einer einsamen Laterne — das Alles trug sein Möglichstes bei, um das Unheimliche des Ortes zu erhöhen.

Aber nun das vielgepriesene und oft verlästerte Etablissement selbst: Das Meublement bestand aus vier rohen schmutzigen Tischen, einigen ebenso schmutzigen, als gebrechlichen Stühlen, einem mit Wein- und Fettflecken verschwenderisch illustrirten Stück Papier, welches Speise-Karte titulirt wurde und einem genau so ausgestatteten

Marienbild, das gelangweilt von einer nackten, schwarzen Wand herabblickte.

Zudem herrschten Knoblauch- und Käsegeruch und andere Parfüms im ganzen Locale; nur manchmal wurden sie von dem balsamischen Duft einiger Strandblumen oder frisch geschlachteter Fische oder von dem Rauchgeruch abgelöst, welcher aus der Küche hereindrang.

Das Alles aber genirte die wettergebräunten, an dem Tische hockenden Gestalten durchaus nicht. Wenn an Sommernachmittagen die Sonne hinter einer Nebelwand versank, welche, sich feierlich uferwärts bewegend, Meer und Himmel auslöschte — dann waren sie so recht in ihrem Elemente. Dann stierten sie glücklich in ihre Gläser, rückten inniger aneinander, verbrauchten bedeutendere Portionen von Brüderlichkeit.

So war es auch an einem Spätherbsttag. Nachdem man sich lange Zeit bezüglich des Trinkens nicht die geringste Vergeßlichkeit hatte zu Schulden kommen lassen, vereinigte man sich dahin, nun den langen Steuermann, Signor Vincenzo, dadurch auszuzeichnen, daß man ihn aufforderte, eine Rede zu halten.

Vincenzo sah sich in seinem Avancement zum Mittelpunkt der Gesellschaft ganz besonders geehrt, stürzte schnell noch einige Gläser hinab, bestieg einen Stuhl, auf dem er sich kaum zu balanciren vermochte und begann.

Er erzählte in seiner Stegreifrede vorerst von einem lieben, todten Freund, der seinerzeit so sonderbare Ansichten von der Liebe hatte und sich aus Gott und dem Teufel nichts machte. Dann erwähnte er eine Pfändung, gedachte in einigen rührenden

Bemerkungen seiner Frau und Kinder, deren Anzahl ihm augenblicklich nicht gleich einfiel und versuchte noch das Interesse dadurch zu steigern, daß er einige der Zoologie entlehnte Ausdrücke, wie Ochse, Esel, Hund ꝛc. in seine kühnen Wendungen einflocht.

Er hatte noch nicht geendet, als die Gesellschaft in lärmende Begeisterung ausbrach, die darin gipfelte, daß man den gefeierten Redner auf die Schultern hob und mit ihm im Triumph das unheimliche Gemach durchzog. Zur Belohnung gab man ihm noch einige Gläser Wein, die er hastig aus der Welt schaffte und entschloß sich dann, den bejubelten Mann sofort draußen der Nacht zu zeigen.

Plötzlich wurde die Thüre geöffnet. Ein kalter Windstoß, vor dem Alles die Flucht in ein wärmeres Klima ergriff, drang ein, und Signor Vincenzo sah sich allein, mutterseelenallein.

Zudem beeilte sich der Eigenthümer der „Spelunke" sofort die Thür hinter diesem Gast fest zu schließen, gleich als ob nach dessen Entfernung keine andere Persönlichkeit mehr in dieser Nacht gewürdigt werden könne, hier einen Trunk zu thun.

Armer, armer Vincenzo!

Der vortreffliche Mann, der sich so plötzlich auf der Straße fand, und bei dem das Uebermaß des Weines immer intensiver seine Weltherrschaft erprobte, erinnerte sich im ersten Augenblick nur dunkel an die Ursachen dieses auffallenden Temperaturwechsels.

Die nächste Vermuthung, die ihn beschlich, daß er nämlich auf ganz unbegreifliche Weise in das Meer ge-

rathen sei, erwies sich als falsch; denn bei der ersten Bewegung überzeugte er sich von der festen Beschaffenheit seiner Unterlage, so daß er mit voller Beruhigung das beabsichtigte Pudelschwimmen unterließ.

Vorsichtig mit den Händen umhertastend, machte er die erfreuliche Entdeckung, daß so viel Land um ihn vorhanden sei, als er zum Aufstehen benöthigte, und da irgend etwas in der Nähe war, das einen Stützpunkt abgab, so stand Signor Vincenzo bald auf den Beinen, wobei er allerdings die Empfindung hatte, als wären diese hoch in der Luft und er stände eigentlich auf dem Kopfe.

Im Bemühen, seiner Umgebung das Gleichgewicht zu halten, packte er sich bei der Cravatte, deren Existenz, sowie die kurz darauf erfolgte Entdeckung eines Rockes ihn immer mehr in der Ueberzeugung bestärkte, daß er sich in einer nicht näher bekannten, aber ungemein civilisirten Gegend befände.

Allgemach entstand auch eine leise Erinnerung in seiner Seele, daß in der Nähe ein Wirthshaus stehen müsse, wo vor undenklich langer Zeit Jemand ein Hund genannt worden. Aber die Erde mit dem Wirthshaus hatte sich eben fortbewegt, weiß Gott wie weit schon, und er wollte nicht warten, bis sie morgen wieder vorüberkäme und ihn auflade.

„Recht so, Signor Vincenzo!“ sagte er nach diesem Entschluß zu sich selbst und trat mit dem linken Fuß aus, um fortzugehen.

Inmitten dieses Beginnens drängte sich ihm die unliebsame Bemerkung auf, daß ihn eine unsichtbare Macht

schon etliche Mal gegen einen Laternenpfahl geworfen habe, ohne für diese Ungezogenheit um Entschuldigung zu bitten.

Gern hätte der sonst so tapfere und unternehmende Mann in dieser Einsamkeit an die Polizei die Frage gerichtet, ob sie nicht die Verpflichtung fühle, gegen solche Uebergriffe einzuschreiten. Doch mäßigte sich sein Grimm, als er bedachte, daß er wahrscheinlich einen betrunkenen Geist vor sich habe, der sich an der Laternenflamme erwärmen wolle. Weil aber die Anwürfe gar nicht aufhörten, so setzte sich der gutmüthige Mann endlich nieder und freute sich über diesen neuen Act von Selbstbestimmung so herzlich, daß er aus vollem Halse lachte.

Die Anstrengung, sowie das Schauen in eine weite, nebelhafte Ferne ermüdete ihn, und er schloß die Augen, nachdem er noch zu Jemandem, der ihn nicht weiter interessirte, von dem er aber glaubte, im Vorübergehen eine „Gute Nacht, Signor Vincenzo!“ gehört zu haben, „Addio“ gelallt hatte.

Und nun schlief er und schlief, bis ihn plötzlich eine wahre Todesangst erweckte, obgleich er darauf fünf heilige Eide geschworen hätte, eben erst eingenickt zu sein.

Aber, Herr des Himmels! wie kalt war seine Stirn, wie spiegelglatt seine Blutgefäße, auf denen viele tausend Ameisen durcheinander wirbelten! Wie dehnte die gefrorene Fläche seines Gehirns sich aus und drohte ihm den Schädel zu zersprengen!

Ja, wer beschreibt seinen Schrecken, als er mit unsäglicher Mühe die Stiefel auszog und auch seine Füße

sich kalt wie Eis anfühlten — als er ferner schreien wollte und Sand in den Mund bekam!

Indessen wäre der letztere Umstand an und für sich der unbedenklichste gewesen. Denn bei ruhiger Erwägung hätte Signor Vincenzo gewiß nicht vergessen, daß ihn blos der hartnäckige Widerstand des rechten Stiefels mit dem Gesicht auf einen Sandhaufen geworfen. Aber Vincenzo war gegenwärtig von der auf der Erde legitimationslos herumvagabondirenden Bosheit derart überzeugt, daß er bestimmt wußte, er sei gestorben und seine Cumpane hätten ihn fluchend nach dem Kirchhof getragen, weil sein trauriges Ende sie am Trinken genirte.

Diese Unmenschen! Nicht einmal seinen Hut hatten sie ihm zu solch' einer weiten Reise mitgegeben . . . Und dann erinnerte er sich, wie ihm schon früher der Tod im Leibe gesessen; denn da war es ihm einmal im Traum so schattenhaft, so kalt, so schaurig gewesen, während das damals nur eine Vorahnung von dem allerdings auch höchst betrübsamen Ereigniß vorstellte, welches einige Tage später eintraf, als er gepfändet wurde.

Jetzt aber meinte er, daß er wirklich todt, mausetodt sei.

Gar deutlich verspürte er seinen eigenen Leichengeruch, und deshalb bemühte er sich, da ohnehin keine Hilfe möglich war, wenigstens ein anständiges, ernsthaftes Leichengesicht zu machen, ein Leichengesicht, dem man die christliche Ergebung und strenge Rechtgläubigkeit auf zehn Schritte ansehen konnte.

Zugleich dachte er an seine Familie und mußte weinen.

Um Alles in der Welt hätte er gern gewußt, wie viel arme Waisen er zurücklasse. So inbrünstig sich aber auch alle seine Gedanken auf diese Frage concentrirten, er konnte es nicht finden. Denn er vermeinte mit Recht, daß es in der Ewigkeit jedem Vater übel angeschrieben wird, wenn er nicht einmal weiß, wie viele Kinder er zurückgelassen hat.

Ebensowenig konnte er es zu einer einheitlichen Vorstellung in Betreff seiner armen Frau bringen.

Er war dreimal in den Stand der heiligen Ehe getreten; doch wäre ihm in dem gegenwärtigen Augenblicke bei Todesstrafe -- welch' sinnlose Drohung für ihn — nicht eingefallen, welche von den drei Liebesgöttinnen noch in jener Welt verweile, die er soeben verlassen.

Es schnürte ihm das Herz zusammen, als er die Wahrscheinlichkeit erwog, demnächst mit den beiden verstorbenen Damen eine Bekanntschaft erneuern zu müssen, die er nicht ungern abgebrochen hatte. Auch hegte er die Befürchtung, daß, wenn die Friedfertigkeit der Bewohner des Jenseits von den betreffenden Fachgelehrten nur um Weniges übertrieben worden, besagte Damen keinen Anstand nehmen, ihm das Paradies so heiß als möglich zu machen.

Angesichts solch' ungewissen Looses bemächtigte sich seiner eine unendliche Verstimmung.

Während er weiter erwog, daß man ihn eigentlich trotz seiner Leblosigkeit keinen Hund zu nennen brauchte, und daß ein warmer Filzhut auch im Jenseit nichts schaden könne, grub er mit erstarrten Händen ein kleines

Loch — sein eignes Grab und drückte sein glutheißes Gesicht mit der derbcolorirten Nase hinein.

So lag er lange, lange und wartete den übrigen Theil seines Ablebens ab, bis ein himmlischer Strahl seine Augen blendete und eine Posaunenstimme, der seiner dicken Gemahlin nicht unähnlich, die Auferstehungsworte sprach:

„Unordentlicher Mann, wenn ich Dich nicht aufklaub' heute Morgen, so wirst Du erfrieren!"

„Na nu," sagte Signor Vincenzo ziemlich vernünftig, „es ist noch lange nicht Morgen."

„So, noch nicht Morgen, wenn die Sonne aufgeht!" keifte die liebe Gemahlin.

Signor Vincenzo mußte dem guten Herzen Recht geben; die eben constatirte Thatsache ließ sich wirklich nicht ableugnen.

Die Sonne hatte das Morgenroth angezündet und begann hinter den östlichen Höhen immer weiter hervorzukriechen, während ihr Nebelvorhang rasch verschwand.

Das feuchte, graue Meer war auch schon erwacht, und das Rollen seiner Brandung schlug wie höhnisches Gelächter zu Vincenzo's Ohren.

Als das erste Gefühl der Bedrückung ob der Gegenwart seiner Gemahlin hinuntergeschluckt war, warf er einen tiefverächtlichen Blick nach den stillen, schonungslosen Mauern der Matrosenspelunke, empfahl im Stillen Gott, dem Lenker der Schlachten, seine Seele und übergab seinen Körper der Obhut seiner lieben Gemahlin.

Armer, armer Signor Vincenzo!

Ein Schiffbruch.*)

Ein bis zwei Jahre sind verflossen ... Ich durcheilte damals das sardinische Meer in Gesellschaft von sieben bis acht Matrosen. Es war eine strenge Reise für einen Neuling: während des ganzen Monats März gab es keinen guten Tag. Der Wind hatte sich gegen uns verschworen, und das Meer wollte sich nicht besänftigen.

Am Abend, als wir vor dem Sturme flohen, flüchtete sich unser Schiff in die Meerenge von Bonifacio, mitten unter eine Menge kleiner Inseln.

Ihr Anblick hatte nichts Anziehendes: große, nackte, mit Vögeln bedeckte Felsen, einiges verworrene Gesträuch, hier und da im Schlamme faulende Holzstücke. Aber für eine Nacht, die man dort zubringen wollte, waren diese düstern Felsen besser, als eine alte, halbzerschellte Barke, in welche die Welle eindringt, als ob sie dort zu Hause wäre.

Kaum hatten wir uns ausgeschifft und die Matrosen angefangen, ein kleines Nachtmahl zu bereiten, so rief mich

*) Nach A. Daudet.

ihr alter Capitän und sagte, indem er auf eine kleine weiße Mauer zeigte, die der Nebel auf der andern Seite der Insel einhüllte:

„Kommen Sie mit mir nach dem Friedhof!"

„Ein Friedhof, Herr Lionetti? Wo sind wir denn?"

„Auf den Inseln Lavezzi, mein Herr. Hier sind die sechshundert Menschen des Schiffes „Margherita" begraben, an demselben Ort, wo ihre Fregatte untergegangen. Es sind jetzt zehn Jahre verflossen . . . Arme Leute! sie erhalten nicht viele Besuche . . . wir dürfen ihnen wohl einen freundlichen Gruß bringen, da wir einmal hier sind."

„Von ganzem Herzen, Lionetti."

* * *

Wie war er traurig, der Friedhof der „Margherita". Ich sehe ihn noch mit seiner kleinen, niedrigen Mauer, seiner rostigen Eisenthür, die sich nur schwer öffnete, seiner stillen Kapelle und den Hunderten von schwarzen, vom Grase überwucherten Kreuzen. Nicht ein Immortellenkranz, nicht ein Erinnerungszeichen, nichts . . . Ach, die armen, verlassenen Todten, wie müssen sie frieren in ihrem Zufalls-Grabe!

Wir knieten einen Augenblick. Der alte Lionetti betete mit lauter Stimme. Große Raubvögel, als einzige Friedhofswächter, kreuzten über unseren Häuptern und vermischten ihr rauhes Krächzen mit den Klagen des Meeres.

Als wir das Gebet beendet, gingen wir traurig nach jener Seite der Insel zurück, an welcher unser Schiff gelandet.

Die Matrosen hatten während unserer Abwesenheit keine Zeit verloren. Wir fanden unter dem Schutze eines Felsens ein großes, flackerndes Feuer, und bald hatte Jeder auf seinen Knieen in einer irdenen Schüssel zwei Stückchen schwarzes, reich mit Glühwein begossenes Brot.

Das Mahl verfloß schweigend; wir waren durchnäßt, wir hatten Hunger und dann die Nachbarschaft des Friedhofes . . .

Als jedoch die Schüsseln geleert waren, zündete man die Pfeifen an und begann ein wenig zu plaudern. Natürlich sprach man von der „Margherita".

„Aber wie hat sich die Sache nur zugetragen?" fragte ich Lionetti, welcher, das Haupt in seine Hände gestützt, die Flammen mit nachdenklicher Miene betrachtete.

„Wie sich die Sache zugetragen," antwortete mir der gute Alte mit einem tiefen Seufzer. „Ach, mein Herr, Niemand in der Welt kann es sagen. Alles, was wir wissen, ist, daß die „Margherita", beladen mit Truppen, an einem Abend bei ungünstigem Wetter von Toulon abgegangen war. Während der Nacht war es noch schlechter. Wind, Regen, geschwollenes Meer, wie man es noch nie gesehen.

Am Morgen legte sich der Wind ein wenig; aber das Meer war immer noch in gleichem Zustande, und ein verfluchter Teufelsnebel ließ auf vier Schritte Entfernung nichts mehr unterscheiden.

Man glaubt nicht, mein Herr, wie diese Nebel trügerisch sind . . . Doch das thut zuweilen nichts; mir scheint vielmehr, die „Margherita" hatte am Morgen ihr

Steuer verloren, sonst hätte der Kapitän das Schiff wohl noch retten können. Er war ein tüchtiger Matrose, den wir Alle kannten. Er hat lange Zeit als Commandant die corsische Küste befahren und kannte die Gefahren derselben so gut wie ich, der ich nichts Anderes kenne."

„Und zu welcher Stunde vermuthet man, daß die „Margherita" untergegangen?"

„Es muß zu Mittag gewesen sein; ja, mein Herr, am hellen Mittag. Aber verflucht, bei diesem Meernebel ist der Mittag nicht heller als die schwarze Nacht . . . Ein Zollbeamter der Küste erzählte mir, daß er an diesem Tage gegen halb zwölf Uhr aus seinem Häuschen gegangen wäre, um die Laden zu befestigen, daß ein Windstoß seine Mütze davongetragen und daß er auf die Gefahr hin, selbst von einer Welle davongerissen zu werden, der Mütze auf allen Vieren längs des Ufers nachgekrochen sei. Sie verstehen, die Zollbeamten sind nicht reich, und eine Mütze kostet viel.

Es scheint, daß in dem Augenblicke, wo der Mann seinen Kopf erhob, er ganz nahe im Nebel ein großes Segelschiff bemerkte, welches bei dem Nebel an die Küste der Insel Lavezzi floh. Dieses Schiff ging so schnell... so schnell, daß der Zollbeamte nicht Zeit hatte, es genau zu sehen. Alles jedoch deutet darauf hin, daß es die „Margherita" war, weil eine halbe Stunde nachher der Inselhirt auf seinem Felsen gehört hatte . . . Doch da kommt gerade der Hirt, von dem ich spreche; er wird Ihnen die Sache selbst erzählen . . . Guten Tag, Palambo! Komm, wärme Dich ein wenig, fürchte Dich nicht!"

Ein stark vermummter Mann, den ich seit einigen Minuten um unser Feuer schleichen sah und den ich für Jemanden von der Mannschaft gehalten hatte, weil ich nicht wußte, daß die Insel einen Hirten habe, nahte sich furchtsam.

Als er endlich Muth gefaßt hatte, erzählte er, daß er wirklich am fraglichen Tag gegen Mittag ein schreckliches Krachen an den Felsen gehört, er jedoch nicht heraustreten konnte, weil die Insel ganz mit Wasser bedeckt war. Am andern Tage aber habe er beim Oeffnen der Thüre das Ufer mit Trümmern und vom Meere zurückgelassenen Leichen bedeckt gefunden. Erschrocken sei er in seiner Barke nach Bonifacio geeilt, um Leute herbeizuholen.

Nach dieser Mittheilung setzte sich der Hirt, und der Kapitän ergriff das Wort:

„Ja, mein Herr, es war dieser arme Alte, der uns davon benachrichtigte. Er war fast wahnsinnig vor Schrecken und hatte in der That auch Grund dazu.

Stellen Sie sich sechshundert auf dem Sand bunt durcheinanderliegende Leichname vor, furchtbar verstümmelt, schrecklich entstellt, hie und da mit Holztrümmern und zerfetzten Segeltüchern bedeckt . . . es war grauenerregend, dies anzuschauen . . . Arme „Margherita!" Das Meer hatte sie in so kleine Stücke zerschlagen, daß es Palambo kaum noch gelang, aus ihnen einen Zaun um seine Hütte zu bauen.

Wir fanden den Kapitän in voller Uniform, den Schiffsprediger mit der Stola um den Hals, zwischen zwei Felsen eingezwängt einen kleinen Schiffsjungen mit offenen

Augen. Man hätte geglaubt, er lebe noch; aber nein, das Schicksal hatte beschlossen, daß nicht Einer sich retten sollte."

Hier unterbrach sich der Kapitän.

„Nardy!" rief er, „das Feuer erlischt. Gieb Achtung, mein Junge!"

Nardy warf auf die Gluth zwei bis drei Stücke Holz, welche sich entzündeten, und Lionetti fuhr fort:

„Das Traurigste bei der Sache ist, daß drei Wochen vor dem Ereigniß ein kleines Schiff, welches nach Toulon abgegangen war, fast am nämlichen Orte Schiffbruch gelitten hatte. Nur war es uns damals gelungen, die Mannschaft und zwanzig Personen, die sich an Bord befanden, zu retten. Man führte sie nach Bonifacio, und wir behielten sie drei Tage lang bei uns. Nachdem sie gut ausgetrocknet waren, kehrten sie zwei Tage später nach Toulon zurück, wo man sie einige Zeit nachher von Neuem einschiffte. Errathen Sie auf welchem Schiffe? Nun, auf der „Margherita", mein Herr.

Wir haben sie Alle wiedergefunden, alle zwanzig unter den Todten.

Ich selbst hob einen hübschen Brigadier, den ich früher in meinem Hause beherbergt hatte und der uns stets mit seinen Geschichten zum Lachen zwang, auf. Ihn zu sehen, brach mir das Herz . . . O mein Gott! . . ."

Hierauf schüttelte der brave Lionetti, tief erschüttert, die Asche aus seiner Pfeife, wünschte mir gute Nacht und zog sich in seine Hütte zurück . . .

Die Matrosen plauderten leise noch einige Zeit zu-

sammen ... dann erlosch eine Pfeife nach der andern... man sprach nicht mehr ... der Alte ging fort, und ich blieb mit meinen Träumen allein unter der eingeschlafenen Mannschaft.

* * *

Noch unter dem Eindrucke der traurigen Erzählung, die ich soeben gehört, versuchte ich in meiner Phantasie das arme todte Schiff und die Geschichte seiner Todesangst, deren Zeugen die Seevögel gewesen, wieder zu erwecken.

Einige Einzelheiten, die mich besonders berührt hatten: der Kapitän in voller Uniform, die Stola des Schiffspredigers, die zwanzig Soldaten, halfen das Drama zusammenfügen:

Ich sah die Fregatte des Nachts von Toulon abgehen ... Sie tritt aus dem Hafen. Das Meer ist bewegt, der Wind schrecklich. Aber man hat zum Kapitän einen tapfern Seemann. Jedermann ist ruhig an Bord.

Des Morgens erhebt sich der Nebel. Man fängt an, sich zu beunruhigen. Die ganze Mannschaft ist auf dem Verdeck. Der Kapitän verläßt keinen Augenblick seinen Posten.

In der Kajüte, wo sich die Soldaten aufhalten, ist es rabenschwarz. Die Atmosphäre ist warm. Einige sind krank und liegen auf Strohsäcken. Das Schiff schwankt schrecklich. Es ist unmöglich, sich stehend zu erhalten. Man spricht, in Gruppen auf dem Boden sitzend, sich zuweilen an den Bänken stützend. Man muß schreien, um sich zu hören. Einige fangen an, sich zu fürchten ...

„Hören Sie nur! Schiffbrüche sind an dieser Küste häufig. Man erzählt sich viel, und was man erzählt, ist nicht beruhigend."

Der Brigadier besonders, der immer übertreibt, verursacht mit seinen Scherzen Gänsehaut:

„Ein Schiffbruch! . . . Aber das ist sehr interessant. Er wird uns für ein kaltes Bad entschädigen und nach Bonifacio führen, wo wir gebratene Wachteln bei Vater Lionetti essen können." Und Alle in der Runde lachten.

Plötzlich ein Krachen . . . „Was ist's?" . . . „Was geschieht?"

„Das Steuer ist verloren!" schreit ein ganz durchnäßter Matrose.

„Gute Reise dann ohne Steuer!" ruft der Brigadier; aber diesmal mochte Niemand mehr lachen.

Große Aufregung auf dem Schiffe. Der Nebel verhüllt die Aussicht . . . Tastend laufen die Matrosen hin und her . . . Kein Steuer mehr! Die „Margherita" kämpft verzweifelt gegen den Sturm . . . Am Vordertheil der Fregatte hört man Getöse wie Kanonenschüsse . . . Es ist das Brechen der Planken! . . . Es ist vorbei, vorbei, keine Hoffnung mehr; man treibt gerade auf die Felsenküste zu . . .

Der Kapitän steigt in seine Kajüte hinab . . . Nach einem Augenblick kehrt er in großer Uniform zurück, um seinen Posten wieder einzunehmen. Er wollte sich schön zum Sterben machen.

In der Kajüte schauen sich die Soldaten ängstlich an, ohne zu sprechen . . . Die Kranken versuchen sich aufzurichten . . . Der kleine Brigadier lacht nicht mehr . . .

Jetzt öffnet sich die Thür, und der Schiffsprediger erscheint auf der Schwelle mit seiner Stola.

„Auf die Kniee, meine Kinder!"

Jedermann gehorcht. Mit erschütternder Stimme beginnt der Priester die Sterbegebete . . .

Plötzlich ein schrecklicher, donnerartiger Stoß, ein einziger Schrei, ein markerschütternder Schrei . . . ausgestreckte Arme, krampfhaft geballte Fäuste, wahnsinnstarrende Blicke, an welchen die Schrecken des Todes wie ein Blitz vorüberschweben . . . Barmherzigkeit! . . .

* * *

So träumend und nach zehn Jahren Entfernung die Seele des armen Schiffes, dessen Opfer drüben am Friedhof uns so nahe waren, heraufbeschwörend, brachte ich die ganze Nacht zu . . .

In der Ferne wüthete in der Meerenge der Sturm, das Feuer knisterte in der Asche, und am Fuße des Felsens spielten die Wellen mit unserer Barke.

Moderne Liebe.

Frau Paula Monti lebte in Rom und feierte ihren Geburtstag. In dem Salon drängten sich die Gratulanten, wie es ihre Stellung unter den Koryphäen der römischen guten Gesellschaft mit sich brachte.

Frau Paula war bei dieser Gelegenheit reizender als je.

Ihre feine, graziöse Gestalt war in ein Kleid von weißem Moiré mit blauem Besatz eingehüllt, welches eine Taille zeigte, mit zwei Händen zu umspannen, und eine Büste, die einem Bildhauer zum Modell dienen konnte. Ihr reiches, goldenes Haar war mit unnachahmlichem Geschmack geordnet. Zwei bezaubernde Augen von einem wundervollen Tiefbraun blickten unter herrlichen Brauen und schmachtenden Lidern schelmisch hervor; dazu ein süßer Kindermund, eine regelmäßige Nase und ein blendendweißer Teint mit einem rosigen Hauch auf den Wangen, welchen die lieblichsten Grübchen nicht fehlten. Das Ganze zeigte eine Figur, wie wir sie uns nur bei einer Venus vorstellen, falls wir uns eine solche in der Toilette einer tonangebenden römischen Dame überhaupt denken können.

Zu dieser Toilette gehört ein superber Sapphirschmuck in etrurischer Fassung, welcher ihr ausgezeichnet stand und gleichsam den Schlußstein ihrer entzückenden Erscheinung bildete.

Sie hatte soeben die Glückwünsche des Grafen Carducci und des Marquis de Valle, zweier zu den Löwen des Tages gehörenden jungen Männer, mit der vollendeten Grazie entgegengenommen, welche ihr eigen war, als plötzlich die Farbe von ihren Wangen wich und sie mit derselben beinahe ihre Geistesgegenwart verlor. Beinahe, nicht ganz; denn mit siebenundzwanzig Jahren kommt so etwas bei unseren Damen von Welt nicht vor. Sie complimentirte vielmehr die beiden Herren nach dem Nebenzimmer und ersuchte einen Freund vom Hause, am Frühstückstische die Honneurs für sie zu machen.

Dann wandte sie sich zu einem neuen Ankömmling, welcher offenbar die mühsam unterdrückte Gemüthsbewegung bei ihr hervorgerufen hatte.

„Ich hoffe," redete sie jener an, „daß Frau Monti unter ihrem neuen Namen ihre alten Freunde nicht vergessen hat und mir gestatten wird, ihr meinen Glückwunsch darzubringen und dabei die aufrichtige Hoffnung auf eine Erneuerung unserer Bekanntschaft auszusprechen."

„Danke, Herr Felix. Ich wußte nicht, daß Sie hier sind."

„Ich kam erst gestern Abend an. Ich bringe die neuesten Nachrichten von Constantinopel und kann Ihnen, wie ich glaube, interessante Neuigkeiten mittheilen. Werde ich Sie morgen früh um elf Uhr allein zu Hause finden?"

Die Bläſſe auf Frau Monti's Wangen machte einer brennenden Röthe Platz; ihr Auge blitzte auf, und ſie erwiderte in etwas ſcharfem Tone:

„In der That, Herr Felix, ich würde es für's Beſte halten, wenn dieſer Ihr erſter Beſuch auch Ihr letzter wäre. Wollen Sie Erfriſchungen zu ſich nehmen, mein Herr?"

„Werde ich die Ehre haben, mit Ihnen auf Ihr Wohl anzuſtoßen?" war die Gegenfrage, auf welche Felix indeß keine Antwort erhielt; denn Frau Monti hatte ſich bereits zu einem neuen Beſuch gewendet und ſcherzte anſcheinend auf's Ungezwungenſte mit dieſem.

Doch hatte ſich derſelbe noch nicht ganz verabſchiedet, als Felix ihr in höhniſchem Tone zuflüſterte:

„So kommſt Du mir nicht weg, Kindchen, ich habe meinen Plan gefaßt und werde ihn ausführen. Du wirſt wohl daran thun, wenn Du Dich fügſt."

Paula verbarg ihre Lippen, aus welchen jeder Blutstropfen gewichen war, hinter ihrem weißſeidenen Fächer; aber gute Miene zum böſen Spiel machend, legte ſie die Spitze ihrer behandſchuhten Hand auf den ihr dargebotenen Arm des Verhaßten und folgte ihm in das Nebenzimmer, in welchem augenblicklich kein anderer Gaſt war.

Mit einer Geberde der höchſten Verachtung das ihr von Felix dargebotene Glas zurückweiſend, goß ſie ſich ſelbſt ein Glas Champagner ein und ſtürzte es hinab. Es rettete ſie vor einer Ohnmacht.

„Nun denn," herrſchte ſie, ohne ihre Miene der Verachtung zu ändern, den vor ihr ſtehenden Mann an, „was wollen Sie?"

„Was ich will?“ antwortete langsam Felix. „Ich will sehr viel. Vorerst will ich, daß Du einen andern Ton gegen mich anschlägst. Sieh' diesen Brief; erkennst Du ihn, mein Liebchen?“ fragte er, boshaft lächelnd. „Ich habe drei solche,“ fügte er mit teuflischen Blicken hinzu, „und ich halte sie sehr hoch, Frau Paula Monti!“

Die Angeredete antwortete nicht. Ihr Gesicht nahm eine Bleifarbe an. Sie hielt sich an einem Stuhl fest, um nicht umzufallen, und ihre Hand fuhr unwillkürlich nach ihrer Kehle, welcher ein röchelnder Ton entfuhr, als ob sie ersticken wolle.

Durch die heftige Bewegung sprang das Schloß des Sapphir-Halsbandes auf, welches klirrend zu Boden fiel. Felix hob es rasch auf und untersuchte es neugierig.

„Ein hübsches Ding,“ sagte er, „und sonderbar gefaßt ... Sind es Familien-Juwelen?“

„Ja, sie gehörten der Mutter meines Mannes ... Die Briefe!“

„O ja, die Briefe. Ich werde das Halsband vorerst behalten als Garantie, daß ich Sie morgen finde. Oder — wozu eigentlich die Verzögerung? Wir können das Geschäft eben so gut gleich abmachen. Ich kann Ihnen meine Wünsche in zwei Worten erklären. Herr Monti ist sehr reich, ich sehr arm, und was ich wünsche, ist, dieses Mißverhältniß zu beseitigen, so weit es in meinen Kräften steht. Und Du, mein theures Kindchen, sollst mir dabei behilflich sein. Mit anderen Worten, Du sollst die Vorsehung zur Beseitigung meiner üblen Lage spielen.“

„Und wenn ich mich weigere?“ brachte Paula mühsam hervor.

„Wenn Du Dich weigerst, mein reizendes Herz, so werde ich Deinem Gatten einige kleine Episoden aus Deinem Leben erzählen, welche Du wahrscheinlich vergaßest, ihm mitzutheilen. Dabei werde ich ihm die Wahl lassen, ob er die Beweise zu einem anständigen Preise kaufen oder sie am nächsten Morgen im „Fanfulla“ lesen will.“

„Großer Gott!“ seufzte die unglückliche Frau, „sind Sie ein Teufel?“

„Nicht im Geringsten, mein Täubchen; nur ein sehr bedürftiger und entschlossener Mann, entschlossen, die gute Chance zu benützen, welche mir Deine Schwäche eröffnet hat. Um Dir dies zu zeigen, breche ich vorerst — sieh' mal her — diesen großen Sapphir aus dem Centrum des Halsbandes und werde ihn zu Geld machen. Wenn dieses zum Teufel ist, werde ich einen anderen verkaufen und so fort. Es würde gefährlich sein, alle auf einmal zu vermöbeln oder das ganze Halsband einem Juwelier zu zeigen. Dasselbe ist zu eigenthümlich. Denkst Du nicht auch so?“

Die unglückliche Frau bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und sank auf einen Stuhl nieder. In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, welche Felix beim Eintritt hinter sich zugemacht hatte, wodurch die lange Abwesenheit des Paares draußen im Salon um so auffallender geworden sein mußte.

Ein hoher, stattlicher Herr mit weißen Haaren, stolzem Blicke und aristokratischer Tournüre trat ein und blieb mit

dem Ausdruck des Erstaunens stehen, als er seine Frau neben dem Fremden in dieser Position fand. Denn es war Niemand anders als Herr Monti, welcher gekommen war, um sich nach der Ursache der unerklärlichen, unschicklichen Abwesenheit der Dame des Hauses zu erkundigen.

„Entschuldigen Sie mich, mein Herr," sagte Felix, welcher den Schmuck rasch verborgen hatte und auf Herrn Monti zutrat, „Herr Monti, wenn ich nicht irre?"

„Ja, mein Herr," antwortete dieser mit der ihm eigenen Würde.

Ohne sich im Geringsten einschüchtern zu lassen, fuhr der Gast fort:

„Mein Name ist Felix. Ich hatte das Glück, Frau Monti schon zu kennen, als sie noch Fräulein Gambuzzi war. Ja, wir wuchsen zusammen auf, und ich heirathete später die theuerste Freundin der Frau Monti, eine junge Dame, welche von Ihrer Frau Gemahlin mehr geliebt wurde, als eine Schwester. Es mag unpassend sein, daß ich Frau Monti den Tod meiner Gattin bei einer solchen Gelegenheit mittheilte; allein es war unser erstes Wiedersehen, und es war zu natürlich, daß dabei die Sprache auf die Dahingeschiedene kam, als daß Sie mir darum grollen könnten. Sie verzeihen vielmehr meine tiefe Erschütterung —"

Mit diesen Worten wandte er sich plötzlich nach dem Fenster.

Herrn Monti's Gesicht klärte sich sofort auf. Er trat an den Stuhl seiner Frau heran.

„Mein Engel," sagte er, „ich bedaure Dich außerordentlich."

Paula erhob ihre braunen Augen zu ihm mit einem Blick des tiefsten Schmerzes und sprach kein Wort. Ihr Gatte küßte sie auf die Stirn, dann wandte er sich zu dem bekümmerten Wittwer.

„Herr Felix," sagte er, ihm die Hand darbietend, „gestatten Sie mir, Ihnen mein aufrichtiges Bedauern über Ihren Verlust auszudrücken. Was meiner Frau Kummer macht, muß auch für mich ein Gegenstand des Bedauerns sein. Ich hoffe, Sie wieder bei uns zu sehen und das so oft, wie es Ihre Stimmung gestattet. Nun aber lassen Sie uns zu der Gesellschaft zurückkehren!"

Dies geschah, und Paula vermochte es, mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, ihren Pflichten als Hausfrau für den Rest des Tages gerecht zu werden.

Als sie aber später in ihrem Zimmer allein war, maß sie dasselbe lange mit großen Schritten und fuhr mit Geberden der Verzweiflung durch ihr reiches Lockenhaar, bis sie erschöpft auf ihr Lager sank.

* * *

Einige Tage später trat Herr Monti in das Boudoir seiner Gemahlin.

„Meine Liebe," sagte er, „heute Abend ist, wie Du weißt, die Soirée meiner Schwester. Es wird eine glänzende Gesellschaft sein. Bitte, mache recht sorgfältige Toilette, und trage Deine Sapphire. Meine Schwester wird sich freuen, sie zu sehen."

Zum Glück hatte Herr Monti Eile, und es wurde daher Paula leichter, ihre Verlegenheit zu verbergen, als sie seinem Wunsch nachzukommen versprach.

Kaum hatte sich Herr Monti entfernt, so verließ auch ein Diener mit einem Billet für Herrn Felix — er hatte seine Adresse zurückgelassen — das palastähnliche Gebäude, welches Herrn Monti zur Wohnung diente.

Eine Stunde später stand Felix im Empfangszimmer der Frau Monti.

„Ich habe Sie rufen lassen," sagte diese, ohne die ihr entgegengestreckte Hand Felixen's zu beachten, um Ihnen zu sagen, daß ich heute Abend auf einer Soirée erscheinen muß, welche die Schwester meines Gatten giebt, und daß derselbe den speciellen Wunsch ausgedrückt hat, ich möchte bei dieser Gelegenheit meinen Sapphirschmuck tragen. Wollen Sie mir mein Halsband wiedergeben?"

„Wiedergeben? Mein liebes Kind, Du bist reizend in Deiner Naivität. Dieses Halsband ist zehntausend Francs werth!"

„Ich habe keine zehntausend Francs, um sie Ihnen dafür zu bieten."

„Das glaube ich Dir, mein Schatz ... nicht auf einmal, aber ich weiß, Du hast ein paar hundert Francs erübrigt."

„Allerdings, so viel habe ich," sagte Paula kleinlaut.

„Gut also, gieb mir fünfhundert Francs und ein schriftliches Versprechen, mir das Halsband morgen zurückzugeben, so will ich Dir's für heute Abend leihen."

„Aber der große Sapphir, der Mittelstein," sagte Frau Paula in Verzweiflung.

„Kann wieder eingefügt werden; ich habe ihn noch nicht verkauft. Ueberhaupt habe ich dies alles vorhergesehen und das Halsband mitgebracht. Siehe hier."

Die junge Frau stieß einen Freudenschrei aus, als sie das Halsband erblickte, in dessen Mitte der große Sapphir wieder eingesetzt war. Sie streckte eifrig die Hand danach aus.

„Geduld, meine Liebe," sagte Felix, „erst muß ich um die fünfhundert Francs bitten; während Du diese holst, werde ich eine Quittung schreiben."

Mit der ernsthaftesten Geschäftsmiene setzte sich der Schurke an den Schreibtisch. Als Frau Paula zurückkam, stand er auf.

„Unterzeichne dies gefälligst," sagte er, auf ein Blatt Papier weisend, welches die folgende Bescheinigung enthielt:

„Hiermit verspreche ich, für erhaltenen Werth Herrn Felix am 5. September 1881 das Halsband zu übergeben, welches zu dem mir von meinem Gatten geschenkten Sapphirschmuck gehört und soll solches Halsband sodann sein Eigenthum werden und bleiben."

Mit einer Geberde der Wuth setzte Paula ihren Namen in hastigen Zügen unter das schmähliche Document.

Felix faltete es zusammen und steckte es mit den Banknoten, welche ihm die unglückliche Frau verächtlich hingeworfen hatte, in die Tasche. Dann ging er auf die Thür zu und verschwand durch dieselbe mit den Worten:

„A revoir, ma belle! Wir treffen uns heute Abend bei Frau Steinfels."

„Wir treffen uns einst am jüngsten Tage und dann — Wehe Ihnen!" rief ihm Paula nach.

* * *

An demselben Abend um zehn Uhr erschien Frau Monti im Salon ihrer Schwägerin am Arme ihres Gatten.

Sie war wunderschön in ihrem weißen Atlaskleid mit den prachtvollen Brüsseler Spitzen, während die wunderbaren Sapphire in tiefem Blau auf ihrem Arm, ihrem Kopfe, ihrer Brust und am Halse glänzten.

„Die schönen Sapphire sollten heute Abend Rubinen sein, um Ihren Wangen Farbe zu verleihen," flüsterte ihr die Schwägerin mit anscheinender Herzlichkeit zu.

Im Grunde hätte sie ihr's nie verziehen, daß sie den Familienschmuck bekommen hatte.

In der That war Paula sehr blaß, und erst nachdem sie ein paar Mal im Galopp die Runde im Saale gemacht hatte, bekam sie Farbe. Dann aber war sie womöglich noch schöner, und dies sagte ihr respectvoll Herr Felix, welcher zwei Minuten mit ihr sprach und sich dann zurückzog. Aber diese zwei Minuten hatten genügt, sie auf eine sonderbare Zugabe zu seiner sonst tadellosen Toilette aufmerksam zu machen — einen großen Sapphir, welcher an einem dünnen, goldenen Kettchen vom Haken seiner Uhrkette herabhing.

Sie mußte dies um so mehr bemerken, als Felix den guten Ton so weit aus den Augen ließ, daß er mit dem Sapphir spielte, während er mit der Dame sprach.

Merkwürdiger Weise wirkte dieser Verstoß gegen die gute Sitte ansteckend auf Paula; denn als sich Felix empfohlen hatte, erhob sie ihre Hand an ihr Halsband und ließ sie über die dasselbe bildenden Sapphire hingleiten. Es fehlte keiner; gleichwohl brauchte die Dame eine halbe

Stunde, bis sie die gewohnte Liebenswürdigkeit wiedergewonnen hatte.

Später in der Nacht präsentirte sich Felix Herrn Monti, welcher sich seines Unglücks und seiner Jugendfreundschaft mit Frau Monti erinnerte und sich daher den familiären Ton gefallen ließ, welchen der verhältnißmäßig Fremde gegen ihn anschlug.

„Was für prachtvolle Juwelen man heute Abend hier sieht," bemerkte Felix endlich, und als Herr Monti ihm beistimmte, kam die Unterhaltung auf Edelsteine und die verschiedenen Arten sie zu schleifen und zu fassen. Im Verlaufe des Gespräches bemerkte Felix:

„Ich glaube, diese Art Sapphire zu schleifen, ist besonders schön; er ist rosettenförmig geschliffen, wie Sie sehen!"

Damit hielt er Herrn Monti den Sapphir hin, welcher kurze Zeit zuvor dessen Frau die gute Laune verdorben hatte.

Nun glaubte Herr Monti, ein großer Juwelenkenner zu sein. Er nahm den dargereichten Stein sofort in die Hand und hielt ihn gegen das Licht.

„Aber meiner Treu, Herr — Herr — Felix," stammelte der alte Aristokrat, außer sich vor Ueberraschung. Dann flogen seine Augen hastig über das Zimmer hin, seine Frau suchend, welche sich in diesem Augenblicke, auf den Arm ihres Cavaliers gelehnt, langsam näherte. Das Sapphir-Halsband schlang sich wie züngelndes Feuer um ihren schönen Hals.

Herr Monti ließ das Juwel an dem goldenen Kettchen

zurückfallen, als ob er sich die Finger daran verbrannt hätte; dann sagte er mit einiger Anstrengung:

„Entschuldigen Sie, aber ich war in der That etwas überrascht durch die eigenthümliche Form Ihres Sapphirs. Ich hätte nicht geglaubt, daß es in der Welt noch einen gäbe, welcher so vollständig denen gleicht, welche mein Urgroßvater aus Delhi mitbrachte. Dies ist merkwürdig. Darf ich, ohne indiscret zu sein, fragen, woher Sie diesen Stein haben?"

Felix schwieg einen Augenblick, dann sagte er im Tone der Aufrichtigkeit:

„Die Geschichte ist eine traurige, ja, die Erinnerung daran so schmerzlich, daß ich oft in Versuchung gerathen bin, das Juwel zu verkaufen, um die Ereignisse womöglichst zu vergessen, welche es mir in Erinnerung bringt."

Herr Monti ging auf die Idee mit augenscheinlichster Freude ein und ersuchte ihn, wenn er in der That an den Verkauf des Juwels denke, ihm die ersten Chancen zu lassen. Er bat um Erlaubniß, ihn zu diesem Zwecke am folgenden Tage besuchen zu dürfen.

Felix antwortete verbindlich, daß er mehr Zeit übrig habe, als Herr Monti und deshalb ihn aufsuchen werde. Uebrigens, fügte er hinzu, habe er noch eine Anzahl dieser Steine und Herr Monti dürfte vielleicht einem anderen den Vorzug geben.

Herrn Monti's Gesicht verrieth bei diesen Worten die höchste Spannung.

„Herr Felix," sagte er, „ich muß die Sapphire sehen! Wie freut es mich, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht

habe, ehe Sie sie verkauften. Schenken Sie uns das Vergnügen, morgen bei uns zu speisen, und ich denke, wir können dann Alles in's Reine bringen."

Felix sagte in sehr verbindlicher Weise zu und verabschiedete sich.

* * *

Am anderen Morgen, sobald man überhaupt einer Dame einen Besuch machen konnte, fand sich Felix bei Frau Monti ein, um das Halsband abzuholen.

„Für welche Summe wollen Sie diese Verfolgung ganz und gar aufgeben?" fragte Paula in geschäftsmäßigem Tone, als sie das Halsband in seine Hand legte.

„Ich liefere Dir dieses Halsband für fünftausend Francs aus. Die Briefe sind eine andere Affaire."

„Wenn Sie eine halbe Stunde vor der Speisestunde, also um 4½ Uhr hier sein wollen, so werde ich Ihnen das Geld geben und das Halsband mit einem schriftlichen Versprechen in Empfang nehmen, daß Sie nie wieder versuchen werden, es zu beanspruchen."

„Ich werde Dir mein Ehrenwort geben; dies wird genügen."

„Gewiß wird es," sagte die Dame so ernsthaft, daß sich selbst auf dem frechen Antlitz Felixen's einige Verlegenheit ausdrückte und er sich eiligst empfahl.

Kaum war er fort, so trat Herr Monti ein.

„Guten Morgen, meine Liebe. Die Soirée ist Dir doch nicht übel bekommen? Du siehst etwas erschöpft aus," sagte er mit einer Mischung von Höflichkeit und Zärtlichkeit.

Seine blasse Frau versicherte ihm lächelnd, daß sie

wohl sei und wunderte sich insgeheim, was der Zweck dieses ungewöhnlichen Besuches sein möge.

Das kam bald zum Vorschein.

„Mein Herzchen," sagte Herr Monti, „ich möchte gern Deine Sapphire einige Augenblicke sehen. Ich stehe im Begriff — aber Du entschuldigst mich, wenn ich Dir meine Gründe für diese Bitte vorerst nicht angebe, Du wirst sie später jedenfalls triftig finden."

Paula legte ohne einen Augenblick zu zögern, die Hand an die Glocke und sagte mit größter Nonchalance:

„Gewiß, mein Lieber. Das Halsband indeß habe ich dem Juwelier zum Repariren geschickt. Ich kann es Dir heute Abend zeigen."

„Ah, gut denn, diesen Abend," erwiderte der Gatte, die Juwelen überblickend, welche das Mädchen inzwischen gebracht und in seine Hände gelegt hatte.

„Sehr gut, meine Liebe. Vergiß nicht, es nach dem Diner bereit zu halten und es mir mit dem übrigen Schmuck zu zeigen. Ich habe Gründe, den Schmuck zusammen sehen zu wollen."

„Du sollst ihn sehen," sagte Paula mit fester Stimme.

Herr Monti verabschiedete sich. Als er wieder auf seinem Zimmer war, stand er einige Augenblicke in tiefe Betrachtung versunken. Dann sagte er laut, indem er sein gebeugtes Haupt wieder stolz aufrichtete:

„Nein, ich will nicht untersuchen. Ich will ihr nicht um eines Zweifels Willen Unrecht thun. Heute Abend werde ich Gewißheit erhalten."

Um 4½ Uhr trat Felix in's Boudoir der Frau Monti. Sie erwartete ihn in voller Toilette und Schönheit.

Ihre tiefbraunen Augen erglänzten in einem wundervollen Lichte; ein feuriges Roth glühte auf ihren Wangen und brannte auf ihren Lippen. Selbst die goldenen Haare schienen sich heute in größerer Schönheit zu entfalten.

Felix blickte auf sie mit den Augen eines Arztes, welcher neben der Folter steht, auf welcher eine Unglückliche gemartert wird, um zu ermessen, was diese aushalten kann.

„Du brichst bei dem allem zusammen, Kind," sagte er kalt, „es ist gut, daß es bald vorüber ist; ich gehe morgen von hier fort."

„Lassen Sie uns erst unsere Angelegenheit ordnen, ehe wir schwatzen. Zeigen Sie mir das Halsband und die Quittung, welche ich gestern unterzeichnete und heute morgen zurückzufordern vergaß."

Felix nahm ein Päckchen aus der Tasche und warf es auf den Tisch. Paula öffnete es rasch, untersuchte den Inhalt, legte es wieder weg und sagte kalt:

„Die Nachahmung ist plump, der Unerfahrenste würde sie erkennen."

„Deshalb wirst Du Dich hüten, sie Deinen Mann sehen zu lassen, ehe er mir die echten Steine bezahlt hat, welche ich ihm heute Abend verkaufen werde."

„Sie haben die echten bei sich?" fragte Paula mit nervöser Hast.

„Ich habe sie bei mir, und Du wirst sie heute Abend zurück erhalten. Nur Dein Gatte wird ein paar tausend Francs verlieren, dies ist die ganze Geschichte."

„Zeigen Sie mir die Steine!“ sagte sie mit einer Aufregung, welche sie immer mehr Mühe hatte, zu unterdrücken.

Felix zögerte einen Augenblick, dann nahm er ein kleines Etui aus der Tasche und öffnete es vorsichtig. Der blaue Glanz der Sapphire schien das Licht der Gasflammen überstrahlen zu wollen.

Paula nahm das Etui in die Hand und untersuchte die Steine aufmerksam. Ihre Augen zeigten den Ausdruck der Befriedigung, als sie auch den großen Sapphir unter ihnen fand. Sobald sie sich genügend überzeugt hatte, schloß sie das Etui, ließ es mit Blitzesschnelle in ihren Busen gleiten und zog die Glocke.

Felix stieß einen wilden Fluch aus, sprang auf sie zu und packte ihren Arm.

In diesem Augenblick wurde aber auch die Thür aufgerissen, und der Herr des Hauses erschien auf der Schwelle.

„Du verlangst nach mir,“ begann er, verstummte aber dann vor Ueberraschung und Schreck.

„Habe die Güte, erst die Thür zu schließen und diesen Menschen nicht entkommen zu lassen, bis Du mich angehört hast,“ sagte Paula.

Felix hatte sich inzwischen in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen und stand dort wie ein zum Sprunge bereites wildes Thier.

Herr Monti besaß trotz der weißen Haare noch seine volle Manneskraft, und das große Haus war voll Dienstboten. Felix wandte sich zu der Frau und höhnte: „Willst Du Dich ruiniren?“

„Ich will die Wahrheit sagen," antwortete Paula, ohne ferner auf den sich krümmenden Schurken hinter ihr zu blicken, sondern nur auf den Mann, welcher mit dem Ausdruck der tiefsten Erschütterung auf dem edlen Gesichte vor ihr stand.

„Was ist die Wahrheit?" fragte er mit dumpfer Stimme, als ihre wilden Augen die seinigen trafen.

„Dies. — — — Als ich, ein Mädchen von sechszehn Jahren, noch in der Pension war, lernte ich diesen Mann da kennen und traf ihn beständig im Hause einer unklugen, verheiratheten Freundin, welche ich besuchen durfte. Es wurde eine Entführung verabredet. Statt beim Beginn der Ferien nach Hause zu reisen, entfloh ich mit ihm.

Nachdem ich eine Woche bei ihm gelebt hatte, fand ich aus Briefen, welche er thörichterweise aufbewahrte, daß er schon verheirathet sei. Ich verließ ihn sofort und reiste wieder in meine Heimath. Meinem Vater machte ich glauben, daß ich eine Woche bei meiner Freundin zugebracht habe. Er erfuhr die Wahrheit nie und — Gott sei Dank — er ist jetzt todt. . . .

Du heiratheteſt mich, und ich war glücklich, sehr glücklich!

Da, vor sechs Tagen begann die Strafe für meine Sünden. Der elende Schurke verlangte aber nicht meine Ehre und mein Leben, sondern nur Geld. Ich gab ihm, was ich hatte. Dann stahl er meine Juwelen.

Sieh', das ist das Halsband, welches ich Dir heute Abend zu zeigen versprach. Es ist nichts, als ein Halsband von blauem Glas. Aber hier sind die Sapphire,

welche Dir der Mensch nochmals verkaufen wollte. Und hier ist der große Stein, mit welchem er gestern Abend die Frechheit hatte, vor Dir zu prunken, als Köder, um Dir dann Deinen eigenen Schmuck wieder verschachern zu können."

Während dieses Bekenntnisses wurde das Antlitz des Herrn Monti, welcher sich an die Thür lehnte, die er bewachte, immer weißer. Was mußte er, der Träger eines so alten, unbefleckten Namens, aus dem Munde der eigenen Gattin hören! Als diese geendet hatte, wollte Felix sprechen; aber Herr Monti rief:

„Schweigen Sie, Herr, Sie sollen diese Dame durch kein Wort mehr insultiren, so lange Sie unter meinem Dache sind! Hat er Beweise für das, was Du mir sagst, meine Gattin?"

„Ja, er hat drei Briefe; er trägt sie immer bei sich, als Waffe, um mich damit zu schrecken."

Herr Monti wandte sich dem Burschen zu, welcher sich in eine Nische gedrückt hatte:

„Legen Sie diese Briefe und alles auf Frau Monti Bezügliche, was Sie besitzen mögen, auf diesen Tisch! Und nun verlassen Sie dieses Haus und diese Stadt, und nehmen Sie," fuhr er mit ruhigerer, wenngleich gehobener Stimme fort, „mein Wort mit auf den Weg: Wenn Sie je in Ihrem Leben mit einem Worte, mit einer Silbe, mit einem Blicke etwas von dieser Geschichte verrathen, dann ist Ihnen das Zuchthaus sicher! Und wenn mir das Gesetz nicht dazu behülflich sein sollte oder mir dessen Lauf zu langsam ginge, so werde ich es selbst in die

Hand nehmen und Sie der ewigen Verdammniß überliefern, die Sie reichlich verdienen!"

Mit diesen Worten öffnete er die Thür, und Felix schlich hinaus wie ein geprügelter Hund, welcher nicht einmal durch Heulen über die erhaltene Züchtigung zu klagen wagt.

Als Paula mit ihrem Gatten allein war, fiel sie vor ihm auf die Kniee.

„Was soll aus mir werden?" seufzte sie.

Einen Augenblick zögerte Herr Monti; dann hob er sie auf, schloß sie in seine Arme und sprach:

„Laß das Vergangene vergangen sein!"

Er führte sie nach einem Sessel und ließ sie allein.

Es war der einzige Tadel, welchen er jemals aussprach oder sich anmerken ließ.

Er ist heute noch derselbe liebenswürdige Cavalier, welcher er gegen sie war, als er sie kennen lernte, immer achtsam auf ihre Wünsche und immer liebevoll.

Erinnerungen an den Laternenmann.

Im politischen Leben Frankreichs, dessen Echo's immer so aufdringlich in unser Deutschland herüberzittern, machte Henri Rochefort vor Kurzem wieder einiges Aufsehen.

Glühend gehaßt von seinen Feinden, denen jede seiner Reden wie ein geschleuderter Dolch, jeder seiner Artikel wie ein Geschreibsel mit Gift und Galle erscheint, gefeiert von den im Beifall unermüdlichen Freunden, war er wieder ein vielgenannter Kämpfer der politischen Saison.

Da steigen in meiner Erinnerung all' die Stunden auf, welche ich vor einigen Jahren in Genf mit dem heißblütigen Manne verlebte. Im Nachfolgenden muß ich ein Bischen davon erzählen:

Ueber der alten Schweizerstadt lag der weiche Glanz eines herrlichen Sommerabends. Die ewig einsamen Schneegipfel des fernen Montblanc, die duftverklärten Höhenzüge des Jura prangten im Gold der untergehenden Sonne. Die Wellen des Sees, die den Tag über erregt und leidenschaftlich schäumten, streckten sich ermüdet zur Ruhe.

Ich ging über die Montblancbrücke nach einer

auf der rue Chanpoullet gelegenen Pension, wohin mich oft die Beobachtung einer interessanten Gesellschaft zog.

Wie in einem Anfall von Humor hatte dort das Schicksal beinahe alle Gesichtstypen zusammengewürfelt, die sich auf der ganzen socialen Stufenleiter nur irgendwie auftreiben lassen.

An einer langen separaten Tafel saßen vierzehn Personen, Communards, die in Paris alle zum Tode verurtheilt worden waren, aber sich rechtzeitig in die Schweiz geflüchtet hatten.

Merkwürdige Gesellen das! Der Glanz der Augen war von den wildesten Leidenschaften versengt, die Wangen zeigten eine Farbe, wie sie Nachtkellnern, Comödianten, Dirnen eigen ist. Elende Kindheit, Tage voll Hunger, erbärmliche, obdachlose Nächte — diese erdfahlen Gesichter mit den struppigen Bärten mochten ehemals mit viel solchen Herrlichkeiten Bekanntschaft gemacht haben.

„Ja wohl, junger Mann," hatte ich einst einen der Wortführer dociren gehört, „man muß sich zur rechten Zeit von den Champagnerflaschen losreißen können — — ha ha — es ist eben eine verteufelte Geschichte, wenn einmal das Glücksschiff bis über die Mastspitzen eingesunken ist . . . dann ist es schwer, den Bettel wieder flott zu kriegen, und bedenken Sie auch — —" dies ungefähr charakterisirte den Verkehrston und die Anschauungen der Gesellschaft.

Als ich in den hellerleuchteten Speisesaal der Pension eintrat und an einem Tischchen in der Ecke Platz nahm, war Alles in tollster Erregung. Champagnerpfropfen knall-

ten, schlanke Gläser klirrten aneinander, die zum Tode Verurtheilten tranken auf das Wohl Frankreichs. Dann erhob sich ein Pole, ein breitschultriger, selbstbewußt darein blickender Mann, dessen Namen auf —sky endete, füllte ein großes Glas mit Wein, ließ vorher eine lange, wiederholt von stürmischem Beifall unterbrochene Rede steigen, spähete dann fast scheu nach allen Seiten und — wupp — leer war es.

Ich hatte in meinem Leben noch kein Glas so schnell hinuntergießen sehen. Dafür war es aber auch auf das Wohl — Henri Rochefort's gegossen worden, der am folgenden Tage ankommen sollte.

Henri Rochefort — es war mir von dem unversöhnlichen Napoleonidenhasser viel zu Ohren gekommen. Ich kannte seine gefürchtete, seinerzeit vom Publikum verschlungene „Laterne", deren erster Artikel ungefähr so anfängt: „Ich hatte soeben meinen Vater getödtet, zwei meiner Kinder, an ihr Bettgestell gebunden, wanden sich vor Hunger in Convulsionen, während ich fröhlich am Tische saß und ein Moselweinchen schlürfte, das ich warm empfehle. Wenn ich in diesem Style von Frankreich schreiben wollte, so — —;" ich wußte, daß der geistvolle Journalist früher in Frankreich zum Tode verurtheilt werden sollte, dann aber nach Caledonien verbannt wurde und von dort mit größter Lebensgefahr entflohen war.

Und wäre ich noch über das Geringste im Unklaren gewesen, der auf mich zutretende Pole mit dem —sky-Namen hätte mich über Alles aufgeklärt.

„Sehen Sie," sagte er in fast krankhafter Begeisterung,

„das ist ein Mann, vor dem sollten die Nationen ihren Hut abnehmen, manche angestaunte Götzen Referenzen machen. Glauben Sie mir, junger Deutscher, ich habe Geld, viel Geld, könnte den wahnsinnigen Kampf um's Dasein ruhig von der Zuschauerloge aus mit ansehen; aber um der guten Sache willen werde ich getrost das Bündel auf den Rücken nehmen und Rochefort's neue „Laterne" verkaufen. Sie zählen doch zu meiner Kundschaft? . . ."

Am folgenden Tage war Rochefort angekommen und im ersten Hôtel Genf's, im „Hôtel Métropole", abgestiegen.

Die Journale brachten während der nächsten Tage begeisterungtriefende Artikel über ihn, erzählten von seiner abenteuerlichen Flucht. Auch prangte sein Bild auf großen rothen und gelben Plakaten an den Straßenecken, seine Büste, in Seife, Chokolade, Marzipan, Gyps dargestellt, in den Schaufenstern.

Triumphirend, in elegantester Toilette mit glattrasirtem Gesicht, stand der Pole am Brückenkopf der Montblancbrücke, inmitten der Staubwirbel des nervösen Straßenlebens, neben sich einen ungeheuren rothen Haufen des eben erst erschienenen, nach Druckerschwärze duftenden ersten Heftes der „Laterne", welches seine fleischigen, mit Diamanten geschmückten Hände den Vorübergehenden entgegenstreckten.

Als er mich in ziemlicher Entfernung vorbeigehen sah, war er plötzlich an meiner Seite.

„Alle Wetter," kreischte er, „da sind Sie ja! Ver-

flucht, kommen Sie nur etwas näher. Haben Sie schon meinen Feuerhaufen glimmen sehen?"

Er deutete nach der „Laterne."

„Stecken Sie einmal diese Lichtschnuppe zu sich."

Er schob mir ein Heft in die Seitentasche.

„Donnerwetter, schon den neuesten Rochefort-Skandal gehört?"

Ich verneinte.

„Sehen Sie, da haben Sie wieder den ganzen Rochefort! Steigt der geniale Mann im „Hôtel Métropole" ab und miethet sich zwei Zimmer in der zweiten Etage. In's Fremdenbuch schreibt er „Henri Rochefort". Na, mit einem solchen Namen braucht er sich nicht zu schämen. Der Wirth ist entzückt über das Autograph, entzückt von dem berühmten Gast, erschlägt ihn fast mit Aufmerksamkeiten. Anderen Tages kommt aber eine dicke Dame mit fünf betreßten Dienern und einem ganzen Schwarm Kammerfrauen angesegelt. Dem Hotelier will ob der Freude über den reichen Fang fast das Herz explodiren. Als aber die alte Dame bei Einschmierung ihres Namens im Fremdenbuch „Henri Rochefort" entdeckt, keift sie: „Um Gottes Willen, nein, mit dem, mit dem Erzfeind meines Hauses, kann ich unter einem Dache nicht wohnen! Da muß ich ein anderes Hotel suchen!" Und nun denken Sie, der erst so begeisterte Wirth, dieser — — ich weiß wahrhaftig keinen Ausdruck für eine derartige Eselei — der jetzt den Werth seiner Gäste nach dem in Aussicht stehenden Geschäft prüfte, setzte Rochefort davon in Kenntniß. Und wissen Sie, was Rochefort, der geniale Mann, der Ehe-

valier comme il faut, that? — er räumt freiwillig das Feld und logirt sich im „Hôtel du Rhône“ ein. Die alte Dame in den höheren Semestern hatte aber auch Grund, Rochefort zu meiden: Sie ist eine nahe Verwandte des Hauses Napoleon. O, diese Napoleoniden, man sollte — —“ plötzlich brach er ab.

Einige Herren hatten sich an den Feuerhaufen herangedängt, um einige Funken mitzunehmen. Die Vernachlässigung dieses Geschäftes wäre eine zu arge Versündigung an der Majestät Rochefort's gewesen.

Eine Woche darauf begegnete mir der begeisterte Rochefort-Verehrer in der rue du Rhône. Ob er merkte, daß ich an seinem eigenthümlichen Wesen, wenn auch nur vorübergehenden Gefallen fand, ob er sich auch für mich ein wenig interessiren mochte — gleichviel, er lud mich in die Officin der „Laterne“ ein.

„Ich hole eben frische Funken,“ sagte er hastig, „kommen Sie mit, Sie werden Rochefort und Olivier Pain kennen lernen!“

Wir traten durch einen breiten Thorweg in einen weiten Hof, auf dem ein mächtiger Schornstein über die Schieferdächer pustete, klommen zwei dunkle Treppen empor und befanden uns dann inmitten einer Masse tosender Druckpressen, sausender Räder, schmutziger, hungerbleicher Gesichter. Aus einem Seitenzimmerchen trat eine lange hagere Gestalt auf uns zu, der man es wohl anmerkte, daß sie zuweilen unter den elementarsten Entbehrungen die Fieberluft des Exils in Caledonien geathmet. Dabei sprüheten aus dem blassen Krauskopf dunkle Augen, wie unheimlich

glühende Kohlen, zuckte es um den von einem Henriquatre-Bart umsäumten Mund, als wollte er eben eine Giftrede über die menschliche Tragikomödie in die Welt hineinschleudern.

Es war Henri Rochefort.

Er schüttelte dem Polen cordial die Hand. Ich wurde vorgestellt. Er lud uns in das Nebenzimmerchen ein, nöthigte zum Sitzen, bat für einige Augenblicke um Entschuldigung, in augenscheinlicher Erregung eine Debatte mit Olivier Pain fortsetzend.

„Ja, lieber Freund," sagte er, „es giebt eben auf dieser tollen Erde närrische politische Existenzen, Existenzen, die sich im Laufe einiger Jahre aufblähen, mit flitterhaftem Brimborium die große Menge blenden, bis plötzlich ein Windstoß des Schicksals den ganzen bettelhaften Plunder auseinanderfegt."

Ich wußte nicht, um was es sich handelte, hatte auch keine Zeit, darüber nachzudenken; denn Rochefort wandte sich zu uns und entfaltete eine Liebenswürdigkeit, die ihm als Gesellschafter alle Ehre machte.

Ueber deutsche Verhältnisse, deutsche Literatur, deutsche Geographie, worüber er mit mir zu sprechen begann, war er freilich schlecht unterrichtet. So hielt er Sacher-Masoch für unsern größten lebenden Schriftsteller und glaubte, Karlsbad läge in Sachsen. Ich konnte das einem aus dem Exil Zurückgekehrten nicht anrechnen.

Nach einer halbstündigen, von Seiten Rochefort's mit schneidigen Witzen gespickten Unterhaltung, für die wohl das französische causer die richtige Bezeichnung wäre, ent-

fernten wir uns, nachdem Rochefort für den nächsten Sonntag zu einer Partie um den Genfer See eingeladen.

Der nervöse Franzose hatte in seinem Verkehr etwas so Fesselndes, in seiner Unterhaltung etwas so Liebenswürdiges, als spräche bei den giftigen Worten seines Mundes ein gutes Herz mit, überhaupt etwas so Bestrickendes, daß ich nicht umhin konnte, zuzusagen.

Der Sonntag kam. Morgens sechs Uhr trafen wir uns am Hafen: Rochefort, Olivier Pain, der Pole, zwei weitere Herren und ich.

Die Frühsonne funkelte prächtig über die Berge herüber. Unter den Klängen der Marseillaise, die kräftig über die glatte Wasserfläche hinzitterten, verließ unser Dampfer „Winkelried" den Hafen.

Aber wie lange müßte ich erzählen, wollte ich die tollen Scenen auf dem Schiff, die köstliche Weinfahrt durch Vevey während eines längeren Aufenthaltes, den Besuch des trotzigen Seeschlosses Chillon mit seinen schauerlichen Kerkern, die herrlichen nach Montreux herüberblickenden Schneehäupter eingehend erwähnen!

Nur einer Scene will ich gedenken. Das Schiff fuhr auf der Rückfahrt der französischen Küste entlang und legte auf eine halbe Stunde in der französischen Stadt Evian an.

Eine Masse Arbeiter, Frauen, Kinder standen am Landungsplatz. Das Gerücht von Rochefort's Anwesenheit, dessen Bild Jedermann kannte wie etwa ein Deutscher das Bild Bismarck's, war wie ein Lauffeuer im Orte verbreitet.

Wir saßen auf dem Verdeck und zechten. Plötzlich erschienen zwei französische Gensd'armes, schritten direct auf Rochefort zu, und einer von ihnen sagte mit fester Stimme: „Mein Herr, Sie sind verhaftet! Folgen Sie uns!"

Das schlug wie eine Bombe in unsere Fröhlichkeit.

Rochefort erhob sich, erbleichte einen Augenblick, als sähe er das ganze Heer trüber Umstände, welches infolge einer Verhaftung über ihn, den politischen Flüchtling, hereinbrechen würde. Dann blickte er die Gensd'armes mit durchbohrendem Auge an und antwortete fast höhnisch:

„Was wollen Sie? mich verhaften! auf Schweizerboden! . . . Meine Herren, ich glaube, Sie kennen die Gesetze nicht! . . . Wo ist der Kapitän? . . ."

Der Kapitän, ein alter, ehrwürdiger Graubart, kam von der Kommandobrücke breitbeinig dahergewackelt.

„Was träumen Sie, meine Herren," herrschte er die Polizisten an. „Was für eine Flagge trägt das Schiff? Eine Schweizerflagge! Herr Rochefort befindet sich sonach auf Schweizerboden, wo Sie nicht zu kommandiren haben. Auch hat er das Schiff nicht mit einem Fuß verlassen. Wollen Sie sich deshalb gütigst entfernen!"

Sie zogen wirklich ab. Das Schiff aber keuchte zum Hafen hinaus.

Rochefort ahnte damals noch nicht, daß er nach Jahren erst wieder nach Frankreich zurückkehren durfte, nach Frankreich, dem er, seinen Worten zufolge, Liebe entgegentrug, wie einem maienfrischen Mädchen, das noch nicht geküßt hat — ahnte nicht, daß er auf dem heißen Pflaster von Paris noch manchen Kampf ausfechten müsse und seine Gegner

dann erzählen würden: „Er ist an der Lächerlichkeit gestorben, nachdem er diese Waffe so lange gegen Andere gehandhabt! Unter denen, die sich als Leidtragende im Sterbehause eingeschrieben, figurirten Grevy, Gambetta, Jules Ferry, alle Minister, viele Deputirte."

Die Zukunft wird zeigen, ob der leidenschaftliche Mann in den leidenschaftlichen Parteikämpfen noch eine Rolle zu spielen hat.

Eine Sylvester-Erinnerung.

Jedes Jahr, wenn die Sylvesterglocken von den Thürmen in die kalte Nachtluft hinaustönen, drängt sich mir eine liebe Erinnerung auf, die stets herzlich willkommen ist.

Mag dann die dunkle, schmutzige Nässe draußen auf den Straßen noch so schwer liegen, der scharfe Nordwind noch so ungeberdig um die Ecken heulen, „Prosit Neujahr!" von eiligen Menschenkindern mit Gänsehaut, blauen Nasen, erfrorenen Zehen und klappernden Zähnen noch so munter durch die buntaufgeputzten Gassen schallen — meine liebe Erinnerung will nicht erblassen.

Da sehe ich einen prächtigen, blondgelockten Mädchenkopf inmitten einer glückumstrahlten Menschengruppe, sehe eine junge Mutter ein blauäugiges Kind auf dem Schooß wiegen, während ein guter Alter vor Freude die welken Hände zusammenklatscht . . . Doch ich will lieber regelrecht erzählen.

Vor einigen Jahren lebte ich eine Zeit lang allein und zurückgezogen in einem netten Schweizerdörfchen. Der Lärm der Weltstädte, die Staubwirbel des unermüdlichen

Rennens nach jenem Metall, so man Geld titulirt — in meine Gebirgseinsamkeit konnte nichts davon hineindringen.

Freilich überfiel mich auch inmitten dieser schneebedeckten Felsen gar oft das bange Gefühl des Alleinseins, und das Herz sehnte sich nach dem Verkehr mit einer lieben Menschenseele.

Schon mehrfach hatte ich von der Schönheit der blinden Rosa gehört, die, eine halbe Stunde von meinem Bergheim entfernt, gleichfalls in großer Zurückgezogenheit bei ihren Eltern lebte.

Der Zufall wollte es, daß ich ihrem Vater, Herrn Rudi, vorgestellt wurde und dieser einiges Gefallen an mir fand. Es war ein prächtiger alter Herr und vortrefflicher Gesellschafter, aber leider vollständig invalide und daher nicht im Stande, viel auszugehen und sich jener harmlosen Unterhaltung zu erfreuen, die gerade Leuten seiner Art zum Bedürfniß wird.

Seine Tochter Rosa war vollständig erblindet.

Hier hatte ich also Gelegenheit gefunden, zwei Fliegen mit einem Schlage zu treffen: Ich konnte mich selbst von dem Drucke der einsamen Abende befreien und gleichzeitig Andere dadurch glücklich machen.

So nahm ich denn die Einladung des freundlichen Herrn Rudi an und sprach häufig vor, um die langen Winterabende mit ihm zu verplaudern. Auf diese Weise hatte ich mich in kurzer Zeit derart in die liebenswürdige Familie eingelebt, daß ich in der That nicht weiß, was ich ohne sie hätte anfangen sollen.

Rosa, die herrlich erblühte Jungfrau, erwies sich keineswegs als Ausnahme von der allgemeinen Regel, daß körperlich Leidende über alle Maßen empfindlich sind. Anfangs fürchtete ich mich fast, mit ihr zu reden, weil mir dabei leicht eine Anspielung entschlüpfen konnte, welche ihr überzartes Gefühl verletzen konnte. Indessen lernten wir uns mit der Zeit immer besser verstehen, und sie bat mich oft, an ihre Seite zu kommen und mit ihr zu plaudern, wenn die „Alten" sich vielleicht zu einem Spielchen Karten niedergesetzt hatten.

„Sie wollen uns ein wenig aufheitern," sprach sie eines Tages zu mir, „und deshalb vergeuden Sie Ihre schönen Abendstunden mit uns. Ich habe oft darüber gestaunt, daß der Anblick meines armen melancholischen Gesichtes Sie nicht verscheucht."

Ich versicherte ihr, daß diese Abende mir einen herrlichen Genuß bereiteten und daß ich glücklich wäre, durch meine Besuche einiges Licht in die Nacht ihres Lebens werfen zu können.

Von da an faßte sie großes Vertrauen zu mir und sprach mir alle ihre Wünsche rückhaltslos aus.

„Ach, Sie dürfen wohl von Glück reden," sagte sie einmal, „Sie, der Sie sehen können und in der Herrlichkeit der Natur mit ihren schneegekrönten Bergen zu schwelgen vermögen, wo Pracht und Leben rings erblüht! Ich besitze nur noch eine undeutliche Erinnerung an all' das Schöne, was Sie tagtäglich erblicken. Sie wissen, daß ich nur acht Jahre alt war, als ich das Augenlicht verlor. Jetzt bin ich dreiundzwanzig. Denken Sie — fünf-

zehn Jahre lang währt meine Nacht! Sie werden es vielleicht thöricht finden, aber, als ich mich kürzlich aus dem Schlafzimmer meiner Mutter heraustastete, berührte meine Hand zufällig einen Spiegel. Da habe ich mich thatsächlich vor diesen hingesetzt, mein Haar gelöst und mich dann frisirt. Wie sehnte ich mich darnach, mein Spiegelbild zu sehen und mich der Farbe meines Haares zu vergewissern. Ja, ich versank sogar in traumhaftes Sinnen darüber, ob mein Gesicht wirklich so aussehe, wie ich mir es denke. Aber es half Alles nichts; der Spiegel blieb unerbittlich." — —

Als ich wieder an Rosa's Seite saß, war Sylvester-Abend.

Das Jahr war alt geworden. Es hatte seinen vorgeschriebenen Kreis durchlaufen und legte nun sein müdes Haupt nieder, um zu sterben.

Das neue Jahr wurde wie ein junger Erbe der ganzen Welt mit Willkommen, Geschenken und Freudenbezeugungen erwartet, während die Habseligkeiten des todten alten Jahres so wohlfeil losgeschlagen wurden, wie die Sachen eines ertrunkenen Matrosen.

Rosa war außergewöhnlich erregt. Plötzlich sagte sie:

„Ich muß Ihnen etwas Wichtiges mittheilen, weiß aber kaum, wie ich beginnen soll. Auch bin ich überzeugt, daß sie gewiß herzlich über meine Thorheit lachen und glauben werden, daß mit meinem Gesicht zugleich ein Stückchen von meinem Verstand verloren gegangen ist. Doch seien Sie barmherzig. Heute am Sylvesterabend muß ich es Ihnen sagen, und wenn wieder Sylvester kommt,

wird es anders, ganz anders sein. Ich liebe! Ja, ja, es ist vollkommene Wahrheit: Ich, das armselige, blinde Geschöpf, liebe so warm, wie das empfänglichste, junge Mädchen, das eben der Pension entschlüpft ist. Ich fühle, daß Sie lachen und meinen, ich könne nur eine schwesterliche Neigung empfinden. Dies ist aber ganz anders. Warten Sie nur wieder Sylvester ab!"

„Aber wie ist denn das zugegangen?" fragte ich theilnahmsvoll.

Und nun erzählte sie mir, wie ein junger Mann ihr seine Liebe gestanden und wie er trotz ihrer Warnung, daß Tag und Nacht sich nicht verbinden können, bei seinem Entschlusse verharre und sie gebeten habe, ihm binnen einer Woche Entscheidung darüber zu geben, ob sie sein Weib werden wolle.

„Und nun," schloß sie, „da Sie diese romantische Begebenheit kennen, mein lieber Freund, nun sagen Sie mir Ihren Rath!"

„Nach meiner Meinung," erwiderte ich, „ist er ein durchaus hochherziger, edler Mensch. Sie erwähnten einst, wie sehr Sie sich sehnten, Ihr Antlitz zu sehen. Er hat es Ihnen in seiner ganzen Schönheit gezeigt. Nehmen Sie mein Wort zum Pfande, er wird Ihnen ein aufrichtiger Spiegel sein."

Dies Bild gefiel Rosa außerordentlich, und ich mußte ihr versprechen, in einer Woche wiederzukommen, um das Schicksal des mir Unbekannten zu erfahren.

Als wir das nächste Mal allein waren, rief sie mir traurig entgegen:

„O, bange Nachrichten! Soeben habe ich durch einen reinen Zufall erfahren, daß meine guten Eltern ihr Vermögen verloren und mir dies aus liebevoller Rücksicht und unter großen Opfern verheimlicht haben. Ich werde keinem Menschen außer Ihnen meine Entdeckung mittheilen... Das Herz meiner lieben Mutter müßte brechen, wenn sie wüßte, daß all' ihre kleinen Manöver, mit welchen sie mir die Wahrheit verbarg, erfolglos geblieben wären. Ich werde mich stellen, als ob Alles beim Alten sei und bin entschlossen, sie vor dem Ruin zu retten. Herr Eduard Landolt — jetzt darf ich seinen Namen schon nennen — ist hier gewesen, um sich meinen Bescheid zu holen. Ich fragte ihn, ob er denn wirklich jene Gefühle für mich hege, deren er mich vor acht Tagen mit so herzlichen Worten versicherte."

„Ganz gewiß, mein Leben," gab er zur Antwort, „ich liebe Sie eben so sehr um Ihres Charakters wie um Ihrer Schönheit willen."

„Ei, Sie gleichen ja einem Spiegel, der schmeichelt," versetzte ich. „Wenn Sie sprechen, ist es mir, als sähe ich mich in Ihren Worten."

„O dürfte ich Ihnen stets ein treuer Spiegel sein," erwiderte er, „der all' Ihre guten Eigenschaften, all' Ihre Tugenden widerstrahlt. Willigen Sie ein, die Meinige zu werden. Ich besitze ein kleines Vermögen. Es soll Ihnen an Nichts fehlen, und ich werde Alles thun, was ich vermag, um Sie glücklich zu machen."

Bei diesen Worten dachte ich an meine Eltern, ihre Armuth — meine Heirath würde sie retten.

„Aber, wenn ich mich entschließe, Ihre Frau zu werden," sagte ich, „dann würden Sie nur zu bald den Schritt bereuen, den Sie thaten. Andere mögen Sie bewundern — ich kann Ihnen nicht schmeicheln; denn ich vermag ja Ihr Gesicht nicht zu sehen."

Da seufzte er.

„Ach, das erinnert mich an Etwas," sprach er, „das ich Ihnen nicht verheimlichen darf. Ich bin nichts weniger als hübsch, Fräulein Rosa. Sie werden mich für egoistisch halten, aber so häßlich ich bin, ich liebe Sie von ganzem Herzen."

„Wir haben unsere Hochzeit auf Anfang nächsten Monats festgesetzt," fuhr Rosa fort, „und mag es zum Guten oder zum Bösen ausfallen — eins ist gewiß: meine Eltern werden stets eine Heimath bei mir haben!"

* * *

Wieder wollte der Sylvesterabend kommen. Es war gerade ein Jahr vergangen, seit Rosa mit ihrem geliebten Eduard verheirathet war — ein Jahr des ungetrübtesten, reinsten Glückes. Die größte Wonne gewährte ihr der Gedanke, daß sie Mutter war.

Man sagte ihr, die Kleine sei ein Engel an Liebreiz; aber die arme Rosa konnte sie nicht sehen.

Sie hatte sich völlig resignirt daran gewöhnt, daß sie den blaustrahlenden Himmel niemals wieder erblicken sollte; aber der Gedanke, ihren süßen, kleinen Engel nimmer schauen zu dürfen, brach ihr fast das Herz. O, wie stark ist doch die Mutterliebe! . . .

Tag und Nacht betete Rosa zum barmherzigen Gott, daß er ihr nur für einen einzigen Augenblick das Augenlicht schenken möge . . . Nur ein einziger Lichtblitz, das war Alles, was sie erflehte. Dann wollte sie zufrieden und glücklich sein bis in den Tod . . .

Ungefähr vierzehn Tage vor Sylvester sagte Ferdinand zu ihr:

„Mein liebes Röschen, ich habe Dich getäuscht, als ich Dir rieth, jene verschiedenen Schönheitswasser zu gebrauchen. Dieselben waren nothwendig zu einer beabsichtigten Operation des Staares. Du kannst ganz ruhig sein; meine kühnsten Hoffnungen sind auf die nächsten Tage gerichtet."

„Glaubst Du, daß die Operation erfolgreich sein kann?" fragte sie.

„Zuversichtlich," erwiderte er, „aber dann —"

„Nun, was dann? . . ."

„Dann wirst Du mich sehen. Ich bin begierig, was Du von mir denken wirst."

„Ferdinand," versetzte sie ohne Zögern, „die Operation soll vor sich gehen, Du verstehst die Größe meiner Liebe zu Dir nicht. Du hältst sie für eine phantastische Selbsttäuschung. Du kennst mich noch nicht, Du Böser."

* * *

In einem Winkel meines Pultes liegt ein Brief von Rosa an mich, den ich immer aufbewahren werde. Ich habe ihn erst gestern Angesichts des Sylvestertages wieder durchgelesen und der seligen Stunden gedacht, die ich einst in dem weltvergessenen Schweizerdörfchen, im Schatten der ewigen Berge, verlebte.

Rosa schrieb mir unter Anderem:

Ich bin überzeugt, daß Niemand innigeren Antheil an meinem Glück nehmen wird, als Sie, mein verehrter Freund! Die Operation hat stattgefunden und — gelobt sei Gott — sie war erfolgreich. Ich darf mich nicht aufregen und werde Sie daher nicht mit allen Einzelheiten jenes schrecklichen Tages belästigen. Aber lassen Sie mich wenigstens eine gewagte Handlung von mir berichten, die, wie Ferdinand sagt, entsetzliche Folgen haben konnte.

Unmittelbar nach der Operation, das heißt, sobald ich aus dem Schlaf erwachte, in welchen mich die angewendete Chloroformirung versetzt hatte, entdeckte ich, daß meine armen Augen fest verbunden waren. Ich mußte heilig versprechen, die Binde innerhalb zehn Tagen nicht zu lösen. Ich kann Ihnen die Todespein nicht schildern, in welche mich die Ungewißheit versetzte, ob ich blind oder sehend sei.

Acht Tage lang hielt ich mein Wort. Aber Sie wissen ja, daß die Neugierde der Frauen sprichwörtlich geworden ist. Indessen gab es für mich eine Entschuldigung; denn die hartherzigen Menschen trieben ihre Grausamkeit so weit, mir mein Kind auf den Schooß zu setzen. Das vermochte ich nicht zu ertragen.

Ich befand mich mit ihm allein. Ich lüftete die Binde ein wenig; doch da trat auch schon die Wartefrau ins Zimmer. O, was bekam ich für Schelte, und wie reumüthig stellte ich mich! Aber sobald die Alte den Rücken wandte, brach ich in einen Strom von Freudenthränen aus.

Ich hatte mein Kind gesehen! . . . O, wenn Sie, lieber Freund, die Seligkeit der Worte: „Mein Kind gesehen!“ empfinden könnten! . . .

Dennoch hielt ich mein Geheimniß für mich, weil ich Ferdinand die Freude nicht verderben wollte. Endlich, endlich waren die zehn Tage vergangen. Als der große Augenblick gekommen — es war gerade am Sylvestertag — führte man mich festlich geputzt auf meinen Sitz vor einem hohen Stehspiegel. O, wie zitterte ich! Meine Mutter befand sich an meiner Seite. Draußen tönten gerade die Glocken.

„Jetzt lösen Sie die Binde!“ sagte der Arzt.

Ein heller, blendender Nebel, und dann — — ach, und dann konnte ich deutlich sehen. Freudenthränen rinnen jetzt noch, indem ich mich an die Wonne dieses himmlischen Augenblicks erinnere, aus den Augen . . .

Da stand meine Mutter — mein Vater — die Wärterin — der Doktor. Dort lag mein süßes Kindchen in der Wiege. Das herrliche Sonnenlicht und eine Vase mit Blumen ließen mich wieder empfinden, was ich einst als Kind gefühlt — und da — wie seltsam! lachte und weinte mir mein eigenes Antlitz, das ich nie erblickt hatte, aus dem Spiegel entgegen.

„Aber Mutter,“ fragte ich, „warum zittert denn das Glas so?“

„Ahnst Du nicht, weshalb?“ versetzte sie. „Hält sich vielleicht gar Jemand hinter dem Spiegel verborgen?“

„Mein Ferdinand!“ rief ich aufspringend. „Komm — komm zu mir!“

„Er wagt es nicht," sagte die Mutter anscheinend betrübt.

„Wagt es nicht?" wiederholte ich und suchte mich den Armen der guten Alten zu entziehen. „Als ob ich ihn nicht ebenso liebte, wenn er auch aussähe, wie ein Quasimodo! O komm', Ferdinand! Komm', mein Goldherz!"

Ein junger Mann, schön wie ein Apollo, trat aus seinem Versteck auf mich zu. Ich hing an seinem Hals.

„Mein süßes Leben!" flüsterte er.

„Mein Ferdinand! . . ."

„Gott segne Euch Beide!" hauchte die Mutter unter Thränen der Freude, als wir weltvergessen aneinander ruhten.

Diesen Sylvestertag, mein Freund, werde ich nie vergessen, und wenn ich ein Methusalem-Alter erreichte. Das alte Jahr, das seinen Athem aushauchte, hatte die Nacht meiner Augen mit sich genommen. Seine Schätze waren ein bloßes Nichts neben den Reichthümern, die mir das neue Jahr mit dem Geschenk des Augenlichtes machte.

Ob es damals auf der großen weiten Welt noch eine Seele gab, die sich so glücklich fühlte, wie ich am Neujahrsmorgen, als mir Ferdinand ein „Prosit Neujahr" auf die Lippen küßte! . . .

Künstlerliebe.

I.

Frühlingspracht webte in der herrlichen Gotteswelt. Die hohen Linden an einsamer Straße hauchten berauschende Düfte, Blüthenschaum leuchtete aus den Gärten. Ueber dem Tannendunkel drüben an der Halde, über den moosigen Matten tirilirten muntere Vogelkehlen, und der Waldbach rauschte wild dazwischen.

Was Wunder also, wenn Erich Baldow, der lebenslustige Maler, hinausgelockt wurde in das morgenduftige, blüthenschwere Brautgemach des Frühlings . . . wenn er in gottvoller Laune dahinstolzirte, strahlende Vorbilder seiner Kunst vor Augen, unbändiges Jugendfeuer im Herzen, wenn in seiner Brust der Muth brauste und schäumte, allen Hindernissen, die sich auf dem Pfad zur Unsterblichkeit aufthürmen, zu trotzen — selbst einem im Frühling geholten Schnupfen!

Ruhig, mit langem schwarzen Künstlerhaar, welches das interessant bleiche Gesicht umrahmte, saß er in einem reizend verborgenen, einsamen Waldwinkel, um ein paar

alte, knorrige, blitzgetroffener Eichen voll gewaltiger Aeste und rauher aufgeworfener Rinde, zu skizziren. Ueppiges Immergrün, wirres mit Farrenkräutern gemischtes Brombeergestrüpp wucherte zu ihren Füßen. Hier und da lugten Anemonen und Primeln durch die welken Blätter des letzten Herbstes, während in der Ferne Schloß Sonnenfels mit seinem wettergrauen, altersmüden Thurme nach einer hellen Wolkenschicht emporragte und im Hintergrund blaue Berghäupter blinkten.

Erich war von Louisenhof hierher spaziert, einem ungefähr eine halbe Stunde entfernten Gute, auf dem er sich aufhielt, um das kleine, wilde Mädchen des Besitzers, Herrn von Lichtenstein, zu malen.

Das reizende Kinderbild mit dem unschuldvollen Lächeln, den frischen von klaren Augen überhellten Wangen, dem goldumlockten Engelskopf war ziemlich zusammengepinselt, und Erich wäre beinahe in das nimmermüde sausende Leben der Hauptstadt zurückgekehrt, wenn nicht eine plötzliche Krankheit des kleinen Wildfangs die Vollendung des Bildes verzögert hätte.

Er benutzte die Mußezeit zu einigen Ausflügen in die Umgebung und hatte so dieses traute, malerische Waldplätzchen gefunden.

Schon lange saß er dort auf einer zerfallenen Steinbank, vollständig in die Malerei versunken und vollständig ungestört.

Wer hätte ihn in dieser dämmerigen Waldeinsamkeit auch stören wollen? — höchstens die kecken Eichhörnchen, die den Eindringling in ziemlicher Nähe betrachteten, oder

die neugierigen Hasen, welche, nur wenige Schritte entfernt, die Ohren spitzten.

Als er endlich aufsah und seinen Blick zur Linken schweifen ließ, wo das Gestrüpp in größerer Verwilderung wucherte, war er nicht wenig erstaunt, dort eine junge Dame zu bemerken. Sie malte ebenfalls und schien dabei die ganze Umgebung vergessen zu haben.

„Herr des Himmels und der Erde, wie kommt die hierher!“ bebte es in seinem Herzen, und Freude und sanfter Schreck zitterten durcheinander.

Und im Anblick ihres schönen Profils wurde es ihm klar, daß sie sich diesem sonnigen Platz genahet hatte, ohne von seiner Gegenwart zu wissen und daß ihm das Gesträuch ein nettes, sicheres Versteck bot.

Immer noch starrte er nach der lieblichen Erscheinung, die plötzlich wie eine Waldfee in seiner Nähe aufgetaucht war.

Sein Herz klopfte schneller.

„Tausend!“ dachte er dann, „wenn man einmal ein herrliches Weib zu einem Gemälde braucht, hier wäre ein wundersam schönes Modell: Farben vorzüglich, Formen tadellos. Ich muß sie durch zwei Striche festhalten.“

In schnellen Zügen erwuchs unter der geübten Hand des Künstlers eine lebensvolle Darstellung.

Das feine Kinn, die Conturen der vollen Brust, das frische, neben den grünen Blättern glühende Morgenroth der Wangen, das blaue, mit dunklem Pelz besetzte Kleid, die reichen, goldblonden am Ende durch ein dunkelrothes Band zusammengehaltenen Flechten, das kokette schwarze

Hütchen mit der graciösen Straußenfeder — das Alles gab eine reizende Skizze.

Erichs Enthusiasmus für sein schönes Modell steigerte sich immer mehr. Mit der größten Angst unterbrach er sich, wenn es sich bewegte, fürchtend, die entzückende Stellung möchte verloren gehen, bald dehnte er sich nach rechts, bald nach links, bald streckte er sich auf den Fußspitzen nach vorn oder neigte sich, wenn sie den Kopf wandte, tief zur Erde.

Während einer Stunde war es ihm gelungen, den Entwurf ziemlich zu vollenden, ihn wenigstens vollkommen unverkennbar in der Aehnlichkeit mit dem Original herzustellen.

Die Mittagsgluth hatte sich unterdeß immer schwerer auf die grünprangende Erde gelegt. Vom Thurm auf Sonnenfels schlug es ein Uhr herüber.

Die junge Dame stand auf, raffte ihre Malutensilien zusammen und eilte durch das Gestrüpp davon.

„Wie schade!“ rief Erich unwillkürlich aus, „ich hätte nur noch kurze Zeit gebraucht, um meine Skizze sorgfältigst zu vollenden und nun — — thut nichts! Morgen komme ich wieder; höchst wahrscheinlich wird sie auch da sein. Möchte doch wissen, wer sie ist, das liebe, holde Wesen!“

Während des übrigen Nachmittags fuhr Erich fort, seine Eichen zu bearbeiten. Das Laubwerk wurde stellenweise verdüstert, die auf der Erde hinlaufenden Wurzeln verstärkt, die Steinbank etwas baufälliger, morscher angehaucht, der Aufmerksamkeit im Blicke eines Häschens ein wenig nachgeholfen.

Am folgenden Tag erschien er wieder. Aber obgleich die Riesenglocke des Himmels über der frühlingsprächtigen Erde so wundersam blaute, obgleich die Blicke des Malers sich fort und fort auf das verwilderte Gestrüpp und dichte Gebüsch richteten: die Waldnymphe zeigte sich nicht.

„Wie heißt denn die Familie, welche jetzt Sonnenfels bewohnt?" fragte Erich gelegentlich seinen Wirth beim Abendbrot.

„Von Bünau," gab dieser zur Antwort, „Sonnenfels ist der Wittwensitz derer von Bünau. Es lebt jetzt nur eine alte Dame mit ihrer Dienerschaft dort."

„O weh! Da giebt's nicht viel Leben in dem alten Schloß."

„Allerdings, keine Seele kommt dorthin höchstens Reisende, welche sich das alte Schloß ansehen, oder Künstler, die Skizzen davon nehmen."

„Hm!" dachte Erich, „wenn sie deswegen gekommen wäre? . . ."

Er hätte nur sein Bild seinem Wirthe zu zeigen brauchen, und das süße Räthsel wäre sofort gelöst gewesen. So aber kehrte er nach der Residenz zurück, ohne die holde Spur wieder gefunden zu haben.

Aber trauen wir dem Scheine nicht zu sehr . . . Wer einmal dem unsichtbaren Strudel eines siedenden Mädchenherzens nahe kommt, wird gar leicht von ihm erfaßt und in die Tiefe gezogen.

II.

„Gratulire zu Deinem neuen Gemälde, alter Junge! ... ein ganz famoser Wurf, auf Ehre, ganz famos! Das ist die beste Landschaft, die ich von Dir gesehen habe, und das malende Mädchen darin ist verteufelt schön. Wo hast Du denn die aufgetrommelt?"

„Freut mich, daß es Dir gefällt," antwortete Erich. „Landschaften sind eigentlich nicht meine starke Seite, und Schloß Sonnenfels ist ein so abgeguckter Gegenstand ... Doch an einem der vergangenen Frühlingstage kam es mir in wundervollster Beleuchtung so schön, so neu vor, daß ich's malen mußte. Du siehst aber auch, daß das Mädchen den Hauptttheil des Bildes ausmacht."

„Geb's gern zu ... den ganzen Frühling hast Du in das hübsche Gesichtchen gepinselt, den ganzen Frühling ... wie gesagt — famos. S'ist fast schade, daß Du's nicht größer gemalt hast."

„Hatte keine Zeit."

„Nun, man hat trotzdem Deinem Bilde den ersten Platz gegeben. Kannst versichert sein, das verkauft sich gleich den ersten Tag."

Der erwähnte erste Platz befand sich bei einer Ausstellung in der königlichen Akademie im Saale der Aquarellmalereien, und der Tag, an dem Erich eben erwähnte und noch einen Troß von Beglückwünschungen lieber Freunde entgegennahm, war der Tag vor Eröffnung der Ausstellung.

Die hohen Säle waren von lustigen Künstlern erfüllt, welche bunt durcheinander plauderten oder Befehle gaben oder auch ihre Werke nochmals musterten, um sie von jedem Stäubchen zu säubern, bevor die kritische Oeffentlichkeit ihre Blicke darauf richtete.

Andere Maler gesellten sich zu den beiden Freunden.

„Erich, wer ist die Dame mit den impertinent prächtigen Augen? Natürlich ein Portrait, alter Bursche?"

„Allerdings ein Portrait und —"

„Ach Du kennst sie, Du Glücksvogel, und wußtest sie zu bewegen, Dir zu sitzen?"

„Durchaus nicht. Doch laßt's gut sein, Kinder, laßt's gut sein. Wenn Euch das Resultat gefällt, so ist's genügend. Meint Ihr nicht?" sagte Erich, sich auf die Lippen beißend.

„Gut," fiel jetzt ein anderer Kunstgenosse ein, „wenn er uns nichts über seine Schöne wissen lassen will, weiß man schon, wohin man zu gehen hat, um das Modell eines Künstlers zu suchen."

„Was meinen Sie damit?" fuhr Erich auf.

„Sie behaupten, die Dame habe Ihnen nicht gesessen. Dann wollen Sie uns gewiß auch glauben machen, daß Sie selbst nie als Modell gedient haben?"

„Auf mein Wort, die Ehre wurde mir noch nie zu Theil."

„Gut, dann ist's die frappanteste Aehnlichkeit, die ich je in meinem Leben sah. Bitte, kommen Sie nur einen Augenblick mit mir; ich möchte Ihnen ein anderes Bild

zeigen, ein ziemlich geschickt ausgeführtes Werk am Ende des Saales."

Erich wurde von den prächtigen Freundesseelen mit fortgezogen und vor ein Aquarellgemälde geführt. Es stellte einen Künstler vor, welcher an einem hellsonnigen Frühlingstag in einem dämmerigen Waldwinkel arbeitete. Den Hindergrund bildete eine zerfallene Steinbank, abgebrochene Eichen und in einiger Entfernung Schloß Sonnenfels.

Erich wußte nicht, wie ihm geschah. Wenn in einer Mitternacht die Sonne, diese flammende Himmelsrose, plötzlich im Dunkel aufgeblüht, er wäre nicht überraschter gewesen, als er es beim Anblick dieses kleinen Gemäldes war. Die hohen Stiefel, die grüne Jagdkutte, der breitkrämpige aus dem frischen Gesicht geschobene Hut, daneben der feste Knotenstock, ferner die gebrochenen Eichen, der einsame Wald — dies Alles constatirte zu deutlich, daß *er selbst* der dargestellte Künstler war.

Was sollte das heißen? Wer gab ihm einen Aufschluß? Er trat dicht heran, das Bild genau zu prüfen und war so in das Wunder vertieft, daß er die Spöttereien und das verdächtige Lächeln seiner Freunde nicht hörte, noch sah. Mit starrendem Blick schaute er das geheimnißvolle Bild an, als müßte er den Namen des Malers herauslesen; aber es fand sich nichts, was auch nur einen Schein in das Dunkel hätte bringen können.

„Nun aber sag', alter Freund, welchen Zweck hat es, daß Du Dich so überrascht stellst? ... Nein, seht, er wird roth bis über die Ohren."

Diese letzte Bemerkung von Erich's Freund beruhte vollkommen auf Wahrheit. Die Röthe war ihm in's Gesicht gestiegen, weil ein plötzlicher Gedanke seinen Geist durchzuckte.

War dieses Portrait vielleicht der Schlüssel zu dem Räthsel ihres Nichtwiederkommens!"

Mit brennender Ungeduld wartete er das Erscheinen des Catalogs ab, welches in den nächsten Tagen erfolgen sollte.

Während der nächsten Stunden, welche Erich noch in der Ausstellung zubrachte, kehrte er oft in den Saal der Aquarellen zurück in der Hoffnung, dort Jemand zu finden, der den heißersehnten Aufschluß über den unbekannten Künstler geben konnte. Doch Niemand wendete dem Bilde besonders sorgfältige Beachtung zu, und so war er gezwungen, ohne Aufklärung nach Hause zu gehen.

Dies ereignete sich an einer Mittwoch. Donnerstag wurde die Ausstellung dem Publikum geöffnet. Freitag aber sollte die Privatbesichtigung von Seiten der hohen und höchsten Herrschaften stattfinden.

Erich brütete an diesem Tag in seinem einsamen Zimmer und fühlte sich deshalb am Abend besonders angenehm berührt, als er mit der letzten Post einen wichtig aussehenden Brief empfing. Obgleich bei ihm erst der zweite dieser Art anlangte, erkannte er ihn doch sofort und öffnete ihn mit freudigem Erregen. Der Brief trug den Stempel der königlichen Kunstakademie und erhielt ein gedrucktes Formular, in welches nur Name und Datum geschrieben war. Es lautete:

Geehrter Herr! Ich habe Ihnen mitzutheilen, daß Ihr Gemälde — Nr. 10 im Katalog der diesjährigen königlichen Kunstausstellung — betitelt „Die malende Dame“ mit dem Preis von 1000 Mark gekrönt und von Herrn C. Pedretti, Burgstraße 42, zum Ankauf erwählt worden ist.

Da die königliche Akademie nur übernimmt, die Sammlung der Werke aufzuzeichnen, so ist es dem Künstler überlassen, selbst mit dem Käufer in Bezug auf Bezahlung und Abholung des Bildes nach Schluß der Ausstellung in Unterhandlung zu treten.

Ergebenst

* *

„Donnerwetter; das nennt man Glück!“ dachte Erich. „Doch wer ist dieser C. Pedretti? Wenn ich nicht irre, der Kunsthändler mit dem prächtigen Laden, der ganz dazu eingerichtet zu sein scheint, Kunstliebhaber zum Kaufe zu verführen. Doch, wenn dem so ist, dann ist's auch klar, daß Pedretti von dem wahren Käufer als Unterhändler gebraucht wird. Nun, morgen mit dem Frühesten wollen wir sehen, wie die Sachen stehen.“

Am folgenden Morgen stand Erich im Laden des Kunsthändlers.

„Ja, mein Herr,“ sagte dieser, „wir sind durch einen unserer Kunden beauftragt worden, das Bild anzukaufen und sollen Ihnen bei Empfang Ihres Erlaubnißscheines, das Bild abholen zu dürfen, einen Wechsel im Betrag der Kaufsumme ausstellen.“

„Aber wer ist Ihr Käufer?“ fragte Erich.

„Wir sind leider nicht im Stande, es sagen zu dürfen. Man verlangt es bei diesem Geschäft ausdrücklich von uns. Es kommt häufig bei uns vor, daß wir als Agenten für unsere Kunden handeln, sie werden dadurch vieler Mühen enthoben."

„Ja, aber ich hätte doch wissen mögen," entgegnete Erich, „wohin mein Bild wandern soll . . . Sie unterhandeln wirklich für eine dritte Person und kaufen es nicht für den Handel an?"

„Gewiß nicht, mein Herr, 's ist, wie ich Ihnen gesagt. Ein großer Theil unseres Geschäftes besteht in derartigen Unterhandlungen. Sie werden auch unsere Adresse im Katalog mehrere Male angegeben finden. Sehen Sie," fuhr der redselige Mann fort, indem er einen neuen Catalog der Ausstellung herbeibrachte, „hier stehen wir z. B. gleich „Braun, Adele Nr. 50. Näheres C. Pedretti."

Sein Finger wanderte nun die alphabetische Reihe hinunter. — Erich's Aufmerksamkeit war auf's Höchste gespannt. Endlich sollte er den Namen des Künstlers erfahren, der ihn ohne sein Wissen und Willen portraitirt hatte. Mit einem „Erlauben Sie gütigst" nahm er dem Kunsthändler den Catalog aus den Händen und suchte den Saal der Aquarellen auf. Schnell überschlug sein Auge die Nummern und Titel der Bilder und die Namen der Künstler. Auf einmal erröthete er sichtbar. Hier hatte er es, wonach er so lange gesucht: „Nr. 50. Ein malender Künstler." ... „Adele Braun." Dann kehrte er, um sich nochmals zu vergewissern, zur alphabetischen Liste zurück.

„Welchen Namen nannten Sie doch eben?“ begann er, zu Herrn Pedretti gewendet.

„Adele Braun,“ entgegnete dieser ruhig.

„Sie ist eine ihrer Kunden. Wissen Sie, ob ihr Bild zu verkaufen ist?“

„Das kann ich nicht sagen. Doch ich glaube kaum; Liebhaber verkaufen in der Regel ihre Werke selten.“

„So werden Sie mir wenigstens sagen können, wer Adele Braun ist.“

„Thut mir leid, auch hierin keinen Aufschluß geben zu können, da mir die Dame noch vollständig fremd ist.“

„In der That, sehr geheimnißvoll,“ entgegnete Erich ärgerlich. „Sie wollen mir nicht sagen, wer mein Bild kaufte, wollen mir nicht sagen, wer das Bild malte, das ich bewundere und um jeden Preis kaufen möchte, ja, Sie wollen mir nicht einmal angeben, ob es überhaupt zu verkaufen ist. Das ist eine sonderbare Art, Geschäfte zu betreiben!“

„Nun, ob es überhaupt zu verkaufen ist, darüber könnte ich Ihnen nach eingeholter Erkundigung schon Aufschluß geben, falls Sie es wünschen.“

„Sie würden mich recht sehr zu Dank verpflichten. Nächsten Montag, wenn ich Ihnen die Ordre zur Abholung des Bildes bringe, frage ich wieder nach.“

Tief in Gedanken versunken, verließ Erich den Laden. Wie sonderbar, daß sogar die Form des Titels gleich war: „Die malende Dame“ — „Der malende Künstler“. Wirklich, ein merkwürdiges Zusammentreffen! Wie dumm, wie ungeschickt, daß C. Pedretti dazwischen stehen mußte!

Der ersehnte Montag erschien. Erich's Erstes war natürlich ein Gang zu Herrn Pedretti, um Erkundigungen einzuziehen. Er fand hier den Wechsel, gab den Erlaubnißschein, sein Bild abholen zu dürfen, erfuhr aber, daß das gewünschte Gemälde nicht zu verkaufen sei.

„Jetzt sagen Sie mir wenigstens, ob das Bild von derselben Person gemalt ist, die das meinige gekauft hat! Nicht wahr, ich hab's errathen?"

„Ich weiß wahrhaftig nicht."

„Beide sind Ihre Kunden?"

„Gewiß, Herr Baldow."

„Und es ist nicht ein und dieselbe Person?"

„Auf mein Wort," entgegnete der Mann, „ich bin nicht im Stande, auch nur das Geringste darüber sagen zu können."

Erich mochte versuchen, was er wollte, er brachte nichts aus Herrn Pedretti heraus. Die eigenthümlichsten Schlüsse zogen durch seinen Kopf, und es vergingen noch sechs lange Wochen, ehe er nur irgend welchen Aufschluß erhielt. — —

Wie gewöhnlich gaben der Präsident und die Vorsteher der königlichen Akademie auch dieses Mal gegen Ende der Ausstellung eine Soirée. Erich erhielt, wie alle übrigen Künstler, auch eine Einladung.

„Sie muß also auch zugegen sein," meinte er, „und es wäre nicht unmöglich, mit ihr zusammenzutreffen."

Deshalb nahm er die Einladung an und begab sich in sorgfältigster Toilette in das Ausstellungsgebäude.

Beständig hielt er sich der Nähe der beiden Bilder

auf, die ihn am meisten angingen. Plötzlich — als er wieder zu seinem Gemälde zurückkam — blieb er wie angewurzelt stehen, und wenn einer seiner lustigen Freunde bei ihm gewesen wäre, würde er gewiß wieder zum Stichblatt der Spöttereien gewählt worden sein, denn — sein alter Fehler — er erröthete wie ein schüchternes Mädchen.

Ein kleiner Trupp Menschen stand nämlich vor Nr. 10 „Die malende Dame" und musterte das Bild offenbar mit höchstem Interesse.

Jedoch unter allen war's nur eine Person in der Gruppe, welche Anziehungskraft für Erich besaß. Er sah überhaupt Niemanden als „sie" — denn hier stand sie und richtete ihre herrlichen Augen, welche dem Himmel sein Blau und der Hölle ihr Feuer gestohlen zu haben schienen, auf ihr eigenes Portrait. Ganz verwirrt vor Bewunderung, wußte Erich kaum, wo er sich befand.

Da legte sich ihm eine Hand auf die Schulter und, sich umwendend, bemerkte er Herrn von Lichtenstein, seinen liebenswürdigen Wirth vom Louisenhof.

„Ich bin hoch erfreut, Sie hier zu treffen, Herr Baldow und bewundere soeben Ihr Gemälde. Die Dame kenne ich sehr genau und sie zerbricht sich den Kopf darüber, wie Sie zu ihrem Bilde gelangt sein könnten. Sie erklärt feierlich, Ihnen niemals gesessen zu haben und bittet mich, Sie ihr vorzustellen, damit sie von Ihnen Aufklärung erhalte. Erlauben Sie gütigst: Herr Erich Baldow, Fräulein Maria von Bünau."

Erich verbeugte sich tief vor seiner Waldnymphe, die wie eine sonnengoldene Wolke vor ihm stand.

„Ihr Bild ist prächtig ausgefallen, Herr Baldow," sagte sie herablassend mit einer wohltönenden melodischen Stimme; „es ist sehr ähnlich — ich meine den Platz. Wir wohnen ganz in der Nähe, und ich kenne ihn daher sehr genau."

„Sie sind sehr gütig, mein Fräulein, meiner Arbeit Ihren Beifall zu geben," sagte Erich, von dem jede Verlegenheit gewichen war.

„Aber bitte, gestehen Sie mir", fuhr sie dann fort, „wie kamen Sie zu solch' einer ähnlichen — —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," fiel er ein „und muß um Verzeihung bitten, tausendmal um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit genommen; aber da Sie selbst Künstlerin sind, werden Sie verstehen, wie reizend Sie sich in dem dunklen Immergrün ausnahmen, und daß dieser Anblick für einen Maler unwiderstehlich war".

„Ja, Sie haben mein Kleid sehr vortheilhaft zu nehmen gewußt, das gebe ich zu," sagte sie, das Bild mit einem gönnerhaften Blicke musternd, „aber ich möchte fragen, wie Sie im Stande waren, mich selbst so genau zu portraitiren, und dann, woher Sie wissen wollen, daß ich Künstlerin sei? Ist irgend etwas in meiner äußeren Erscheinung, was Ihnen Veranlassung zu dieser Vermuthung giebt?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein, besonders als ich das Vergnügen hatte, Sie, auf einem Feldstuhl sitzend, mit der Palette am Daumen, eifrig malen zu sehen."

„Aber bitte, wo sahen Sie mich je so?"

„Wo anders als dort, wo ich mir die Freiheit nahm, Sie zu malen.“

„Wirklich! Ich hatte keine Ahnung, daß ich beobachtet wurde, wußte aber auch noch nicht, daß Spioniren eines der vielen Talente der Maler ist.“

„Ich bitte nochmals um Verzeihung — ich wagte nicht, mich sehen zu lassen, aus Furcht, Sie zu verlieren. Doch ich vermuthe, Sie rächten sich bereits,“ fügte er lächelnd hinzu und blickte ihr dabei in die großen dunklen Augen, welche sie sofort zu Boden schlug.

„Ich verstehe Sie nicht, ich habe Sie wirklich nicht gesehen, als ich dies Frühjahr das alte Schloß zu malen versuchte.“

„Ach!“ rief Erich aus, „an diesem Tage sahen Sie mich nicht, das mag sein, aber wie am folgenden oder nächstfolgenden?“

„Ich erinnere mich wirklich nicht mehr,“ antwortete sie, durch das strenge Examen etwas verwirrt.

„Nicht? Vielleicht kann ein Bild, das sich in diesem Saale befindet, Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen. Wollen Sie mich freundlichst bis zu demselben begleiten? 's ist wirklich ein merkwürdiger Zufall!“

Erich bot ihr den Arm und führte sie vor sein Portrait. Herr von Lichtenstein und die übrigen Personen der kleinen Gesellschaft folgten ihnen.

„Hier, dieses Bild meine ich! — ein sonderbarer Zufall, nicht wahr? Dort eine malende Dame, hier ein malender Künstler.“

Sie bat um den Catalog, suchte die Nummer des

Bildes und sagte dann sehr naiv: „Adele Braun ... kennen Sie diese Dame? Wer ist das?"

„Das möchte ich ebenfalls wissen. Doch wer es auch sein mag, auf alle Fälle ist sie sehr geschickt. Sie erkennen doch wohl, wen sie gemalt hat?"

„Das Bild ist Ihnen nicht unähnlich," sagte sie mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Nein, wirklich nicht unähnlich. Ich wollte es auch gern kaufen, aber —"

„Sie konnten nicht?"

„Nein, Adele Braun will es nicht verkaufen."

„Das müssen Sie für eine Schmeichelei halten — sie will sich wahrscheinlich nicht von Ihnen trennen."

„Ach, wenn ich dies nur glauben könnte! Aber ich verdiene solch' Glück nicht einmal; denn Sie sehen, ich habe ihr Portrait verkauft, und das ist mir jetzt um so mehr unangenehm, da ich nicht ausfindig machen kann, wohin es wandern soll."

„Vielleicht hat Adele Braun Ihr Gemälde gekauft," entgegnete Fräulein von Bünau schelmisch, „vielleicht will sie es als Pendant zu ihrem Künstler . . . Die Gemälde sind ganz in einem Styl gehalten und würden ein prächtiges Paar abgeben."

Hier unterbrach Herr von Lichtenstein zu Erich's größtem Verdruß die Unterhaltung, indem er sich von ihm Aufklärung über einige Bilder erbat. Dadurch wurde er von Fräulein von Bünau getrennt, und so sehr er auch darnach strebte, gelang es ihm doch nicht, auch nur noch ein Wort mit ihr zu wechseln. Die Dame selbst schien

wenig Lust zu haben, das angefangene Gespräch wieder fortzusetzen; denn sie hatte sich soweit als möglich von ihm entfernt und war zuletzt ganz seinen Augen entschwunden. In größter Aufregung durchlief er die Säle, um seine Waldfee wieder zu entdecken — vergebens!

Die Gäste fingen an, sich zu zerstreuen. Die Soirée ging ihrem Ende entgegen, und Erich war gezwungen, sich gleich den Uebrigen zurückzuziehen.

Ziemlich verstimmt, verließ er die Säle. Hatte er je ein anmuthigeres, sinnberückenderes Weib gesehen, als sie war! Er fing an, sich die reizendsten Luftschlösser vorzuzaubern. Er mußte sie wiedersehen. Aber wo? . . wo?

In der Eile hatte er sogar vergessen, Herrn von Lichtenstein nach ihrem Aufenthaltsort zu fragen, und außerdem wollte es das Unglück, daß ihn ein Contract zwang, in wenigen Tagen die Residenz zu verlassen.

Armer, armer Erich! Ja, es ist recht trüb, wenn es so heiß im Herzen pocht und stürmt und sich kein Ausweg zeigt, der an's goldene Ziel führen könnte!

III.

Abermals war der Winter eingezogen. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen hatten Erich nicht zerstreuen können. Wachend und schlafend träumte er von seiner Waldnymphe, obgleich er sich mit stiller Resignation in das bange Schicksal, nichts mehr von ihr zu hören, ergeben hatte.

Plötzlich aber lohte die Sehnsucht, sie wieder zu sehen, mächtiger denn je auf, angefacht durch einen Brief

des Herrn von Lichtenstein, in welchem er Erich nochmals zu sich einlud, um ein anderes seiner Kinder zu malen.

Natürlich folgte er der Aufforderung sofort, und bald hatte er abermals sein Werk ziemlich vollendet. Doch hatte er nicht gewagt, sich nach Fräulein von Bünau zu erkundigen. Die frühere Schüchternheit war wieder über ihn gekommen, so daß er kaum an holde Mädchen denken konnte, ohne zu erröthen. Herr von Lichtenstein war der Erste, der sie erwähnte.

„Wir wollen morgen eine kleine Partie nach Schloß Sonnenfels machen, Herr Baldow," sagte er eines Tages beim Frühstück zu ihm, „dort giebt's einige recht hübsche Bilder. Vielleicht interessiren Sie diese, und Sie begleiten uns. Möglich auch, daß wir Fräulein von Bünau dort treffen. Ich erinnere mich, Sie ihr vorigen Sommer auf der Soirée vorgestellt zu haben."

„Fräulein von Bünau lebt auf Schloß Sonnenfels?" fragte Erich spannend.

„Ja zuweilen. Sie ist sehr wohlhabend und reist viel in der Welt herum. Den übrigen Theil des Jahres hält sie sich bei einer alten Tante auf Sonnenfels auf. Ich hoffe, sie ist jetzt dort."

Wir können versichert sein, daß Erich diese Hoffnung noch inniger hegte. Sie wurde auch erfüllt.

Fräulein von Bünau befand sich wirklich auf dem Schlosse und erneuerte auf's Freundlichste, wenn auch ein wenig verlegen, ihre Bekanntschaft mit dem jungen Maler.

Die Bilder waren nicht von so großer Bedeutung, wie Erich erwartet hatte. Außer einigen hübschen Aqua-

rellen waren sie meist von Dilettanten gemalt, Geschenke, welche die junge Dame von ihren Freundinnen erhalten hatte.

Wie sehr verlangte Erich, einen Blick in ihr Atelier zu werfen, doch hätte er nicht gewagt, diesen Wunsch zu äußern, wäre ihm nicht der Zufall zu Hilfe gekommen.

Als sich die ganze kleine Gesellschaft in das Speisezimmer begab, um den Nachmittagskaffee einzunehmen, bemerkte Erich eine halbgeöffnete Thür.

„Ihr Atelier, gnädiges Fräulein?" fragte er. „Würden Sie mir wohl einen Blick in dieses Heiligthum gestatten?"

„Ach!" entgegnete sie, „ich habe nur sehr wenig zu zeigen; aber wenn Sie wünschen, so bitte, treten Sie ein!"

Erich ließ sich das nicht zweimal sagen und trat sogar noch vor ihr ein.

In demselben Augenblick flog sie aber auch schon an ihm vorüber und zog mit einer schnellen Bewegung einen schweren Vorhang über eine Nische.

Doch sie kam zu spät. Erich's Auge war noch schneller als ihre Bewegung gewesen. Er hatte bereits gesehen, was sie so sorgfältig verhüllen wollte.

Der Vorhang deckte nichts anderes, als zwei Gemälde: „Die malende Dame" und an ihrer Seite sein eigenes Portrait: „Der malende Künstler".

In größter Verwirrung und hoch erröthend stand sie jetzt, wo sie sich entdeckt sah, vor ihm. Doch viel zu hochherzig, um daraus einen Vortheil zu ziehen, wandte sich Erich dem Bilde auf der Staffelei zu. Nach einigen

gleichgiltigen, kritisirenden Worten sagte er: „Werden Sie dieses Bild auch zur Ausstellung schicken?"

„Ja, wenn ich noch rechtzeitig damit fertig werde," antwortete sie, immer noch verlegen.

„O, das müssen Sie, gnädiges Fräulein, es würde dort gewiß etwas fehlen, wenn Adele Braun nicht vertreten wäre."

„Aber wie unfreundlich von Ihnen, Herr Baldow!"

„Finden Sie wirklich, daß ich unfreundlich gegen Sie bin! Doch dann hoffe ich, daß Sie als gute Christin Böses mit Gutem vergelten und freundlich gegen mich sein werden."

„Er wußte kaum, was er sagte. Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er bis jetzt immer der Fahne der Kleinmüthigen und Verzagten gefolgt, war verschwunden. „Ich habe es vom ersten Augenblick an errathen," sagte er weiter, „die ganze Zeit hindurch heißsehnend gehofft, das Sie, Adele Braun, und der Käufer meines Bildes ein und dieselbe Person seien. Ich habe eine unerschütterliche Ueberzeugung, ich kann sogar sagen, eine Vorahnung gehabt, daß es so ist."

„Ich glaube nicht an Ahnungen," entgegnete Fräulein von Bünau, seinen Blick vermeidend und zur Thür gewandt, „doch man wird mit dem Kaffee auf uns warten?" Damit öffnete sie die Thür.

„O bitte, noch einen kurzen Augenblick! Sie glauben nicht an Vorahnungen; aber so achten Sie doch auf das Omen, Fräulein Maria. Sie sagten einst in der Ausstellung, die Bilder — unsere Bilder — würden ein herrliches Paar geben."

„Ich dachte da besonders an Ihr Bild, welches mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde," stammelte Maria ganz verwirrt, während Erich, vor seligglühender Erregung am ganzen Körper bebend, rasch ihre Hand ergriff, die sie ihm willig überließ, und an den Mund führte.

„Maria," sagte er endlich, „so kröne Du den Künstler mit dem höchsten Preis, den es für ihn auf der ganzen Erde giebt, sei mein liebes, holdes — —"

Er konnte das Wort „Weib" nicht aussprechen; denn schon lag Maria an seiner Brust, an seinen Lippen, und im langen, glühenden, süßen Kuß flossen ihre Seelen in einander. — —

Was brauchen wir den Ausgang einer solchen Scene noch zu detailiren. Hier konnte es nur einen geben.

Als die ersten Schranken einmal gebrochen waren, wußte Erich's Feuereifer alle Hindernisse hinwegzuräumen, und als der Sommer wieder auf der Erde brütete, huldigte das glückliche Paar in einem Atelier der Kunst.

Die Großeltern.*)

„Ein Brief, Vater Lorenz?“

„Ja, gnädiger Herr . . . er kommt aus Berlin.“

Er war ganz stolz, daß er aus Berlin kam, dieser brave Lorenz! Ich nicht. Etwas sagte mir, daß dieser Berliner vom Postamt Nr. 50, der so unvorhergesehen und an so frühem Morgen auf meinen Tisch fiel, mir den ganzen Tag rauben würde.

Ich irrte mich nicht; hören Sie nur:

„Ich habe einen prächtigen Auftrag für Dich, alter Junge! Du wirst Deine Bücher für einen Tag in das Regal stellen und sogleich nach Stavenow gehen . . . Das ist ein Marktflecken, drei bis vier Stunden von Dir entfernt — ein Spaziergang!

Wenn Du ankommst, wirst Du nach dem Waisenhause fragen. Das erste Haus neben demselben ist ein niedriges Gebäude mit grauen Läden und einem Gärtchen. Du wirst eintreten, ohne zu klopfen — die Thüre ist immer offen. Beim Eintreten wirst Du laut rufen:

*) Frei nach A. Daudet.

„Guten Morgen, brave Leute. Ich bin der Freund des Moritz!“ ... Dann wirst Du zwei kleine Alte sehen, o! so alt, uralt, welche Dir die Hände von ihren Lehnsesseln aus entgegenstrecken, und Du wirst sie für mich aus ganzem Herzen umarmen, als ob sie Dein wären. Dann werdet Ihr plaudern. Sie werden Dir von mir erzählen, nichts als von mir. Sie werden Dir tausend Thorheiten mittheilen, die Du anhören wirst, ohne zu lachen .... Du wirst nicht lachen, nicht wahr? ... Es sind meine Großeltern, zwei Wesen, deren ganzes Leben ich bin, und die mich seit zehn Jahren nicht mehr gesehen .. Zehn Jahre, das ist lange! Aber was willst Du? mich hält Berlin — sie das hohe Alter! Sie sind so alt, daß sie unterwegs zusammenbrechen würden, wenn sie zu mir kämen ... Zum Glück bist Du da, mein lieber Bücherwurm, und die Alten werden glauben, wenn sie Dich umarmen, ein Stück von mir zu umfassen. Ich habe ihnen so oft von Dir erzählt und von jener Freundschaft, die ...“

Der Kuckuk sei mit der Freundschaft! ...

Gerade an diesem Morgen war so herrliches Wetter, das jedoch nicht zum Straßenlaufen paßte, zu viel Wind und Sonne, ein wahrer Tag des Gebirges! Als dieser verwünschte Brief ankam, hatte ich mir schon ein Winkelchen zwischen zwei Felsen ausgesucht und geträumt, dort den ganzen Tag zubringen, wie eine Eidechse Licht trinken und den Vögeln zuhören zu können ...

Doch was will man machen? Ich warf brummend meine Bücher hin, schloß mein Häuschen, versteckte den

Schlüssel in die Hundehütte, nahm meinen Stock, meine Pfeife, und rasch ging es auf den Weg!

Gegen zwei Uhr kam ich in Stavenow an.

Das Dorf war einsam, Jedermann auf dem Felde beschäftigt. In den Bäumen der Höfe, die vom Staube weiß waren, sangen die Vögel in vollen Tönen. Es war wohl bei dem Gemeindehause ein Esel, beim Brunnen am Markt eine Taubengesellschaft, aber es gab Niemand, der mir das Waisenhaus zeigen konnte.

Zum Glück erschien mir eine alte Fee, die zusammengekauert hinter ihrer Thürschwelle spann. Ich sagte ihr, was ich suchte, und da diese Fee sehr mächtig schien, so richtete sich auch schon vor mir das Waisenhaus wie durch Zauberkraft empor ...

Es war ein großes, düster aussehendes Gebäude, das nicht wenig stolz darauf war, über seiner Pforte ein altes, rothes Kreuz zeigen zu können. Neben diesem Hause sah ich ein kleineres. Graue Läden, der Garten dahinter ... Ich erkannte es sogleich und trat, ohne zu klopfen, ein.

Ich werde mein ganzes Leben diesen langen, ruhigen, wohlgescheuerten Hausflur vor mir sehen, die rosenfarbig gemalte Mauer, das Gärtchen, welches durch ein helles Gitter zitterte und vor allem die vielen Blumentöpfe mit welken Veilchen.

Am Ende des Ganges zur linken Hand hörte man durch eine geöffnete Thüre das Ticktack einer großen Uhr und eine Kinderstimme, welche las, indem sie nach jeder Silbe innehielt: „Hie ... rauf ... rief ... der ... hei ... li ... ge ... J ... re ... näus: ... Ich ... bin ... der ...

Wei ... zen ... des ... Herrn; ... ich ... muß ... zer ... malmt ... wer ... den ... durch ... die ... Zäh ... ne ... die ... fer ... Thie ... re."

Ich nahte mich leise der Thür und trat ein.

In der Ruhe und dem Halbdunkel dieses Zimmers schlief mit offenem Munde, die Hände auf den Knieen, ein guter, rothbäckiger Alter, gerunzelt bis an die Fingerspitzen.

Zu seinen Füßen las aus einem dicken Buche ein Mädchen in blauem Kleide und großem Kragen, dem Waisenkostüme, das Leben des heiligen Irenäus.

Diese gewählte Lektüre hatte auf das ganze Haus gewirkt. Der Alte schlief in seinem Armstuhle, die Fliegen am Plafond, die Kanarienvögel in ihrem Käfige am Fenster. Die große Uhr schnarchte ticktack, ticktack. Im ganzen Zimmer war nur ein großer Lichtstreifen, der rechts und links durch die geschlossenen Fenster hereinfiel, eine Masse buntschillernder Staubkörnchen aufwirbelnd.

In Mitte dieser allgemeinen Erschlaffung fuhr das Kind mit ernster Stimme in seiner Lectüre fort: „Al- ... so ... bald ... stürz ... ten ... sich ... zwei ... Lö ... wen ... auf ... ihn ... und ... zer ... rissen ... ihn."

In diesem Augenblicke trat ich ein.

Wenn die Löwen des heiligen Ireneus in das Zimmer gestürzt wären, würden sie nicht mehr Schrecken als ich verbreitet haben.

Eine echt dramatische Scene! Die Kleine stößt einen Schrei aus, das große Buch fällt herab, die Kanarien-

vögel, selbst die Fliegen erwachen, die Wanduhr schlägt, der Alte richtet sich scheu und erschreckt auf, und ich selbst, ein wenig verwirrt, bleibe an der Schwelle stehen und rufe laut: „Guten Morgen, brave Leute; ich bin der Freund des Moritz.

O, wenn Ihr da den armen Alten gesehen hättet, wenn Ihr hättet Zeuge sein können, wie er mit offenen Armen auf mich zukam, wie er mich umarmte, mir die Hand drückte, wie er verwirrt im Zimmer umherlief, ganz roth wurde und stammelte: „Ach, mein Herr! ... ach, mein Herr!“ ... Dann ging er in den Hintergrund der Stube und rief:

„Gertrude!“ ...

Eine Thür, die sich öffnete, ein Mäusegetrippel im Gange ... Es war Gertrude.

Nichts netteres als diese kleine Alte in ihrem Karmeliterkleide, ihrer blauen Haube, ihrem gestickten Taschentuche, das sie in der Hand hielt, mir nach der alten Mode die Honneurs zu machen.

Besonders rührend war es, wie sie sich einander glichen! Hätte er eine blaue Haube gehabt, so hätte auch er sich Gertrude nennen können. Nur mußte die wahre Gertrude schon viel in ihrem Leben geweint haben; denn sie war noch faltiger, als der Alte. Wie dieser, hatte auch sie ein Waisenkind bei sich, eine kleine Beschützerin mit blauem Kragen, die sie nie verließ.

Diese Alten, beschützt von den kleinen Waisen, zu sehen, war das Rührendste, was man sich denken kann.

Bei ihrem Eintritte hatte mir Gertrude zuerst eine

tiefe Verbeugung gemacht. Aber der Alte schnitt ihr dieselbe mit einem Worte entzwei: „Es ist der Freund des Moritz!“ ...

Sogleich fängt sie an zu zittern, zu weinen, verliert ihr Taschentuch, wird roth, ganz roth, noch röther als er ... Diese Alten haben nur einen Tropfen Blut in ihren Adern, und bei der geringsten Aufregung steigt er ihnen ins Gesicht ...

„Schnell, schnell einen Stuhl!“ sagt die Alte zu ihrer Kleinen.

„Oeffne die Läden!“ ruft der Alte der seinigen zu, und indem mich Jedes bei der Hand nimmt, führen sie mich trippelnd an's Fenster, das sie weit geöffnet haben, um mich besser sehen zu können.

Man rückte die Armstühle näher; ich setzte mich zwischen die beiden auf einen dritten Lehnstuhl, die kleinen Blauen hinter mich, und das Verhör beginnt:

„Wie geht es? Was macht er? Warum kommt er nicht? Ist er zufrieden?“ und so fort stundenlang! ...

Ich beantwortete all' ihre Fragen, so gut ich konnte, indem ich über meinen Freund alle Details berichtete, die ich wußte und keck erfand, was ich nicht wußte, mich vor allem wohl hütend, zu gestehen, daß ich noch nicht beobachtet hatte, ob seine Fenster gut schlössen und von welcher Farbe die Tapete seines Zimmers war.

„Die Tapete seines Zimmers? ... Sie ist blau, verehrte Frau, hellblau mit Guirlanden. ...“

„Wirklich!“ sagte die arme Alte gerührt und fügte,

sich zu ihrem Gatten wendend, hinzu: „Es ist ein so braves Kind."

„Ach ja, es ist ein so braves Kind!" erwiderte der Alte mit Begeisterung, und die ganze Zeit hindurch, während welcher ich sprach, war unter ihnen ein Kopfschütteln, ein feines Lächeln, ein Zwinkern mit den Augen, Alles Zeichen des Einverständnisses — oder es rückte mir der Alte näher, um mir zu sagen:

„Sprechen Sie lauter . . . sie hört ein wenig schlecht!"

Und sie ihrerseits:

„Ein wenig lauter, bitte ich, er hört nicht gut!" . . .

Dann erhob ich meine Stimme, und beide dankten mir mit einem Lächeln, und mit diesem verwelkten Lächeln suchten sie bis ins Tiefste meiner Augen das Bild ihres Moritz, das ich zu meiner Freude, obgleich stark verhüllt, fast unerkennbar in ihnen wiederfand, als ob mein Freund mir aus der Ferne durch einen Nebel zunickte . . .

Plötzlich erhob sich der Alte aus seinem Lehnstuhl:

„Aber ich vergesse, Gertrude, er hat vielleicht noch nicht gefrühstückt?"

Und Gertrude hob erschreckt die Arme gen Himmel.

„Nicht gefrühstückt! . . . großer Gott!"

Ich glaubte, daß es sich noch um Moritz handelte und war schon bereit zu antworten, daß dieses brave Kind sich nie später als um 12 Uhr zu Tische setze. Aber nein, man sprach von mir, und Ihr hättet die Bestürzung sehen sollen, als ich gestand, daß ich noch nüchtern sei.

„Schnell den Tisch gedeckt, kleine Blauen! Den Tisch inmitten des Zimmers, das Sonntagstischtuch, die blu-

migen Teller. . . . Lacht aber nicht so viel und eilt Euch!" rief die Alte.

Und ob sie sich eilten? Kaum hatten sie Zeit, drei Teller zu zerbrechen, so war das Frühstück schon servirt.

„Ein gutes, kleines Frühstück," sagte mir Gertrude, indem sie mich zu Tische führte; „nur werden Sie dabei ganz allein sein . . . wir haben diesen Morgen schon gegessen."

Das gute, kleine Frühstück Gertrud's bestand aus ein wenig Milch, Birnen und einem Brödchen, groß genug, um sie und ihre Kanarienvögel für acht Tage zu ernähren . . . Und ich brachte es allein zu Stande, es zu essen!

Welche Entrüstung rief dies im Zimmer hervor! Wie die kleinen Blauen kicherten und sich mit dem Ellbogen stießen und dort im Käfige die Kanarienvögel zu sagen schienen:

„Ach, der Herr ißt das ganze Brödchen!" —

Indem ich beschäftigt war, mich rings im Zimmer umzuschauen, aß ich in der That Alles auf, ohne es zu bemerken.

Es waren besonders zwei kleine Betten, von welchen ich meine Augen nicht abwenden konnte. Diese Betten, zwei Wiegen fast, stellte ich mir des Morgens beim Tagesgrauen vor, wenn sie unter ihren großen, noch geschlossenen, mit Fransen garnirten Vorhängen stehen. Da schlägt es drei Uhr. Das ist die Stunde, wo die Alten erwachen.

„Schläfst Du, Gertrude?"

„Nein, mein Freund!"

„Nicht wahr, Moritz ist ein braves Kind?"

„Ja, er ist ein braves Kind!"

Und so bildete ich mir beim Anblicke dieser Betten, die neben einander standen, ein ganzes Geplauder der Alten . . .

Während dieser Zeit entrollte sich auf der anderen Seite des Zimmers vor dem Schranke ein wahres Drama.

Es handelte sich darum, aus dessen oberstem Fach einen Becher Kirschsaft zu nehmen, der schon seit zehn Jahren auf Moritz wartete, und den man nun für mich öffnen wollte. Ungeachtet der inständigen Bitten Gertrud's wollte der Alte das Getränk durchaus selbst herabnehmen und, indem er zum großen Schrecken seiner Frau auf einen Stuhl stieg, versuchte er hinauf zu gelangen.

Stellt Euch das Bild vor: Der Alte, zitternd und sich streckend, die kleinen Blauen, die den Stuhl halten, Getrude athemlos mit ausgespannten Armen hinter ihm, ein leichter Bergamottengeruch, der dem offenen Schranke entströmt und lange Reihen von Wäsche . . . es war wirklich hübsch.

Endlich nach großer Anstrengung gelang es, aus dem Schranke die famose Flasche und zugleich ein altes, silbernes Becherchen hervorzuholen. Es war das Becherchen des Moritz, als er noch klein war.

Man füllte es mir mit Kirschsaft bis an den Rand. Indem der Alte mich bediente, sagte er mit leckerhafter Miene:

„Sie — Sie sind sehr glücklich, davon genießen zu können, meine Frau hat ihn gemacht. Sie werden etwas Gutes kosten . . ."

Ach! seine Frau hatte ihn gemacht, aber sie hatte vergessen, ihn zu zuckern. Was wollt Ihr? Man wird zerstreut, wenn das Alter kommt. Sie waren sauer, Deine Kirschen, meine arme Gertrude; aber das hinderte mich nicht, sie ganz zu verzehren, ohne die Augenbraunen zu verziehen.

Als das Mahl beendigt war, stand ich auf, um mich zu verabschieden. Sie hätten mich wohl gern noch ein wenig zurückgehalten, um vom braven Kinde zu sprechen. Aber der Tag neigte sich, mein Weg war weit, ich mußte fort.

Der Alte erhob sich zugleich mit mir:

„Gertrude, meinen Rock! . . . ich will ihn nach Hause führen."

Sicher fand Gertrude in der Tiefe ihres Herzens, daß es schon ein wenig zu kühl sei, mich zu begleiten; aber sie ließ es sich nicht merken. Nur während sie ihm half, die Aermel seines Rockes in die eines schönen, tabakbraunen, mit großen Knöpfen besetzten Ueberziehers gleiten zu lassen, hörte ich, wie ihm das zärtliche Geschöpf leise zuflüsterte:

„Du wirst doch nicht zu spät nach Hause kommen?"

Und er mit schelmischer Miene entgegnete: „He! he! . . . ich weiß nicht, vielleicht, den Hausschlüssel hab' ich mit."

Hierauf sahen sie sich lachend an, und die kleinen Blauen lachten, weil sie die Alten lachen sahen, und in ihrem Käfige lachten die Kanarienvögel nach ihrer Art.

Unter uns gesagt, ich glaube, daß der Kirschsaft sie ein wenig grau gemacht hatte.

Die Nacht stieg herab, als wir, der Großvater und ich, fortgingen. Die kleine Blaue folgte in der Ferne, um ihn zurückzuführen; aber er bemerkte sie nicht, er war zu stolz, an meinem Arme zu gehen wie ein Mann. Gertrude sah dies freudestrahlend von der Thüre aus, als wolle sie uns durch ein hübsches, kleines Kopfnicken sagen:

„Er ist noch derselbe, mein braver Mann; er marschirt immer noch straff!“

Sommernachtstraum.

Die Wolken, welche den ganzen Nachmittag am Himmel standen, sind gegen Abend verschwunden. Die letzten derselben lagern in rosigen Massen der Sonne gegenüber. Dort, wo das Tagesgestirn eben friedlich hinabrollte, wie es des Morgens friedlich am Himmel emporgestiegen, ruht purpurnes Leuchten über der in Dunkel sich hüllenden Erde.

Bald ist es ziemlich finster, und auf Allem prangt das Siegel einer gewissen rührenden Wehmuth . . . Kein einziger Stern . . . kaum ein blasser Mondstrahl.

Rings im Walde herrscht Friede und Schweigen.

Die am Rande stehenden Fichten verlängern sichtlich ihre geisterhaften, wie von der Dunkelheit losgerissenen Schatten. Die verschlungenen Zweige des Laubholzes erzittern in langen, wollüstigen Umarmungen. Die kleinen, von sanftem Wind bewegten Blätter sprechen von Wonne und Liebe, während unter'm Stein verborgen, die Grille ein fröhlich Liedchen zirpt . . .

Nur zuweilen weht der Nachtwind ein wenig stärker, die noch in den Klüften hockende Schwüle auseinander

treibend. Die Luft ist durchduftet von Wermuth und gemähtem Roggen.

Ruhe, Stille, Einsamkeit allüberall.

Thekla hat sich im Walde verirrt, nachdem sie Erdbeeren gepflückt, die sie zahlreich an den verlassenen Waldwegen gefunden. Nun ist sie allein und fürchtet sich. Die Dunkelheit hat sie zu schnell überfallen.

Ein Schauder durchbebt ihre reizende Gestalt. Ihre Hände sind kalt, Thränen stehlen sich über die bleichen Wangen.

Nur zuweilen hört sie das wehmüthige Sausen der Fichten, mit welchem sich das leise, fernher tönende Brausen des Wasserfalles gleichsam zu einem Duett vereinigt — oder das Schnalzen eines großen Fisches im nahen Flusse — oder das sanfte Säuseln des von herangeeilter Welle schwachbewegten Uferschilfes.

Sie irrt weiter und weiter . . .

Der starke Duft der Kräuter, der Blumen und Birken schlägt ihr entgegen wie ein Gruß des Lenzes, und sie schaut nach der düstern Felsenwildniß, wo das Maiblümchen sich verschämt im Grase versteckt, wo die Erdbeere erröthet, der Uhu ruft und die öde Felsennatur mit einem melancholischen Echo antwortet.

„Ach," sagte sie zu sich selbst, „was habe ich gethan, daß ich so verlassen bin! Was wird meine gute, alte Großmutter denken, die mich bei ihrem Spinnrade erwartet. Sie wird glauben, ich bin meinem Geliebten begegnet. Ach, arme, arme Alte!"

Sie athmete heftiger. Angst und Trauer umrahmten

ihre Schläfe, wie mit einem mystischen Heiligenschein; die kleinen weißen Hände falteten sich wie zum Gebet.

Kalter Schweiß trat auf ihre Stirn. Sie eilte weiter.

Der Wald war hinter ihr geblieben und drohte von der Ferne her, wie ein düsteres, unheimliches Gebirge.

Erschöpft sank sie endlich auf den Rasen nieder, der wie ein feuchter, vom Thau getränkter und von weißen und blauen Blümchen duftender Teppich erschien. Die Furcht hatte sich wie eine Centnerlast an ihre Füße gehängt, sie konnte keinen Schritt mehr thun.

Da war's, als wandelte ihr ganzes Leben wie mit Blitzesschnelle an ihrem Geiste vorüber.

Sie dachte daran, wie sie, als ihre Eltern noch lebten, Abschied nahm von den Fluren der Heimath, um zur Großmutter zu gehen, Abschied nahm von dem Kloster, in dem sie so oft geseufzt, von den lieblichen Bergen, welche die Morgenröthe vergoldete, von den grauen Thürmen der Hauptstadt, die in unbestimmter Ferne sich abhoben.

Dann lenkten sich ihre Gedanken auf den Friedhof, wo ihre Eltern neben einander schlummern, mit seinen alten, düsteren Lebensbäumen, mit seinen Geistlichen, die sich an der Mauer sonnen, mit den ehrwürdigen Cypressen und den Kindern, die zwischen den Gräbern spielen, wie Schmetterlinge zwischen den Blumen; mit den hellen Grabsteinen, die von den schwarzen Haufen der aufgewühlten Erde sich abheben, mit dem weißen Leichenhause, das in schweigsamer Nacht das Phosphorleuchten seiner Irrlichter ausstrahlt; endlich den grünen Kräutern, den

Malven, den Disteln, die, von den Todten genährt, wachsen und von der Decke der Gräber den Sauerstoff des Lebens athmen.

Dann schwärmten die Erinnerungen noch weiter zurück, und vor ihr erstand die fröhliche, unschuldige Kinderzeit, wo sie an der Pforte des Friedhofs spielte, wie an der Thür der Schule, während vielleicht die Geistlichen am Thor des Trauerhauses vor einem gefüllten Sarge Psalmen und Gesänge der Ewigkeit ertönen ließen.

O, damals sah sie im Friedhof nur das Gras über den Gräbern, die Blumen über dem Grase, die Schmetterlinge über den Blumen, die Vögel über den Schmetterlingen, den blaustrahlenden Himmel über den Vögeln, über Allem aber das frische, fröhliche Leben, welches die Schranken der Tempel des Todes durchbricht.

So sann sie lange . . . lange . . .

* * *

Da erscheint ihr plötzlich eine düstere Gestalt.

„Steh auf, Thekla, ich bin das Schweigen der Nacht!"

Thekla erhebt sich. Wie seltsam! Sie fühlt auf einmal keine Furcht mehr. Es regt sich im Gegentheil neue Hoffnung in ihrem Herzen.

„Komm!" sagt die Gestalt, „nimm meine Hand und folge mir, ich werde Dir den Weg zu Deinem Häuschen zeigen."

Sie gestattet es ohne Zittern. Sie drückt selbst diese Hand, wie die Hand ihres Geliebten.

Die schöne Thekla scheint zu fliegen. Bei ihrem schnellen Lauf fliehen die Pappeln und Linden in schreck-

licher Hast an ihnen vorbei, und die Zweige flüstern, als ob sie neidisch wären. Die eifersüchtigen Blätter schaukeln sich auf ihren Stielen und säuseln geheimnißvolle Worte.

Thekla glaubt zu hören, wie eins zu dem andern sagt:

„Wie glücklich sind doch diese Beiden!“

Dann vermischt sich das Murmeln der Blätter, das Zittern der Zweige, das Summen der Insekten in ein leises, dumpfes Geräusch, das nach und nach verklingt, wie der Ton einer fernen Harfe . . .

Nur die einsame Grille zirpt unter dem Steine ihre Freudenlieder in die Stille der Nacht.

„Wir sind angekommen!“ sagt plötzlich Thekla, als sie ihr hübsches Häuschen mit den grünen Läden, dem hohen Dache, unter welchem die Schwalben ihr Nest gebaut, erblickt. „Lebe wohl Du, einsamer Waldgeist! Lebe wohl, ich danke Dir! Mögest Du mit dem keuschen Kusse des schönsten, jungen Mädchens beglückt werden! Mögen die herrlichsten Goldlocken kosend Deine Wangen umspielen!“

Aber die Gestalt antwortet:

„Du allein bist schön, Thekla. Ich will den Lohn, den meine Mühe verdient!“

In dem Augenblicke, als Thekla den Geist küßt, erscheint hinter den grauen Wolken der Vollmond mit seinem bleichen Lichte.

Und wunderbar! Als ihre Lippen die reine Stirn des Geistes berührten, schien sie in ihm eine geliebte Ge-

stalt zu erblicken, heißgeliebte Züge, die ihre Seele durchbebten.

„O," ruft sie entzückt, „wer bist Du, süße, theuere und doch mir fremde Gestalt?"

Sanft berührt der Geist mit seinen Lippen die Augen Thekla's, legt einen Finger auf seinen Mund und flüstert:

„Still . . . still . . . ich bin das Schweigen der Nacht!"

Dann verschwindet er.

Thekla, deren Herz in freudiger Erregung zittert, öffnet die Augen.

Sie sitzt auf ihrem Stuhle beim sanft flackernden Feuer des Kamins, während der mächtige Hammer der alten Domuhr, mit gewaltigen Schlägen die zehnte Stunde verkündend, die ringsum herrschende Ruhe erschüttert.

Sie hat zwei heißglühende, leidenschaftliche Lippen auf ihren Augen gespürt . . .

„O," lispelt sie seufzend, „wo bist Du, mein süßer, lieber, holder Freund?"

Niemand antwortet. Nur ihr Bräutigam, der strahlend von Glück und Liebe neben ihr sitzt, faßt ihre kleine, weiße Hand, und die alte Großmutter, die beim schwachen Lampenlichte spinnt, erhebt ihr mit dem Schnee des Alters geschmücktes Haupt und sagt mit sanfter Stimme:

„Du hast lange geschlafen, mein Kind. Dein Richard ist vor einigen Minuten angekommen und hat Dich geweckt . . .

Geflügelte Köpfe.

Im Herbste des Jahres 1880 befand ich mich zum Landaufenthalte in Intra am Lago Maggiore.

Auf einem Ausflug nach Arona begegnete ich unter den aus allen Ländern des Erdballs herbeigeströmten Fremden, die auf dem Verdecke des Dampfschiffes eine Zusammenkunft verabredet zu haben schienen, einem lombardischen Jüngling, mit dem ich enge Bekanntschaft schloß.

Ich ging regelmäßig zweimal die Woche nach Arona und traf stets mit diesem Jüngling zusammen. Die anderen Reisenden sah ich einmal, zweimal, dann waren sie dem Auge entschwunden, um durch neue, unbekannte Gestalten ersetzt zu werden. Wir zwei allein trafen uns immer und immer wieder.

Es war nicht leicht, mit jenem jungen Mann ein Gespräch anzuknüpfen. War dies jedoch gelungen, dann war seine Unterhaltung angenehm, heiter. Er glich einer Maschine, die, wenn sie einmal in Bewegung gebracht ist, sich mit überraschender Geläufigkeit bewegen kann, während man, wenn sie ruhig steht, nicht glauben will, daß diese stummen, todten Räder die Fähigkeit bergen, so viel Lärm und Leben hervorrufen zu können.

Ich kann nicht leugnen, daß ich für meinen Reisegefährten eine geheime Anhänglichkeit, eine gewisse Neugierde, ein unwiderstehliches Interesse empfand.

Es entstand nach und nach in uns eine Art stillschweigender Freundschaft. Wir wurden rückhaltsloser, mittheilsamer, offener: all' dies in der kurzen Zeit eines Monats. Wir waren eben beide jung, und in unserem Alter schließen sich die Herzen rasch aneinander.

Als ich Gustav näher kennen lernte, fand ich, daß er, wenn auch von Natur heiteren Gemüthes, doch gegenwärtig traurig und für sich eingenommen war. Doch suchte ich ihn nicht mit unbescheidenen Fragen zu belästigen.

Wenn er eines Tages das Bedürfniß fühlt, mir sein Anliegen mitzutheilen, werde ich ihm ein Freundesherz entgegenbringen. Wenn er es verschweigen will, werde ich sein Geheimniß achten.

Indeß vermochte ich, ihn nach Kräften zu erheitern. Ich machte ihm jeden Tag einen neuen Vorschlag, die Stunden fröhlich zu verleben; bald gab es Ausflüge auf dem See, bald ein Diner auf der Insel oder einen Fischfang, bald einen Spaziergang auf die Berge, bald Besuche in der Leinwand-, Papier- oder Glasfabrik.

Eines Morgens schien er mir trauriger als gewöhnlich.

„Was thun wir heute?" sagte ich zu ihm.

„Was Du willst," antwortete er mir, „wenn wir nur allein bleiben."

„Nehmen wir einen kleinen Kahn und machen eine Entdeckungsreise auf dem See; vielleicht finden wir einen reizenden Ort, um dort mitsammen zu speisen."

„Ich würde lieber auf jenen Berg gehen. Im Kahn bleibt man so unthätig, daß man leicht in Melancholie verfällt. Ich habe schon genug Traurigkeit im Gemüthe. Ich bedarf der Bewegung, um mich ein Wenig zu zerstreuen."

Es war zum ersten Male, daß er seine Traurigkeit erwähnte. Ich schlug ihm vor, nach Premeno zu gehen. Er war es zufrieden, und nach einer halben Stunde glommen wir eine steile, steinige aber malerische Bergstraße empor.

Wir stiegen fast zwei Stunden aufwärts, als der Himmel anfing, sich zu umwölken und ein Gewitter drohte.

„Sieh, Karl," sagte mir Gustav, indem er mit dem Finger nach einer schwarzen Wolke zeigte, „kommt es Dir nicht vor, als ob jene Wolke die Form zweier geflügelter Engelsköpfe habe?"

„Was denkst Du doch? Sie scheint mir eher einem zusammengekauerten Hunde zu gleichen."

„Ach, ich wußte es, daß Du nicht dasselbe sehen kannst, wie ich!" Er sagte diese Worte mit schmerzlichem Tone.

Ich verstand nicht, wie diese Kleinigkeit ihn so drücken konnte und entgegnete verwundert:

„Mißfällt es Dir, daß ich keine Engelsköpfe sehe? Du hast Recht, die Phantasie kann in den unbestimmten Formen der Wolken jede Form finden."

„Nein, ich wußte wohl, daß Du nicht wie ich sehen kannst. Das ist meine ewige, leidensvolle Vision. Ich sehe überall geflügelte Köpfe. Das ist mein Schicksal."

„Das ist ein schönes Schicksal. Man sagt, daß Gott im Paradiese sich mit Engeln umgibt, und Du hast das Glück, sie schon in diesem Thränenthale zu sehen. Willst Du darüber klagen?“

Gustav senkte das Haupt und schwieg, als ob er sich ernsten Gedanken hingäbe. Plötzlich ergriff er meine Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Höre, Karl, diese Geschichte von den geflügelten Köpfen, die Dir sicher als eine Thorheit erscheint, ist die düstere Ursache meiner Melancholie, das Kreuz meines Lebens. Du bist mein Freund, Du liebst mich, ich will mit Dir darüber sprechen. Ich werde Dir Alles sagen, was mich quält, und Du wirst mir den Muth und Rath geben, dessen ich bedarf. Willst Du, Karl?“

Ich kann nicht sagen, welch' tiefe, innige Theilnahme ich für meinen unglücklichen Freund empfand. Wäre ich meinem ersten Impuls gefolgt, ich hätte Gustav an mein Herz gezogen und mit ihm geweint. Infolge jener thörichten Reserve jedoch, die uns über unsere eigenen Gefühle erröthen macht, beschränkte ich mich, ihm die Hand zu drücken und sagte theilnahmsvoll:

„Von ganzem Herzen, Gustav, von ganzem Herzen.“

Er nahm meinen Arm und zog mich nach einer Anhöhe mit einer Art Felsenvorsprung, der man den pompösen Namen „Garibaldiplatz“ gegeben hatte. Dort fanden wir einige Bänke und einen Steintisch. Wir setzten uns unter eine Höhlung, um uns gegen den Regen zu schützen, der langsam zu fallen begann.

Gustav nahm einige Steinchen auf den Tisch, spielte

ein paar Minuten schweigend mit ihnen, dann fing er heftig zu reden an, stets mit den Steinchen beschäftigt, um sich mit Gewalt ein gleichgiltiges Aussehen zu geben, während seine Stimme die höchste Gemüthsbewegung verrieth.

II.

„Vor drei Jahren," sagte er, „war ich ein fröhlicher, vertrauensvoller junger Mann, der sich nie um den morgenden Tag bekümmerte, die Arbeit liebte und leidenschaftlich für die Kunst begeistert war, im Bewußtsein, daß er es in ihr zu etwas bringen kann."

„Fehle nicht gegen Deine Bescheidenheit, Gustav, damit Du nicht erröthen mußt."

„Nein, laß mich das wenige Gute bekennen, das ich gehabt; ich bedarf dessen, um mir Verzeihung für das Böse zu erwerben, das ich leider hinzufügen muß."

Dann fuhr er mit schmerzlichem Lächeln fort:

„Ich spreche von einem Todten. Der Gustav von damals lebt nicht mehr." Er fing an, seine Steinchen lebhaft zu rollen, sie in die Höhe zu werfen und wieder aufzufangen, bis es ihm gelang, seine Erschütterung zu bemeistern. Dann begann er abermals, ohne den Blick zu erheben.

„Eines Morgens durchstreifte ich Mailand, um mir eine Wohnung zu suchen. In der Unionsstraße fand ich auf einer Hausthür eine Miethkarte und trat ein.

„Es ist im zweiten Stock links," sagte mir die Hausmeisterin.

Ich ging hinauf. Die Magd, welche mir öffnete, führte mich in einen Salon und sagte:

„Setzen Sie sich. Das Fräulein wird gleich kommen."

Das Erste, was ich sah, war ein Staffelei, auf der ein Gemälde, das zwei geflügelte Köpfe vorstellte, begonnen war. Es waren zwei schöne Frauenköpfe, voll Ausdruck und Leben: der eine, bleich mit reichen Haaren vom schönsten Kastanienbraun und zwei großen ambrafarbigen Augen, die sanfte Melancholie umflorte ... der andere mehr ein Amazonen- als ein Engelskopf, schwarze Haare, sprühende Augen, kleinen, strengen Mund, dunklen Teint.

Es war eine schöne Arbeit, die mich als Mann und Künstler begeisterte. Ich stand ganz in Betrachtung vertieft, als sich die Salonthüre öffnete und eine äußerst sanfte Stimme zu mir sprach:

„Sie sind der Herr, welcher das zu vermiethende Zimmer zu sehen wünscht?"

Ich wandte mich beim Klang dieser sympathischen Frauenstimme lebhaft um, aber statt zu antworten, stieß ich einen Laut der Verwunderung aus.

Das Mädchen, welches jetzt vor mir stand, war das Original des geflügelten Kopfes mit den Ambraaugen und dem Ausdruck tiefer Melancholie.

Sie verstand die Ursache meiner Verwunderung und sagte:

„Sie haben jene Arbeit gesehen, nicht wahr? Sie halten mich gewiß für eitel, weil ich mich so abgemalt. Aber sehen Sie, ich habe nur eine Verwandte auf Erden, eine Schwester, die mir unendlich theuer ist. Wir

leben weit, weit von einander getrennt. Als ich diese für sie bestimmte Arbeit begann, kam mir das Verlangen, ihr schönes Gesicht darzustellen, und dann konnte ich mich nicht entschließen, ihr irgend einen gleichgiltigen Kopf beizugesellen. Ich wünschte den Kopf eines Wesens, das sie liebt, so nahm ich den meinigen."

Sie hatte bereits aufgehört zu sprechen; ich aber horchte noch immer auf jene melodische Stimme, die in meinem Ohr forthallte. Das Mädchen war jung und schön, und zwar von jener leidenden Schönheit, die anzieht und fesselt; sie war Künstlerin, wie ich ein Künstler.

Ich fand die Zimmer, die mir es möglich machten, neben ihr zu wohnen, prächtig und ich beeilte mich, sie in Beschlag zu nehmen.

Meine Wirthin hießt Clelia Moris. Sie war eine besondere, aristokratische, zarte Natur, geschaffen, um in der Luft der Poesie zu athmen. Auch quälten sie die Sorgen der Existenz.

Als ich sie um den Preis der Wohnung befragte, antwortete sie mir leise, ohne mich anzuschauen und erröthete bis an die Stirne. Als ich Abends einzog und das Geld vor sie legte, erröthete sie noch mehr, murmelte ein leises „danke" zwischen den Zähnen, heftete die Augen auf die Arbeit, nähte rasch und ließ das Geld auf dem Tisch liegen, ohne es anzuschauen.

Ich fühlte mich durch diese große Zartheit selbst verlegen, unterhielt mit Mühe eine gleichgültige Conversation und zog mich möglichst rasch auf mein Zimmer zurück.

Mein Künstlerherz, das sich ungeachtet des stürmischen

Lebens, welches ich als freier Jüngling geführt, gut und gefühlvoll erhalten hatte, war geeignet, alles Schöne zu bewundern und leidenschaftlich zu lieben.

So war ich schon im ersten Augenblick entschlossen mit meiner neuen Bekanntschaft keineswegs in dem prosaischen Verhältniß eines Einwohners zu seiner Wirthin stehen zu bleiben.

Die Liebe hatte mich bereits erfaßt, ehe ich mich versah. Seit jenem ersten Tage, seit jener ersten Stunde fühlte ich, daß ich Clelia mit der ganzen Begeisterung lieben würde, deren mein Herz fähig war. Ich dachte nicht daran, diesem Zauber zu entfliehen. Ich sah ihn mit Wonne mich erfassen, wie man im Sommer die Natur ergrünen, die Knospen schwellen und die Rosen sich entfalten sieht.

Als ich Clelia am folgenden Tage wieder entgegen trat, sprach ich nicht mehr von Miethzins oder Geld. Wir sprachen von der Kunst, den Theatern, fernen Freunden, von uns selbst, von allem Möglichen. Dann war sie nicht mehr befangen, die Worte erstarben ihr nicht mehr zwischen den Zähnen. Sie sprach mit Begeisterung und sah mir dabei ungemein sympathisch und empfindungsvoll in die Augen.

So verflossen zehn Tage, zehn süße, berauschende Tage, daß ich alles Blut meiner Adern geben würde, könnte ich sie zurückrufen.

Ich liebte das Mädchen wahnsinnig und fühlte das Bedürfniß, es ihr zu sagen. Und doch kannte ich ihr Zartgefühl, das ich zu beleidigen fürchtete. Ich zögerte noch zwei Tage. Aber Leidenschaft, Hoffnung und Ent-

zücken schwellten mir dergestalt das Herz, daß es mir zu zerspringen schien. Ich fürchtete, mich nicht mehr zügeln zu können, ihr um den Hals zu fallen, sie mit Küssen zu bedecken. Ich konnte so nicht fortleben. Sie mußte mich lieben, oder ich mußte sie verlassen, um sie nie wieder zu sehen.

Eines Abends saß ich neben ihr, während sie arbeitete. Ich zähmte meine Leidenschaft nach Kräften und suchte meine Erklärung ruhig, wie es sich für vernünftige Personen geziemt, vom Stapel zu lassen.

„Sie haben keine andere Neigung auf Erden als Ihre Schwester, Fräulein Clelia?" fragte ich.

„Warum fragen Sie mich dies?"

Diese Antwort gab Sie mir, während sie arbeitete, ruhig, ohne die geringste Verlegenheit. Sie schien mir sehr kalt. Ich empfand im Herzen eine Art schmerzlicher Täuschung, und zwischen der Leidenschaft und Entrüstung gingen alle meine Convenienzvorsätze in Rauch auf. Ich nahte mich ihrem Ohr fast so weit, daß ich es mit meinen Lippen berühren konnte und sagte ihr mit der ganzen Gluth, die ich im Herzen fühlte:

„Weil ich Dich liebe, Clelia, weil ich Dich liebe!"

Ich erwartete einen Ausbruch der Entrüstung und war über meine eigenen Worte erschrocken. Aber sie wandte sich langsam um, sah mich mit ihren großen, leuchtenden Augen an und sagte:

„Ich weiß es wohl, daß Du mich liebst, Gustav."

Ich blieb betroffen. War dies die Unbefangenheit der Unschuld oder eine Schlinge der Koketterie? Dieser

Friede, diese Sicherheit, wollten sie sagen, daß auch sie mich liebe oder ihr Spiel mit mir treibe? Ich versuchte, mich dessen zu vergewissern und entgegnete fast zitternd:

„Du weißt es und bist darüber nicht beleidigt?"

Sie legte die Arbeit bei Seite, sah mich lange mit dem Ausdruck wahrer Glückseligkeit an und antwortete:

„Ich kann nicht beleidigt sein, weil auch ich Dich liebe."

„Du liebst mich, Clelia? O, nie hätte ich dies zu hoffen gewagt."

„Wage es, Gustav! Wage es, weil Du es verdienst!" Und sie nahm ruhig und ohne zu erröthen mit ihren beiden weißen Händen meinen Kopf und küßte mich auf die Stirne. Ich empfing diesen Kuß, ohne ihn zu erwidern, mit religiöser Sammlung auf den Knieen, wie man den Segen empfängt.

So lebten wir acht Monate, acht Monate trunkener Glückseligkeit, während der wir uns mit der Gluth der Sterblichen und der Reinheit der Engel liebten.

Clelia hatte im Hause eine Magd, eine jener Frauen, die in der Familie alt werden, wie die eigene liebgewinnen und mit ihr heldenmüthig alles Ungemach, alle Opfer und Entbehrungen theilen.

Seit jenem Tage setzte sich stets, wenn ich an Clelia's Thüre läutete, die alte Rosa ebenfalls in den Salon, in einiger Entfernung von uns und wohnte so mit ihrer Arbeit meinen langen Besuchen bei. Sie war ein wenig taub, und unsere Worte entgingen ihr. Doch befanden wir uns nicht allein

Wir waren so dem Herzen nach verlobt. Ich arbeitete fleißig an einem Gemälde, das ich zur Ausstellung nach Florenz schicken wollte und mit dem ich mir eine Clelia's würdige Stellung zu gewinnen hoffte.

Als ich ihr von diesen Umständen erzählte, die mir nicht erlaubten, sie sogleich zu heirathen, antwortete sie mir unbefangen:

„Auch ich bin arm, Gustav. Ich kann Dir nichts anderes als meine Liebe bieten."

Im Uebrigen kannte ich ihre Verhältnisse nicht, und wir vermieden, davon zu sprechen. Sie litt vielleicht Entbehrungen, aber sie sagte es nie.

Ich wollte mir oft von jener fernen Schwester erzählen lassen, aber sie antwortete unbestimmt:

„Warum willst Du in meine Familienverhältnisse eingreifen? Zweifelst Du an mir, Gustav? Meine Schwester ist verheirathet und sehr ehrlich."

Ich zweifelte nicht an ihr und fragte sie um nichts mehr und dachte an nichts mehr, als mit ihr glücklich zu sein.

Nur Eines trübte mich während dieser acht glücklichen Monate: die Gesundheit Clelia's. Sie war gerade nicht krank, aber so zart, daß sie das Geringste erkranken ließ. Sie nahm mehrmals Arznei und hustete immer. Aber ich dachte: Sie ist nicht mehr so jung, die Schwindsucht ist die Krankheit der Jugend. Ich verjagte die Traurigkeit mit der Heiterkeit ihrer schönen Augen.

Bald nach unserer geschlossenen Freundschaft begegnete ich eines Abends einigen Freunden, die mich zu Tische

luden. Nach dem Abendessen unterhielten wir uns so gut, daß ich die ganze Nacht bei ihnen blieb.

Als ich am nächsten Morgen zu Clelia ging, erschrak ich, als ich sah, wie übel sie mein Ausbleiben zugerichtet hatte. Sie war bleich, niedergeschlagen. Die Augen waren vom Weinen geschwollen. Sie machte mir keinen Vorwurf. Aber ihr Leiden war mir die grausamste Anklage. Von nun an kam ich stets früher nach Hause, erwies ihr die zärtlichste Sorgfalt. Aber sie kränkelte noch einige Tage lang.

So oft zwischen uns eine jener kleinen Streitigkeiten der Verliebten entstand, die so süß sind durch den Frieden, der ihnen folgt, bekam Clelia das Fieber.

Mehrmals weinte ich beinahe allein in meinem Zimmer aus Furcht vor der Zukunft. Ich wollte darüber mit der alten Rosa sprechen, aber bei ihrer Taubheit war dies unmöglich.

Eines Tages führte ich einen mir befreundeten Arzt in's Haus und bat ihn, meine Braut aufmerksam zu beobachten, ohne es ihr merken zu lassen. Ich stellte sie ihm vor und hielt ihn den ganzen Abend bei uns zurück.

Als ich ihn hinausbegleitete, sagte er mir, daß er ohne sie untersucht zu haben, kein Urtheil abgeben könne, daß sie jedoch alle Anzeichen der Lungenschwindsucht habe. Sie könne vielleicht noch lange leben, aber die geringste Erregung, das geringste physische oder moralische Leiden könnten für sie verhängnißvoll werden.

Ich durchlebte einige trostlose Tage. Doch Clelia war heiter, ganz glücklich, sprach stets von unserer Zukunft

und vertraute so fest auf sie, daß auch ich daran zu glauben begann.

Jener Arzt hatte sie ja nicht untersucht. Wer weiß? Vielleicht hatte er sich an der Natur der Krankheit geirrt. Sobald Clelia mein wäre, würde ich sie nach Neapel, nach Madeira führen, wo die schwachen Lungen sich kräftigen können. Ich wollte sie pflegen, so glücklich machen, daß sie nicht mehr leiden sollte . . .

Inzwischen war mein Gemälde fertig geworden, ich mußte es zur Ausstellung bringen und deshalb mich auf einige Zeit von Clelia trennen. Beim Abschiede tauschten wir die gewöhnlichen Versprechungen und Herzlichkeiten aus.

„Schreibe mir," bat sie. „Laß mich nicht in Angst, ich bitte Dich. Ich gleiche jenen armen exotischen Pflänzchen, die sich schön und wohlriechend erhalten, so lange sie kein Hauch trübt; aber ein leiser Windzug, ein Tropfen Wasser mehr oder weniger reichen hin, sie zu knicken."

„Ich versprach ihr Alles von ganzem Herzen, weil ich sie mehr als mein Leben liebte und für das ihrige bangte und reiste ab.

III.

Ich war fünfundzwanzig Jahre alt; das Herz schwoll von Hoffnung und Leben. Ich schied von Clelia, indem ich die Süßigkeit der Liebe zurückließ, um die Süßigkeit des Ruhmes dafür einzutauschen.

Sie schien sich mit dem Frühlinge neu belebt zu haben, befand sich seit einiger Zeit bedeutend besser. Jener Arzt hatte sich augenscheinlich getäuscht.

Ich war zufrieden mit mir, mit der Welt, mit Allem. Diese acht Monate tugendhafter Liebe, zurückgezogenen Lebens hatten auch meiner Gesundheit zugesagt. Das Blut floß mir warm und kräftig in den Adern. Die Natur rings um mich schien mir so kräftig und jung, wie in den ersten Schöpfungstagen. Ach, auch ich war jung und glücklich wie Adam. Aber auch für mich existirte eine verbotene Frucht, und auch ich fand eine Eva, die sie mir reichte!

Ich traf sie auf jener kurzen Meerfahrt zwischen Genua und Livorno, jene französische Eva mit dem weiß und roth gemalten Gesicht, mit den schwarzen Augen und den rothen Lippen.

Ich habe gegen geschminkte Damen stets eine tiefe Verachtung empfunden. Und doch giebt es im Leben so unselige Stunden, in denen die Sinne die Seele besiegen, und dann schließt man sich leicht an ein Weib, das man verachtet, weil ihre Gunst so leicht zu gewinnen ist.

Die blonde Fremde that Alles, sich mir zu nahen. In der Lage, in welcher ich mich befand, ist der Geist willig, aber das Fleisch schwach. Ich ließ mich nicht lange bitten, bis ich unterlag.

Ich hatte Clelia versprochen, ihr von Livorno aus den ersten Brief zu senden. Als ich jedoch die Feder nahm, um ihr, meiner reinen Braut, die ich so hoch achtete, in dem Zimmer zu schreiben, das durch die Gegenwart jener Abenteuerin entweiht war, fühlte ich eine tiefe Beschämung vor mir selbst, und um nicht lügen zu müssen, unterließ ich das Schreiben.

Ich liebte Clelia mit ganzer Seele und war ihr dennoch untreu; ich hoffte, daß jene fehlerhaften Beziehungen bald enden würden, daß jene Eva fortginge, und wollte schreiben, sobald ich mich wieder Clelia's Liebe werth fühlen würde.

Mein Gemälde gefiel und ward von einem Amerikaner, der es theuer bezahlte, gekauft. Dieser Umstand erhöhte sichtlich die Neigung der Französin zu mir, schwächte dagegen die meine.

Mit den edlen Gefühlen der Kunst waren die meines Herzens auf's Engste verknüpft. Ich erwachte aus jener Art Delirium, das mich seit meiner Abreise an ein unwürdiges Wesen geknüpft hatte.

Ich dachte mit Angst an Clelia. Es waren jetzt drei lange Wochen, während welchen ich ihr kein einziges Wort geschickt hatte. Ich erinnerte mich mit unbeschreiblichem Bangen an ihre große Empfindsamkeit und ihre schwache Gesundheit. Wenn ich sie krank gemacht! Mein Gott! Vielleicht hatte sie mir geschrieben? Ich eilte auf die Post.

Ich fand dort, da sie meine Adresse nicht kannte, zwei Briefe poste restante. Einer derselben war wenige Tage nach unserer Trennung abgesandt worden. Clelia war schon wegen meines Schweigens äußerst unruhig. Sie bat mich um sofortige Nachricht und wurde von schmerzlichen, seltsamen Ahnungen gequält.

Solch' zarte, nervöse Gemüther ahnen stets das Uebel, welches sie betrifft, während wir stärkeren Naturen sie kaum verstehen.

Der andere Brief war erst seit vier Tagen geschrieben worden. Er enthielt nur wenige Worte. Clelia war krank, die Erregung, die Unruhe, in der ich sie gelassen, hatten ihre schwachen Kräfte erschöpft.. Das Fieber war zurückgekehrt, sie fühlte sich äußerst schwach. Aber sie glaubte stets an mich und bat mich, sogleich zurückzukehren, wenn ich nicht wollte, daß sie erliege.

Thränen des Vorwurfes, wahrer Reue und Scham füllten meine Augen und bedrückten mein Herz. Noch an demselben Abend verließ ich das mir so fatal gewordene Weib und reiste ab.

Aber jener Brief war, wie gesagt, seit vier Tagen angekommen. Mein Gott, was konnte während dieser Zeit nicht Alles vorgefallen sein!

Als ich an Clelias Thüre klopfte, schlug mir das Herz zum Zerspringen. Die Magd sagte bitter:

„Bald hätten Sie Fräulein Clelia ganz umgebracht. Jetzt wird sie zufrieden sein!"

Ich fühlte, daß ich diesen Vorwurf verdiente und folgte ihr, ohne zu antworten, mit von Thränen erfüllten Augen.

Als ich in Clelias Zimmer trat, sagte mir Rosa noch:

„Und jetzt wollen Sie vor ihr so urplötzlich wie eine Bombe erscheinen, um sie auf der Stelle zu tödten. Der Arzt hat jede Erregung verboten."

Ich blieb zurück, und sie trat allein ein. Aber eine Minute nachher hörte ich eine schmerzliche, liebevolle, sanfte Stimme rufen:

„Gustav! Komm, mein Gustav!"

Ich stürzte mich in das Zimmer und fiel vor dem

Lehnstuhl, in dem Clelia saß, auf meine Kniee, bedeckte mit ihren Händen, die sie mir als Zeichen der Vergebung entgegenstreckte, mein Gesicht und weinte und schluchzte verzweiflungsvoll. Und Clelia bedeckte meine Stirne mit heißen Küssen und Thränen, ohne einen einzigen Vorwurf, eine einzige Klage laut werden zu lassen.

Wenn ich mich zu entschuldigen und ihre Verzeihung zu erflehen suchte, schloß sie mir mit der Hand den Mund und sagte:

„Schweige, Gustav! Sprechen wir nicht von der Vergangenheit. Das war ein böser Traum, den wir vergessen wollen. Ich verzeihe Dir Alles. Denken wir blos an unsere Liebe und unser Glück. Vielleicht können wir's nur noch kurze Zeit genießen."

Ich weinte, weinte und bat Gott aus der Tiefe des Herzens, mein Leben statt des ihrigen zu nehmen.

Doch schien es mir, als ob Clelia ihre Krankheit übertreibe. Sie war sehr bleich und ihre Stimme schwach. Aber sie lag nicht zu Bett, und ihr von der Freude erheitertes Gesicht schien nicht das einer Kranken zu sein. Ich hoffte noch stets, daß ich sie durch liebevolle Pflege gesund und glücklich machen könne. Deshalb wollte ich sie sogleich heirathen und mit ihr nach dem Süden reisen. Mein Gott, kann man denn sterben, wenn man so liebt und geliebt wird!

Ich brachte bei ihr den Rest des Tages zu. Sie hustete bisweilen lange bis zum Ersticken. Ich litt sehr darunter und beschwor und bat den Himmel mit Gewalt um Hilfe. Dann begann Clelia wieder von der Zukunft zu sprechen;

sie war heiter, glücklich. Ich glaubte, daß der Husten der Lungenschwindsucht kurz und trocken ist; daß dieser heftige Husten nur die Folge einer Erkältung sein könne. Ich kannte jene unerbittliche Krankheit nur vom Hörensagen und täuschte mich absichtlich.

Als mich Clelia Abends verabschiedete, um sich niederzulegen, bat ich sie, daß sie mich später einließe, damit ich bei ihr wachen könne. Sie erlaubte es mir. Als sie zu Ruhe gegangen, kehrte ich wirklich zurück.

„Es ist nicht nothwendig, daß Du bei mir bleibst," sagte sie. „Ich fühle mich wohl. Dein Wiederkommen von der Reise hat mich geheilt. Ich lasse Dich nur hier, weil ich Dir so viel zu sagen habe und Rosa des Schlafes bedarf; sie hat all' die vorigen Nächte bei mir gewacht."

Rosa ging fort. Wir hörten sie die Thüre schließen und in ihr Zimmer eintreten. Ich blieb allein am Bette Clelias, die schöner, heiterer, mittheilsamer als je war.

Auch ich hatte nie so tiefe Liebe wie heute zu ihr empfunden. Ich fühlte all' mein vergangenes Unrecht, ich bedurfte so viel Verzeihung. Und sie, der arme Engel, hatte so viel gelitten und bedurfte so sehr des Trostes.

Wir suchten Verzeihung, Vergessen und Trost in unserer Liebe. Diese Nacht waren wir Gatten vor Gott.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als ich am Morgen an Clelia's Seite erwachte, hatte sie kaum noch einen Lebenshauch. Meine unheilvolle Liebe hatte sie dem Tode näher gebracht."

— — — — — — — — — — — — — — —

Bei diesem Punkte der Erzählung war Gustav's Stimme bewegt und vom Weinen erstickt. Er rollte rasch seine Steinchen, nahm sie in die Hand und warf sie wieder heftig weg, während Thränen über seine Wangen flossen.

Ich versuchte nicht, ihn zu trösten. Ich achtete seinen Schmerz. Wir schwiegen beide.

Endlich erhob er das Haupt, trocknete die Thränen, als ob er sagen wollte:

„Ich schäme mich nicht," und nahm die Erzählung auf's Neue auf.

IV.

„Zwei Tage später starb Clelia. Ich floh mit der Verzweiflung im Herzen aus jenem Hause. Ich nahm meine Wohnung in einer der einsamsten Straßen Mailands und lebte dort zwei Monate wie ein Verdammter, ohne Jemanden zu sehen, nur beschäftigt mit Arbeit und Weinen.

Meine Kunst war mir theurer geworden. Sie war die Leidenschaft, welche ich mit Clelia gemein gehabt hatte. Meine Gemälde fanden Käufer. Ich gewann jetzt Namen und Geld, wo ich nicht mehr jenes geliebte Wesen besaß, für das ich beides gewünscht hätte. In jener Einsamkeit ward mein Schmerz täglich heftiger.

Dann kamen einige Freunde und redeten mir zu, meiner Gesundheit halber Mailand zu verlassen, zu reisen, mich zu zerstreuen.

„Am Vergangenen ist nun nichts mehr zu ändern," sagten sie, „jenes arme Mädchen war schwindsüchtig, schon zum Tode verurtheilt, als Du sie kennen lerntest, was

willst Du so allein machen? Du bist jung, hast eine Zukunft vor Dir und andere Pflichten, als zu weinen."

Mehr, um mich der Langeweile zu entziehen, als ich von den Vorstellungen der Freunde überzeugt war, verließ ich endlich Mailand und reiste sechs Monate ohne andere Zerstreuung oder Trost zu suchen, als meine Arbeit, der die Veränderung des Ortes behagte. Doch konnte ich nicht unaufhörlich reisen. Ich blieb deshalb in Turin, wo ich ein Jahr lang dasselbe einsame Leben wie vor meiner Reise führte.

Nach und nach zwang mich jedoch der Verkauf meiner Bilder, die Ausstellung, die Journale, welche von mir sprachen, unter die Menschen zurückzukehren.

Deshalb nahm ich meinen Verkehr mit der Gesellschaft in einem gewissen Grade wieder auf.

O Karl, ich erröthe, wenn ich es sage; aber ich lachte, ich sprach wieder, ich lachte wie die andern. Wenn ich an Clelia dachte, fühlte ich im Herzen meinen ganzen Schmerz, aber es kamen dennoch Stunden, in welchen ich mich des Engels nicht erinnerte.

Man sagt oft, daß die Freude flüchtig sei. Ist es nicht der Schmerz ebenso? Wir sind schwach. Wir können nicht lange leiden. Wir sind unbeständig in Allem. Die Beständigkeit ist eine über unsere unvollkommene Natur erhabene Tugend.

Als ich eines Tages durch die „Neue Straße" ging, sah ich aus einem Handschuhgeschäfte eine große, schlanke, elegant gekleidete Dame treten.

Seit Clelia's Tode hatte ich für keine Dame mehr die geringste Sympathie gefühlt. Sie waren mir alle gleichgültig, ich floh sie. Aber diese Dame machte auf mich einen gar seltsamen Eindruck. Es schien mir, als habe sie etwas von meiner unglücklichen Braut, als ob die glühenden Augen von ihr erzählten. Es war mir, als ob jene Dame und ich schon seit langer Zeit Freunde wären, als ob sie all' meine Schmerzen kenne. Ohne es eigentlich zu wollen, folgte ich ihr.

So kam ich auf den Schloßplatz, wo sie den Omnibus nach der Poststraße nahm. Ich wollte ebenfalls einsteigen, that es dann aber nicht. Es war mir, als beginne ich eine Untreue am Gedächtniß Clelia's. Der Omnibus fuhr mit der schönen Dame ab.

Ich war zufrieden mit mir, als hätte ich gut gehandelt und eine Versuchung besiegt.

Wenn jedoch das Verhängniß will, siegen unsere Kräfte und Vorsätze nicht.

Einige Tage nachher ging ich in das Theater Gerbino. Es war das Benefiz der ersten Schauspielerin Victoria ... Als sie auf die Bühne trat, erkannte ich in ihr die Dame, die ich in der „Neue Straße" getroffen hatte.

Man sagte mir, daß sie sehr reich, sehr geistvoll, sehr umschmeichelt und sehr tugendhaft sei. Dieser Ruf der Tugend, den einige für unglaublich hielten, freute mich besonders.

Ich hätte nicht gewünscht, daß jene Dame, die sich in meinen Gedanken ein wenig mit Clelia's Gedanken vermischte, eine gewöhnliche Theaterdame sei; dies wäre mir

als eine Art Entweihung erschienen. Es gewährte mir einige Befriedigung, daß man von ihr mit Achtung sprach.

Nach der Vorstellung schlug mir mein Freund vor, mich Frau Victoria . . . vorzustellen. Ich konnte dieser Versuchung nicht widerstehen und nahm es an. Es dünkte mir, als nahe ich mich dadurch Clelia, und seltsamer Weise erinnerte mich das fröhliche Gesicht der Künstlerin, ihre lebhaften Bewegungen, ihr kühner Blick an das traurige Gesicht, die langsamen Bewegungen und das melancholische Auge meiner Braut.

Victoria war noch ganz von den Eindrücken bewegt, welche die Darstellung des Dramas in ihr zurückgelassen.

Sie empfing mich mit einer fast intimen Herzlichkeit, als ob wir uns längst kannten. Hatte sie mich vielleicht ebenfalls in der neuen Straße oder während der Vorstellung beobachtet? Jedenfalls war sie erfreut, daß ich da war und lud mich ein wiederzukommen.

Und ich kam nach einer Woche wieder, dann nach drei Tagen, dann nach zwei, endlich nach einem, schließlich täglich.

Auch dieses Mal nahm mich die Liebe nicht unbewußt gefangen. Ich fühlte sie nahen und auch diesmal floh ich nicht.

Aber ich empfing sie nicht lächelnd, wie einst bei meiner armen Clelia. Ich nahm sie gezwungen. Mir fehlte der Muth, sie zu bekämpfen. Es war mein verhängnißvolles Schicksal.

Später sagte ich Victoria, daß ich sie liebe und fragte sie, ob sie meine Braut werden wolle.

„Kommen Sie morgen zu mir," antwortete sie, indem sie meine Hand drückte. „Ich werde Ihnen dann Bescheid geben."

Sie war ein unabhängiger, fast männlicher Charakter. Sie begeisterte sich für die Kunst, die Schriftsteller und Schauspieler. Sie wollte sie kennen und ihnen Bewunderung zollen mit der ganzen Gluth ihrer Künstlerseele... Die Hoffnung, von ihr geliebt zu werden, berauschte mich.

Als ich am nächsten Tage zu ihr ging, empfing sie mich wie einen alten Freund. Sie faßte mich an beiden Händen, hieß mich setzen und sagte:

„Hören Sie, Gustav, nicht wahr, Sie haben gefühlt, daß ich Sie liebe?"

„Aber wirklich so, wie ich meine?" fragte ich sie, indem ich ihr in die Augen sah.

„Ja, genau so."

„Sie lieben mich also wirklich?"

„Ja, ich liebe Sie wahrhaftig. Aber ich habe eine Geschichte. Ach Gott! Die Künstler haben alle ihre Geschichte! Nur, daß die meine wahr ist. Wollen Sie, daß ich sie Ihnen erzähle?"

„Erzählen Sie, Victoria, aber versichern Sie mir zuerst, daß sie nichts enthält, was Sie abhalten könnte, meine Liebe anzunehmen."

Sie lächelte und ohne meine Bitte zu beachten, erzählte sie mir ihre Geschichte:

„Ich war achtzehn Jahre alt, als mein Vater starb. Er war Notar und hinterließ meine Mutter mit zwei Töch-

tern. Wir besaßen kein Vermögen, hatten jedoch etwas gelernt, um uns Lebensmittel erwerben zu können. Ich hatte manchmal auf dem Lande bei Dilettantentheatern mitgespielt, und man sagte, daß ich meine Sache gut gemacht habe. Jedenfalls hatte ich Neigung dazu und bat Mama, mich Schauspielerin werden zu lassen, um ihr so ein wenig verdienen helfen zu können.

Aber ... aber ... man sage so etwas einer Dame mit so strengen Grundsätzen wie Mama. Sie sah auf der Bühne den Teufel selbst mit allen Todsünden. Sie hieß mich das Seminar zu besuchen, das Lehrerinnen-Examen zu bestehen und mit Hilfe des Bürgermeisters eine Stelle als Volksschullehrerin anzunehmen.

Erwägen Sie nur, Gustav, ob ich zu einer Lehrerin, die das Alphabet und die vier Species einer Heerde kleiner Murmelthiere erklären soll und im ganzen Jahr fünfhundert Lire verdient, geeignet wäre!

Ich schrieb deshalb eigenmächtig dem Director einer Theatergesellschaft, der mich öfters spielen gesehen und, ohne ihm von Mama's Verbot zu sagen, erzählte ich ihm unsere finanzielle Lage, den Tod Papa's und bat ihn um Aufnahme in seine Gesellschaft.

Er stellte mir bescheidene, doch annehmbare Bedingungen, jedenfalls bessere, als man sie einer Lehrerin macht.

Eines schönen Tages löste ich, statt in's Seminar zu gehen, ein Eisenbahnbillet und reiste ab.

Ich hatte Mama ein Briefchen zurückgelassen, in dem ich ihr mittheilte, wohin ich ging, sie bat, mir zu verzeihen und mich nicht zurückzurufen. Und sie rief mich in der

That nicht zurück, aber sie untersagte mir in einem Briefe, den Namen der Familie zu tragen. Sie verweigerte die Annahme jeder Unterstützung von meiner Seite und verbot mir, nach Mailand zurückzukehren, wo Papa's Namen von Allen gekannt und geachtet sei. Meine Schwester, die mich liebte, schrieb mir heimlich, aber es gelang ihr nicht, mir Mama's Verzeihung zu erwirken.

Ich war seit zwei Jahren mit einem meiner Vettern verlobt, der die Rechte studirte und mich nach absolvirter Universitätszeit heirathen wollte.

Kaum hatten die Journale günstig von meinen Bühnenerfolgen gesprochen, so schickte ich ihm die Recensionen voll Glück als Zeichen meines ersten Triumphes. Er sandte sie mit einer Visitenkarte, worauf er bat, mich für frei und an die ihm gegebenen Versprechungen nicht mehr gebunden zu halten, zurück und erklärte, daß er nur ein ehrliches Mädchen, nicht aber eine Komödiantin heirathen könne. O schreckliches Vorurtheil!

Von Allen verlassen, verliebte ich mich immer mehr in meine Kunst. Ich gewann mir rasch den Ruf, den ich genieße.

Jetzt kommt die Geschichte eines reichen, adeligen Liebhabers, wie in den Theaterstücken. Er verlangte meine Hand nur unter der Bedingung, daß ich das Theater verlasse. Ich wollte nichts davon wissen. Er stürmte wüthend fort, kehrte jedoch nach einer Woche reuig zurück.

Ich forderte, daß er mir bei seiner Ehre schwöre, mich beim Theater zu lassen. Er schwor und wir verheiratheten uns in Florenz."

„Sie sind also verheirathet?“ rief ich, schmerzlich aufspringend.

„Ein wenig Geduld,“ antwortete sie, indem sie meine Hand ergriff und mich zum Sitzen zwang. „Hören Sie weiter:

Nach der Trauung sagte er mir, daß er im Geheimen Alles zu einer Hochzeitsreise vorbereitet habe. Er wollte mich nach Paris und London führen.

„Ich kann nicht; ich muß morgen Abend spielen,“ sagte ich. „Man giebt ein neues Drama.“

„Aber wie? Du bist nun in eine adelige Familie eingetreten, wo vom Theater nicht mehr die Rede sein kann.“ Er habe den Schwur nur in der Voraussetzung gethan, eine vorübergehende Kinderlaune zu befriedigen. Er allein müsse zu meinem Glück genügen.

Ich liebte die Kunst mit Leidenschaft und fühlte mich ob der Täuschung beleidigt.

„Gut,“ sagte ich, „reisen wir sogleich!“

Wir reisten ab. Abends acht Uhr kamen wir in Turin an, ohne nur einen Augenblick allein gewesen zu sein.

Wir mußten übernachten, um am nächsten Tage in der Richtung nach Lyon zu fahren.

Kaum im Hôtel angekommen, sagte ich, daß ich an heftigem Zahnweh leide. So war es nothwendig, daß mein Gatte sogleich den ihm bekannten Arzt Camussi rief. Eine Kammerfrau würde ihn nicht finden; er müsse selbst gehen, und er ging.

Kaum war er fort, entfernte ich mich ebenfalls. Ich

begab mich auf den Schloßplatz, von da im Omnibus nach der Mariastraße, wo ich eine meiner ehemaligen Kammerfrauen mit einem Arbeiter verheirathet wußte und bat sie, mich für einige Wochen in ihrem Hause zu behalten, ohne Jemandem etwas zu sagen. Ich blieb einen Monat bei ihr.

Inzwischen verließ meine Gesellschaft Florenz und ging nach Neapel. Ich schrieb dem Director, daß ich ihm folgen würde. Und in der That trat ich nach vierzig Tagen im Fiorentini-Theater zu Neapel auf's Neue auf die Bühne und erfreute mich eines großen Erfolges.

An einem der nächsten Tage las dies mein Gatte in „Fanfulla" und schrieb mir, wie einst mein Verlobter in Mailand, mich nicht mehr als seine Gattin betrachten zu wollen.

Dies war überflüssig. Ich dachte so wenig an ihn wie an den Kaiser von China. Ich hatte ihn nur geheirathet, um jenen, die mich verachten, zeigen zu wollen, daß man ein ehrliches Weib und eine große Künstlerin zugleich sein kann. Dies war eine Täuschung gewesen. Ich mußte mich entschließen, um Künstlerin zu bleiben, von meinem Gatten getrennt zu leben.

Im nächsten Jahre erfuhr ich, daß er an einem hartnäckigen Typhus gestorben sei.

Er hatte mir trotz unserer Trennung eine bedeutende Erbschaft hinterlassen. Als ich sie jedoch beanspruchte, widersetzten sich die Verwandten. Ich will mich deshalb nicht abermals verheirathen, eh' diese langweiligen Angelegenheiten geordnet sind. Wollen Sie also einige Monate warten und fortfahren, mich zu lieben?"

„Können Sie das bezweifeln, Victoria," entgegnete ich. „Ich werde thun, was Sie wünschen und Sie auch Ihre Künstlerlaufbahn fortsetzen lassen."

„Nein, Gustav. Es ist mir die Lust, die Welt von ihren Vorurtheilen zu heilen, vergangen. Ueberdies kann man nur, bis man wahrhaft liebt, der Kunst im Herzen den Hauptplatz lassen. Sie haben mir gezeigt, daß es eine Liebe giebt, für die kaum das ganze Herz, das ganze Leben genügt, die keinen Raum mehr für eine andere Leidenschaft gestattet."

Diese Worte erfüllten mich mit höchster Freude. Ich zog Victoria in meine Arme, bedeckte sie mit zahllosen Küssen. Ich genoß nochmals das Götterglück, geliebt zu werden.

Als wir uns trennten, sagte Victoria:

„Glaubst Du an Gott, Gustav?"

„Ja," entgegnete ich. „Wenn man liebt und glücklich ist, fühlt man das Bedürfniß zu glauben, ebenso, wie in großen Schmerzen."

„Gut, so komm! Ich will, daß Du mir vor Gott schwörst, daß Du mich immer lieben wirst."

Sie führte mich in ein Nebenzimmer vor einen Betstuhl.

„Schwöre," sagte sie, „daß Du mich immer wie in dieser Stunde lieben, mir immer Dein ganzes Herz öffnen willst, daß Du mir vertraust, mich glücklich machst und mich achtest!"

Sie hatte mich auf den Betstuhl gezogen, hatte neben mir gekniet und sah mir mit unendlicher Liebe in die Augen.

Mein Herz war glücklich, ich fühlte mich neu aufleben und dankte Gott von ganzer Seele.

Plötzlich jedoch drang aus meiner Brust ein erstickter Schrei. Ueber dem Crucifix hing ein Gemälde, das zwei geflügelte Köpfe darstellte.

Es war Clelia's Bild, Victoria ihre Schwester.

O Karl, ich kann Dir den Schmerz nicht schildern, den ich in diesem Augenblicke empfand. Ich schloß eine Frau an's Herz, die ich anbetete und befand mich vor dem Bilde einer anderen, die ich umgebracht.

Ich hörte Victoria von einer entzückenden Zukunft reden und kam mir erbärmlich vor, wenn ich dies Glück nicht von mir stieße. Ich hätte mich ihr zu Füßen werfen und ihr gestehen sollen:

„Ich habe Deine Schwester geliebt und sie mit meiner Liebe getödtet."

Und dann fliehen ohne Wiederkehr. Ich erkannte deutlich meine Pflicht. Aber ich war im Delirium der Leidenschaft, schwieg und ... blieb.

Ich ließ unsere Liebe wachsen jeden Tag, so daß Victoria ohne mich nicht mehr leben konnte.

Aber von nun an war mein Leben eine beständige Tortur, ein verzweifelter Kampf zwischen Herz und Gewissen. Ich erstickte meine Vorwürfe in der Trunkenheit der Liebe und dachte:

„Diese vereinsamte Frau hatte auf Erden keine andere Neigung, als ihre Schwester. Die ist nun todt, deshalb mußt du bei ihr bleiben."

Nur manchmal war mir's, als umarme ich in Victoria Clelia's eisigen Leichnam und war im höchsten Grade unglücklich.

Deshalb wollte Victoria, die mich nicht verstand und mich für krank hielt, daß ich mich hierher nach Arona begab, um die Luft zu ändern. Sie selbst ist auf ein nahes Landgut gekommen, wo ich sie nun fast täglich besuche.

Aber ihre Zärtlichkeit ist ein immerwährender Vorwurf für mich. Ich fühle, daß dies nicht so fort gehen kann. Sie muß mir verzeihen und mir Glück und Frieden zurückgeben oder mich verachten und von sich stoßen. Lieber sterben, als so leben."

Gustav war erregt. Ich selbst war erschüttert und verstand wohl seinen Gemüthszustand. Ich drückte ihm schweigend die Hand, um ihm Muth einzuflößen.

Er fuhr fort:

„Sage, Karl, was würdest Du thun? So oft ich in letzter Zeit zu Victoria ging, nahm ich mir vor, ihr Alles zu gestehen, und stets fehlte mir der Muth. Rathe mir! Rathe mir!"

„Du dauerst mich, armer Gustav. Du hast keine Schuld, und doch begreife ich Deine Selbstanklage. Es kann nicht so fortdauern. Willst Du, daß ich für Dich handle? Willst Du mich zu Victoria führen, damit ich mit ihr spreche und sie für Dich um Verzeihung bitte?"

Er umarmte mich innig, nannte mich seinen Retter, seinen Bruder und stellte mich am nächsten Tage Victoria vor.

V.

Victoria war ein sympathisches Geschöpf. Es ist mir, als sähe ich sie noch. Sie trug ein weißes Kleid mit langer Schleppe und orangegelbem Aufputz.

Sie hatte kohlschwarzes, dichtes, langes Haar, das ihr losgelöst über die Schulter fiel und von einem orangefarbenen Bande zusammengehalten wurden.

Wenige Damen wissen sich interessant und zugleich ohne Uebertreibungen zu kleiden.

Victoria verstand diese Kunst in ihrer Hauskleidung, die sich nicht sclavisch der Mode unterwarf, sondern mehr dem Künstlergeschmack überließ, ganz vorzüglich.

Ich begleitete Gustav mehrmals, wenn er nach Arona ging, um im Verkehr mit Victoria jene Vertraulichkeit zu erlangen, die zur Erfüllung meiner Mission nöthig war.

Unter jungen Personen geht dies leicht. Eines Morgens meinte ich zu Gustav, daß ich allein nach Arona gehen wolle.

Er erbleichte, reichte mir die Hand und sagte:

„Glaubst Du, daß sie mir verzeihen wird? Wenn ich bedenke, wie sie den behandelt, der sie betrogen hat ..."

„Den hat sie nicht geliebt," antwortete ich. „Hoffen wir das Beste!"

Ich kam in Arona an.

„Sind Sie allein?" fragte Victoria hastig.

„Ich bin allein. Gustav wird später kommen, wenn Sie es wünschen!"

„Ob ich es wünsche!"

„Ja, wenn Sie es dann noch wünschen, sobald Sie Alles wissen."

„Wenn ich Alles weiß! Was bedeuten diese Geheimnisse? Gustav kann vor mir deren keinerlei haben, da auch ich stets aufrichtig und vertrauensvoll gegen ihn war."

„Beeilen Sie sich nicht, ihn zu verurtheilen, Victoria. Gustav liebt: dies ist seine Schuld und seine Entschuldigung zugleich. Aber dazwischen liegt ein Geheimniß, ich möchte fast sagen, ein Unglück. Er hat nicht den Muth, es zu bekennen und hat es meiner Freundschaft anvertraut. Wollen Sie mich hören?"

„Sprechen Sie, sprechen Sie schnell um des Himmelswillen!"

Sie ward ganz verwirrt und ihre Augen glänzten.

Ich erzählte ihr die ganze unglückliche Geschichte meines Freundes: seine vergangenen Leiden, seine gegenwärtigen Vorwürfe, seine große Liebe zu ihr. Ich bat, ihm zu verzeihen. Ich knieete selbst für Gustav vor ihr nieder, beschwor sie bei dem Andenken der armen Clelia.

Sie hörte mich dabei schweigend an. Ihre Brust hob und senkte sich, sie erbleichte und erröthete zugleich. Ihre großen, schwarzen Augen sandten Zornesblitze umher. Als ich ausgeredet hatte, rief sie:

„Der Unglückliche! Er hat meine Schwester getödtet und meine Liebe angenommen. Der Elende! Ach ich wußte nicht, daß man so schändlich handeln kann!"

Ich bat sie noch lange, ohne daß sich ihr Gesicht erheiterte. Endlich erhob sie sich und antwortete:

„Sagen Sie ihm, daß er kommen möge."

„Diesen Abend?“ fragte ich.

„Nein, morgen.“

„Aber Sie werden ihm verzeihen, nicht wahr, Victoria? Kann ich ihm mittheilen, daß Sie ihm verzeihen?“

„Dies wird er morgen erfahren.“

„Sagen Sie mir wenigstens, ob Sie ihn noch lieben.“

„Nur zu sehr liebe ich ihn noch. Ich liebe ihn von ganzer Seele und möchte ihn hassen.“

Sie sprach diese Worte mit grausamen Tone. Aber es war auch für sie ein schrecklicher Augenblick. Ich hoffte, daß sie sich bis zum folgenden Tage beruhigt habe, und mit der ganzen Kraft ihrer großen Liebe verzeihen würde.

Deshalb eilte ich glücklich zu Gustav und sah zum ersten Male seine Stirne wahrhaft heiter. Er seufzte aus tiefster Brust, als fühlte er sich von einer großen Last befreit.

Am Abend des folgenden Tages begleitete ich ihn zum Dampfschiffe. Er scherzte wie ein Bräutigam, der seine Braut abholt. Als er jedoch fort und ich allein war, fühlte ich mich so traurig, als hätte ich ihn für immer verloren.

Am nächsten Tag stand ich von früh bis Abends am Ufer und betrachtete alle ankommenden Schiffe, um Gustav wiederzusehen und den Ausgang der Sache zu erfahren. Aber das letzte Schiff kam ohne Gustav.

„Gut, dachte ich, sie hat ihm verziehen, und er ist glücklich. Ich werde ihn morgen sehen.“

Ich ging nach Hause und legte mich schlafen. Aber ich war unruhig, schlief schwer ein und hatte böse Träume.

Ich erwachte spät. Zwei Schiffe mußten bereits eingelaufen und Gustav angekommen sein. Warum war er nicht gleich zu mir gekommen? Ich kleidete mich eiligst an und begab mich in seine Wohnung.

Er war noch nicht da.

„Sie leben ganz im Frieden, meinte ich. Er blieb bei ihr zum Frühstück."

Ich versuchte, mir sein Glück in den glänzendsten Farben zu malen. Und doch sah ich ihn stets traurig vor mir. Nachmittag wurde mir die Ungewißheit unerträglich. Ich benutzte das nächste Schiff und fuhr nach Arona zu Victoria.

„Ist die Dame zu Hause?" fragte ich das mir öffnende Kammermädchen.

„Nein, mein Herr, sie ist abgereist."

„Abgereist? Und . . . mit Herrn Gustav?"

„Nein er schläft, ich habe den Auftrag zu bleiben, bis er erwacht."

Ich trat eiligst in den Salon. Gustav lag wirklich auf dem Divan und war eben im Begriffe zu erwachen. Er sah mich erstaunt an, blickte dann rings um sich, wie um sich zu überzeugen, wo er sich befände. Dann rief er:

„Victoria!"

„Wohin ist Victoria gegangen?" fragte ich.

„Sie hat mir verziehen!" antwortete er voll Glück.

„Sie hat Dir verziehen, das wußte ich. Weshalb aber ist sie abgereist?"

„Abgereist?" rief er aufspringend, „das ist unmöglich!"

Ich begann ein Unheil zu ahnen.

„Beruhige Dich, sagte ich und erzähle mir, wie es Dir ergangen, wie sie Dich empfangen und sich mit Dir versöhnt hat."

„Gut. Ich fand sie traurig, sehr traurig. Ihr Anblick that mir weh. Sie konnte mein Vergehen nicht so schnell vergessen. Ich fragte sie:

„Bist Du sehr böse, Victoria?"

Sie zeigte mir statt zu antworten, den gedeckten Tisch und entgegnete kurz:

„Speisen wir!"

„Nein", antwortete ich, „ich werde nicht essen, bevor Du mir verziehen hast."

Sie stand auf, ging im Zimmer auf und ab und schien sehr erregt zu sein. Dann trat sie heftig auf mich zu, nahm meinen Kopf, zog ihn an ihre Brust und begann zu schluchzen, so daß ich selbst zu weinen anfing. Es war, als hätte ich Clelia vor mir.

„Und dann?" fragte ich ungeduldig.

„Und dann sagte Victoria nochmals:

„Speisen wir jetzt!"

Du weißt, daß sie manchmal sonderbare Ideen hat. Ich wollte ihr nicht mehr widersprechen. Ich setzte mich an den Tisch, wir speisten.

Hier schwieg Gustav und blieb nachdenklich, als ob er etwas in seinem Gedächtniß suche.

„Fahre fort!" sagte ich ängstlich, nach dem Ausgang dieser Scene forschend.

„Es ist nichts mehr zu sagen. Ich habe eine unbestimmte Erinnerung, bei Tische eingeschlafen zu sein. Wir

sprachen fast nichts. Zum Essen hatte ich keine Lust. Ich trank und trank vielleicht über das Maß. In der That, ich schlief ein. Aber Du sagtest mir, das Victoria ausgegangen ist?"

„Ausgegangen? Ich sage Dir, daß sie, wie das Kammermädchen berichtete, abgereist ist."

„Nein, nein! Das war nur Vorwand, um Dich nicht einzulassen."

„Besser wär's! Aber wo ist denn Victoria? Weshalb ist sie nicht bei Dir?"

„Warte! Rufen wir Katharina."

Wir riefen sie.

Das Kammermädchen lief herbei.

„Wo ist Deine Herrin?" fragte Gustav.

„Sie ist abgereist und hat diesen Brief zurückgelassen, den ich Ihnen geben soll, sobald Sie erwachen."

Gustav war bleich wie ein Todter. Er nahm den Brief mit zitternden Händen und fiel auf den Divan zurück. Auch mir wurde es unheimlich zu Muthe. Ich gab dem Kammermädchen ein Zeichen, sich zu entfernen. Kaum war sie fort, so umarmte ich Gustav und sagte:

„Muth, Gustav, Muth! Du wolltest, daß sie Dir verzeihe oder Dich für immer von sich stoße. Vielleicht stößt sie Dich von sich. Ertrage es, wie es einem Manne geziemt. Ich werde Dir mit meiner ganzen Freundschaft zur Seite stehen."

Er gab mir den Brief und bedeckte in wahrer Verzweiflung sein Gesicht mit beiden Händen.

Ich wagte nicht, das Couvert zu öffnen. Er nahm es wieder, zerriß es hastig und sagte:

„Lesen wir beide!

Wir lasen:

„Sie haben meine arme Schwester dem Tode näher gebracht und waren gegen sie, wie auch gegen mich, selbstsüchtig und grausam. Ich liebte Sie und liebe Sie noch, so daß ich, wenn ich nicht entfliehe, Ihnen verzeihen würde. Aber ich thäte Unrecht, wenn ich, um meine Leidenschaft zu befriedigen, einen Mann heirathe, der den Tod des mir theuersten Herzens verursacht hat. Dieser Gedanke würde uns Beide stets mit Schande erfüllen. Vorüber denn!

Obgleich ich Sie noch liebe, heiß und innig liebe, will ich nicht, daß Sie mich suchen oder je wiedersehen sollen. Deshalb habe ich ein Instrument bereiten lassen, wie man es in Indien kennt und habe Sie mit Opium eingeschläfert. Ich wollte Ihnen auf die Hand ein Bild graviren, daß Sie auf ewig verhindern wird, mit mir zusammen zu treffen. Leben Sie wohl, auf ewig, ewig wohl! Ade, Du mein einst so süßer Traum!"

Wir sahen uns Beide stumm an und waren bleich wie zwei Leichname. Wir wagten kein Wort zu sprechen. Gustav erhob langsam und zitternd die rechte Hand, stieß einen Schrei der Verzweiflung aus, warf sich in meine Arme und begann zu weinen. Auf seiner noch rothen und von der Operation geschwollenen Hand war jenes Bild Clelia's eingegraben:

VI.

Ich entfernte meinen armen Freund rasch von Arona, brachte ihn nach Intra und suchte ihn zu zerstreuen. Aber es war vergeblich. Er heftete stets seine Augen auf die tätowirte Hand und schwieg, indem er sie stundenlang betrachtete. Ich nahm ihn mit mir nach der Schweiz, seine Aufmerksamkeit doppelt auf seine Kunst zu lenken versuchend.

In der That, wenn er eine hübsche Sennerin sah, ließ er sich auch bewegen, sie zu skizziren. Dann aber unterbrach er plötzlich die Arbeit und heftete unverwandt schmerzlich seine Augen auf die geflügelten Köpfe.

Ich bewog ihn, einen Handschuh zu tragen, selbst wenn er arbeitete. Aber es half nichts. Er fixirte den Handschuh, dachte an das, was darunter war und weinte im Stillen.

Nach einem Monate zehrte er ab, wie ein Schatten. Zuerst sprach er wenig, dann gar nichts mehr. Die Einsamkeit und dies hartnäckige Schweigen bestärkten ihn immer mehr in seiner fixen Idee.

Manchmal machte er verzweifelte Geberden. Nach und nach fing er an, dieselben mit Worten zu begleiten, welche er an Niemand richtete.

Als ich ihn eines Tages nach einem Spaziergange traurig er als je sah, stellte ich vor ihn ein angefangenes Bild, um ihn zur Arbeit anzuspornen. Sobald er es erblickte, entfloh er und schrie tausend sinnlose Dinge: daß

er mit einem Gemälde und zwei Herzen zur Welt gekommen sei und diesem Gemälde stets gelebt habe; weil er zwei Herzen besessen, sei er zweimal gestorben. er kenne das Leben der Menschen und wisse nur deshalb nicht zu sprechen und zu lachen, weil er mit dem Gemälde in einem steten Sturm lebe; jetzt wolle jedoch auch er, wie sie, ruhig ohne Gemälde leben.

Armer, armer Gustav! . . . Ich führte ihn nach Mailand zu dem berühmten Irrenarzt Biffi.

Dieser sagte mir, daß fast keine Hoffnung sei, den kranken Kopf zu heilen. Doch wolle er Alles versuchen, Gustav sei ja noch so jung.

Ich besuchte die Irrenanstalt des Arztes mit ihren luftigen, reinen Zimmern. Die pünktliche Pflege, die gesunde Lage veranlaßten mich, dem Arzt meinen armen Freund anzuvertrauen.

Er blieb ohne den geringsten Widerstand. Er verstand unbestimmt, daß er krank sei und der Pflege bedürfe.

Als ich allein fortfuhr, weinte ich in meinem Wagen wie ein Kind. Ich hatte Gustav so wahrhaft lieben gelernt, wie dies nur im Leiden möglich ist und hatte in jenem traurigen Hause einen Theil meines Herzens zurückgelassen.

Gustav sah mich fortfahren, ohne ein Zeichen des Bewußtseins von sich zu geben. Diese Theilnahmlosigkeit zerriß mir das Herz.

Ich erfuhr, daß Victoria in Genua sei und das

Theater verlassen habe. Ich eilte zu ihr, erzählte von Gustav's Zustand und machte ihr ernste Vorwürfe.

Sie senkte den Kopf, hörte mich mit tiefer Reue an und weinte bitterlich.

Sie fluchte sich selbst, dem Schicksale, dem Theater.

„Unheilvolle Bühne!" rief sie, „du hast mir den Kopf verdreht. Ich wollte Ereignisse, Dramen auch in meinem Leben. Mama hatte Recht, wenn sie sagte: ‚das Theater verdirbt Herz und Kopf.' Es ist ihr Fluch, der mich trifft."

Nach kurzer Unterredung willigte sie in meine Bitten ein und reiste mit mir ab.

Victoria sagte mir schluchzend, als wir in Mailand ankamen:

„Wenn er wüßte, wie ich ihn liebe, und was für ein Leben ich seit der Zeit unserer Trennung geführt habe. Ich erwartete ihn immer und immer. Es schien mir oft, ich sähe ihn eintreten. Ich breitete so zuweilen meine Arme aus, um ihn zu empfangen."

Es war ein schöner Märzmorgen, als wir an der Stätte des Unglückes ankamen.

Gustav promenirte unter den hohen Bäumen des Gartens. Man ließ uns allein ihm entgegengehen.

Als ich ihn sah, preßte es mir das Herz zusammen.

Die Romanschriftsteller und Dichter schildern den Wahnsinn zuweilen elegisch schön. Ach, in Wirklichkeit ist's mir so! Man sieht, wie in jenen vernunftlosen Wesen die menschliche Natur sich auflöst. Ihre Kleider hängen nachlässig und schlottrig herab. Viele wollen durchaus entblößt gehen. In Allen verliert der Körper

seine Anmuth. Der höchste Aristokrat und der ungebildetste Bauer sind hier gleich, wie auf dem Friedhofe. Alle laufen gesticulirend, bewegen sich gleich krampfhaft. Diejenigen, welche aus Wahnsinn Würde bewahren wollen, übertreiben ihre Haltung und machen aus sich eine Carricatur.

Wir nahten uns Gustav, der uns ansah, ohne uns zu erkennen. Victoria warf sich ihm zu Füßen und rief:

„Gustav, mein Geliebter, verzeihe mir!"

Er bewegte sich nicht, er verstand nichts.

Sie erhob sich, nahm seine Hand, küßte sie, erwärmte sie an ihrer Brust, sprach zu ihm von Clelia, gab ihm die süßesten Schmeichelnamen — umsonst!

Gustav blieb unzugänglich. Sie wollte ihn umarmen, er aber stieß sie heftig von sich.

Dann sprach ich zu ihm und suchte seine Gedanken auf ein anderes Gebiet zu lenken.

Er antwortete mir mit thörichtem Lachen, so daß mir die Thränen kamen.

Victoria eilte in die Anstalt und holte ein Oelgemälde, um ihn an seine Kunst zu erinnern.

Als er jedoch von Ferne das Gemälde sah, begann er zu fliehen, zu heulen und irrsinnige Sprünge zu machen.

Er ward angehalten und in's Zwangsgewand gelegt. Er wollte das Gemälde und die, welche es trug, zerreißen und ein neues Leben ohne Gemälde beginnen.

Enttäuscht reisten wir ab. Victoria war so erregt, daß

ich befürchtete, es möchte Sie dasselbe Loos wie Gustav treffen.

Wir schieden von einander und sahen uns von da ab nicht mehr. Sie blieb in Gustav's Nähe, besuchte ihn oft und fuhr fort, ihn zu lieben und für ihn zu leben.

Gustav starb nach einem Jahre ohne zum Verstand zu kommen, ohne jenes Weib zu erkennen, das knieend vor seinem Sterbebette ihn um Verzeihung anflehte.

In dem Briefe, in welchem Victoria mir Gustav's Tod mittheilte, schrieb sie:

„Wir haben immer Unrecht, wenn wir uns gegen die Gesetze der Natur auflehnen. Er hat das Glück in einer unmöglichen Liebe gesucht, und ich suchte Gerechtigkeit in einer unmenschlichen Trennung. Gott hat uns Beide bestraft. Ich ließ ihn auf den Friedhof von Monza tragen und habe in der Nähe eine Wohnung genommen, um sein Grab, so lange ich lebe, immer besuchen zu können."

Es waren zwei gute Seelen, die ein besseres Loos verdient hätten.

Ein Frauenherz.

Aus dem Nachlaß eines Vereinsamten.

An einem Decembertag haben wir ihn zur Ruhe gebracht. Es war ein großer Aufwand von Pomp und Prunk bei dem Begräbnisse, ein Massenaufgebot von Lorbeerkränzen und Palmenzweigen, ein großes Gedränge von düsteren Gesichtern und rothgeweinten Augen.

Sein Grab befindet sich in Wien, links vom Haupteingange des Centralfriedhofes, zwischen den Nonnengräbern und der prachtvollen Gruft des Fürsten von Karpowna.

Vielleicht hätte es weiter an diese Ruhestätte gerückt werden sollen; denn Schlösser waren stets mehr nach seinem Geschmack als Klöster. Aber dann hätte auch nicht jener eigenthümliche Marmorblock mit der goldfunkelnden Inschrift: „Hier ruht sie“ auf das Grab geschaut; dann könnte es auch nicht die hohen, düster brütenden Lebensbäume beschatten, die sich während des Begräbnisses so melancholisch unter ihrer, von der verblühenden, rothflammenden Abendsonne beschienenen Schneelast zur Erde beugten.

Als die Todtenseile emporgeschnurrt und die feuchten Erdschollen so dumpf und immer dumpfer hinabgerollt waren, verzog sich das Getümmel allmählich.

Ein eigenthümliches Gefühl überkam mich, als ich beim Nachhausegehen unter den Leidtragenden etwas wie: „Schade um den jungen Mann . . . großer Leichtsinn . . . war sicher ein Genie . . . verkehrte Moral . . . früher bessere Zeiten . . .“ hörte, als vor mir ein paar Studenten in Sammetröcken mit den Armen schlenkerten und ich deutlich vernehmen konnte:

„Zu viel gekneipt . . . zu oft Sect vorfahren lassen . . . ein Nummereins-Mensch . . . ein famoser Kerl . . . Nun, Friede Deiner Asche, Arthur! . . . Apropos, Fritz, könntest mal meinem Alten ein Quantum Raison beibringen . . . Wirklich ein Hundegeld, das er mir jetzt allmonatlich giebt . . . Komme wahrhaftig meiner kleinen Fanny gegenüber in Verlegenheit . . . S' wird Einem ordentlich katerhaft zu Muthe, wenn man dort sitzt mit seinen Kenntnissen und keinen Kreuzer in der Tasche hat . . . Kannst Du mir heute was pumpen? . . . Alle Wetter, daß auch Arthur sterben mußte . . . Da wäre ich gleich aus dem Sumpfe gewesen.“

Eine solche Klage ist Nichts und ist oft Alles. Es ist die Hand voll Erde, die man in das Grab eines geliebten Wesens wirft. Sein Heimgang wurde eben überall schmerzlich empfunden.

Schon als ich vor einigen Tagen an dem einsamen Krankenbette saß und er mir mit wehmüthigem Lächeln von seinen abermaligen Reiseplänen nach Italien erzählte,

hatte ich die düstere Vorahnung, daß wir nicht zu zweien im Gemach seien, daß vielmehr ein dritter, unsichtbarer, grauenhafter Gast auf sein Opfer lauere.

Diese Vermuthung wurde zur Gewißheit, als der kranke Freund plötzlich unter beängstigendem Husten meine Hand ergriff, seine gläsernen Augen auf mich richtete und sagte:

„Ich merk' es, altes Haus, diesmal heißt's bei mir: abdampfen."

Er sprach dies in einem Anflug von Humor, daß es mir ganz unheimlich wurde. Dabei ließ er seine blasse, abgemagerte Hand in der meinen; sie war zart und weich geworden, man fühlte alle Knöchelchen durch, und diese selbst entbehrten aller Festigkeit, schienen aufgelöst.

„Was ist es auch für eine alte Geschichte, die im Lexikon mit dem Wort „Leben" bezeichnet wird", setzte er gleichgiltig hinzu, „bei mir war sie ein süßes der Welt Entgegentrotzen, ein beständiges Schwellen der Hoffnung, ein ruheloses Anhäufen hochfliegender Pläne und dann — ein vernünftiges Einsehen, daß Alles so etwas wie Schaum, Nebel, Qualm ist . . . Lieber Freund, das ist ein alter, abgetragener, aber treffender Vergleich. Wenn nicht in kürzester Zeit auf dem letzten Blatt meiner Existenz die Summe gezogen würde, ich vielmehr die ganze Geschichte noch einmal durchmachen müßte, bei mir hieße Leben, glücklich sein . . . das Glück ergreifen, wo es sich nur zeigt, ganz egal, ob unsere spießbürgerliche Moral darüber die Nase rümpft und alte zahnlose Tanten die Köpfe schütteln, oder ob der Pfaffe sich deswegen zu einer

fein poetischen Schilderung der Höllenqualen veranlaßt sieht . . . ."

„Aber doch meine ich, daß — —"

„Kannst sagen, was Du willst," fiel er mir hastig ins Wort, „wenn Du es auch einmal bis zum Absegeln gebracht hast, wirst Du die Richtigkeit meiner Worte einsehen. Am Schluß des Daseins tauchen nur die lichten Stunden auf, in denen man das Leben in vollen Zügen schlürfte, in denen man lebte. Von Erinnerungen, welche mit Sorgen und Kummer belastet sind, mag man nichts wissen."

Er hüstelte beängstigend, bewegte die Hand spielend auf dem Deckbett hin und her und rückte dann den Kopf auf dem Kissen mir näher.

„Vor einigen Tagen," fuhr er fort, „hab' ich den Schreibtisch zu meinem Beichtstuhl gemacht, nachdem ich aus meinem Kasten die Briefe und Papiere hervorsuchte, welche sich auf mein schönstes Begegnen mit einem Frauenherzen beziehen.

Ach, ich sehe das herrliche, liebe Gebilde — Louise — noch vor mir! Wie jugendlich sie war, wie schön, wie lieblich! Wie sie in das Dunkel meines Lebens trat und meine Einsamkeit mit Friede und Glück bereicherte! . . . Ich habe die ganze Geschichte in einer kleinen Mappe zusammengestellt, die nothwendigsten darauf bezüglichen Briefe mit eingeflochten, die andern verbrannt. Sie liegt oben auf dem Bücherregal links. Bitte, reiche sie einmal herab!"

Ich erfüllte seinen Wunsch.

Er betrachtete sie lange, wehmüthig, öffnete sie, freute

sich sichtlich über die zierlichen Briefe, die gepreßten Veilchen, die verblaßten Bänder und sagte dann:

„Die Erinnerung, mein Freund, an dies Frauenherz ist mir das Heiligste, das Werthvollste, was ich besitze. Sie soll deshalb Dein Erbtheil sein. Nimm die Mappe an Dich und lies darin, wenn ich todt bin. Vielleicht verurtheilst Du mich, vielleicht auch nicht, halte es, wie Du willst. Findest Du hier und da eine Lücke, so mag sie die Phantasie ergänzen; man hat nicht viel Anlage zum Schriftsteller, wenn man sterben soll ... Aber jetzt leb wohl! Wenn ich morgen noch lebe, besuche mich! Geh', geh' rasch!"

Sein Gesicht war plötzlich ernst geworden, so ernst, wie das Antlitz Maria's, als es unter dem Kreuze nach dem Erlöser emporblickte.

Er wandte sich auf die Seite, athmete heftig, schien sich aber bald beruhigt zu haben.

Ich ging mit der Mappe leise davon.

Ueber Nacht — sie war sternenlos und kalt, der Wind hatte stundenlang mit den losen Fensterläden fürchlichen Lärm gemacht und dazwischen den Regen an die Scheiben geschleudert — war er wirklich gestorben.

Erst heute, einen Tag nach dem Begräbniß, habe ich die Lectüre beendet.

Ich las nachstehende Mittheilungen und Briefe, denen man nur zu leicht anmerkt, daß sie die Hand eines Sterbenden ausgewählt und zusammengestellt, welche aber trotzdem ein herrliches Bild eines prächtigen Frauenherzens geben.

So vereinsamt wie am 13. November des Jahres 18.. hatte ich mich lange nicht gefühlt. Die Welt schien mir so kalt, als wollte Alles in ihr gefrieren, selbst die Thräne im Auge — so träge, als wolle Alles in ihr stocken, selbst der wärmste Herzschlag.

In reinster Verzweiflung griff ich nach einer vielgelesenen Zeitung. Das politische Gezänk der Parteien und Parteichen, die geistlose schablonenhafte Kritikasterei unter „Kunst und Literatur", der Localklatsch mit seinen „Schlägereien", „Aufgefundenen Todten", „Entflohenen Kassirern", die plumpen reclamenhaften Annoncen — Alles widerte mich an.

Ich nahm meine Zuflucht zu dem „Kleinen Anzeiger", jenem Theil des Journals, in welchem verliebte Herzen ihre Rendez-vous-Plätze bestimmen, Scheidende ihre Abschiedsgrüße verpuffen, alte Junggesellen „des Alleinseins müde und ohne Damenbekanntschaft" in sehnsuchttriefender Herzlichkeit „alleinstehende Damen, wenn auch Wittwen, mit Vermögen" suchen.

Plötzlich fiel mein Auge auf folgende Annonce:

„Eine ernste, sprachlich und wissenschaftlich gebildete Dame wünscht mit einem Goethe oder Körner der Gegenwart in Correspondenz zu treten. Offerten erbittet man unter „Dichtung und Wahrheit" Hauptpost restante."

Dies überraschte, frappirte mich. Alle Wetter, meinte ich, glaubt etwa diese „ernste, wissenschaftlich gebildete Dame", daß heutigen Tages die Goethe oder Körner in Masse auf der Straße herumlaufen! Trotzdem trat ich

an den Schreibtisch und sandte, um mir die Einsamkeit zu verscheuchen, einen Brief unter angegebener Chiffre ab.

Was ich Alles in einem Anfalle von Humor mittheilte, weiß ich nicht mehr, erhielt aber zwei Tage darauf eine Antwort, welche eine lange Reihe von Briefen eröffnete und mir ein Frauenherz in seiner schönsten Pracht zeigte.

Die bemerkenswertheften derselben mögen jetzt folgen. Die darauf gegebenen Gegenschriften, sowie die mündlichen Austauschungen magst du, mein Leser, aus dem Fortschritte der Briefe selbst errathen. Da sind sie:

I.

Wenn ich den von Ihnen gestellten Termin, bis 15. November eine Antwort zu senden, nicht einhalte, verdiene ich weder den Vorwurf der Unpünktlichkeit, noch den der Saumseligkeit. Ich antworte gewöhnlich rasch und gerne; doch ließ ich die hinterlegten Offerten erst diesen Abend abholen. Bekanntlich enthält auch das Leben des Weisesten eine Episode der Thorheit. So dürfte auch ich einfaches Wesen für die von mir verübte Thorheit Entschuldigung finden.

Meine Annonce wurde übrigens, wie ich merke, zu wörtlich aufgefaßt. Ich suchte mehr Goethe's Herz, Gemüth und Charakter, als Goethe's Geist. Doch nehmen wir die Sache nicht abermals buchstäblich, sondern sprechen wir klar.

Sie dürfen ungenirt aus Ihrem Incognito heraustreten; denn Sie stehen einem ernsten Charakter gegenüber,

der zu schweigen und zu denken versteht und in dem Heiligthum des Herzens manche Geheimnisse vorurtheilslos und nachsichtig bewahrt. Ich habe bereits manch' edles Herz kennen und schätzen gelernt; doch hat ein seltsames Geschick mir Alles entrissen. Dies hat mich älter gemacht, als ich bin. Ich suchte Trost im Wissen; aber die Bücher sind zwar nicht stumm, doch herz- und theilnahmlos.

Deshalb legte ich vor drei Tagen ein hübsches englisches Buch verächtlich bei Seite und entschloß mich, fünf Minuten thöricht zu sein, wie manch' Andere. Daß ich aber heute Ihr Schreiben beantworte, ist noch nicht die Bürgschaft dafür, daß ich eine Correspondenz mit Ihnen fortsetze. Doch achte ich zu sehr jeden Geistesmenschen, um Ihre Worte ganz ignoriren zu dürfen.

Um mit Ihnen weitere Correspondenzen zu unterhalten, muß ich mit einem .der vor mir liegenden Unbekannten sagen: „Mehr Licht!" Halten Sie es der Mühe werth, mir etwas mehr Licht über sich selbst zu geben: Ob Sie mit edlem Geiste ein edles Herz, mit regem Verstande ein tiefes Gemüth verbinden, ob Sie guter Psychologe und tiefer Menschenkenner sind, ob Sie den Unterschied zwischen reiner, idealer Freundschaft, wie wir Geistesmenschen sie verstehen, und profaner Liebe kennen, so erbitte ich mir einige Zeilen unter: „Albert Liechtenstein Mariahilf post rest." Siebensterngasse.

Aeußerliche Verhältnisse haben nach meiner Idee bei unserer Correspondenz zwar nichts zu thun, doch wäre es vielleicht nicht überflüssig, zu bemerken, daß ich nie und nimmer Heirathscandidatin bin und dies selbst in dem

Falle, daß sich das Herz noch so gut zum Herzen fände, nicht sein dürfte. Ich kann nur reine, tiefe, wahre Freundschaft bieten und verlangen.

Mein Charakter ist vorwiegend energisch stolz, mein Benehmen kalt, gewöhnlich das Gegentheil vom Innern — doch wird das Roß zum Lamm, wenn man's zu bändigen weiß.

Zur Strafe dafür, daß Sie gar so rasch von mir Antwort forderten, erbitte auch ich mir eine solche bis Sonnabend Abend, wo ich sie abholen lassen werde.

Ich schrieb sehr flüchtig. Beurtheilen Sie hiernach nicht die Schreiberin.

II.

Es thut mir Leid, daß ich Sie mit meiner Antwort so in die Enge getrieben; da ich Ihnen jedoch heute meine richtige Adresse angebe, können Sie nach Belieben Zeit und Muse Ihre weitere Correspondenz einrichten. Oder sind Sie neugierig, Louise sehen zu wollen? In meiner Wohnung könnte ich Ihre Neugierde nicht befriedigen. Natürlich würde ich noch viel weniger die Ihrige betreten. Doch würde Ihnen sicher eine kleine Bewegung nichts schaden. Denn Dienstag und Mittwoch bin ich bis Abends 7 Uhr im Hause Mariahilferstraße 26. Wollen Sie mich um diese Stunde dort im Hausflur erwarten, so kann ich mich zwar nicht aufhalten, wohl aber Ihnen einige Minuten der Unterhaltung widmen. Vielleicht führt sie dann auch Ihr Weg meinen Weg. —

Herzlichen Dank für die Uebersendung Ihres letzten Aufsatzes, den ich mit großem Interesse gelesen!

Doch betrüben mich einige Stellen Ihres Briefes: „Ich habe der Welt längst finster verächtliche Blicke zugeworfen —“ was soll das im Munde eines frischen, seelenvollen Menschen, dem die Talente gegeben sind, der armen, seelenlosen Welt Seelenleben einzuhauchen. Beachten Sie doch freundlichst das Dichterwort:

„O laß Dir nie den schönen Glauben,
Daß alle Menschen gut sind, rauben!
Die Bösen halte nur für krank.“

Ich habe vielleicht alle Stufen innerer und äußerer Leiden durchgemacht, und hätte ich mich nicht stets dieses Wortes erinnert, wie wäre ich zu meiner Annonce gekommen? Wie hätte ich Sie kennen gelernt . . . Ich urtheile so:

Ich habe stets derart gelebt, daß ich mich achten muß; denn das Erste ist der Sieger in der Brust, und wenn ich gut bin und Achtung verdiene, so sagt mir die Bescheidenheit: „Andere sind gewiß noch besser.“

Es ist nicht Anmaßung, sondern tiefe Theilnahme, die mich so sprechen läßt. Ich werde in Ihrem Leben ewig ein Nichts bleiben, das vielleicht schon nach kurzer Zeit kaum noch in Ihrer Erinnerung lebt. Somit kann es mir, wenn Sie erlauben, nur vorübergehend gestattet sein, einen Blick in Ihr Inneres zu werfen. Das eigentliche Heimweh Ihrer Seele werde ich weder stillen können, noch dürfen. Aber ein freundliches Seelenasyl, wenn die kalten Tagespflichten Sie ermüdet haben, biete ich gerne

und hoffe, daß es in dem Sinne aufgenommen, als es geboten wird.

Es ist Mitternacht vorüber; denn ich begann diese Zeilen erst ½12 Uhr und will sie Ihnen zum freundlichen Morgengruß zusenden. Ich hoffe, daß Sie auf dieselben keine „finster verächtlichen Blicke" werfen, wenn Sie sie auch noch nicht mit jenem Interesse empfangen können, das erst verdient werden muß. Recht herzlich Gott befohlen!

Nachschrift. Wollen Sie wirklich übermorgen in die Mariahilferstraße kommen, werde ich als Erkennungszeichen Ihren heutigen Brief nebst der Zeitschrift in der Hand tragen.

III.

Soeben komme ich von der mit Ihnen verbrachten Stunde nach Hause. Wozu soll ich verhehlen, daß sie mir angenehm verflossen ist, was ich wohl schon durch mein Erstaunen über die vorgerückte Zeit bewies. Es ist jetzt still, ruhig und friedlich rings um mich, und die Begegnung mit Ihnen hat den Frieden des Herzens nicht gestört, sondern eher gehoben.

Aber warum hab' ich meinen Vorsatz, verschlossen zu bleiben, nicht aufrecht erhalten! Wohlan, so sollen Sie Alles wissen.

Ueberschreiten Sie im Geist die Schwelle meines Zimmers, und belauschen Sie die sanften Athemzüge, die dort Ihr Ohr vernimmt. Es sind nicht Louisens Athem-

züge, denn sie schreibt, und doch ist's Louisens Bild en miniature. Es ist ein kleiner, zehn Monate alter Ungar; denn ich bin seit 2½ Jahren — — verheirathet, aber so unglücklich verheirathet, daß mein beinahe zwanzig Jahre älterer Gemahl Eduard mich aus reinem Mitleid freigegeben und sich mit meinem Einverständniß und zu meiner größten Freude auf vernünftige Weise von mir getrennt hat. Er lebt jetzt viele Meilen von mir entfernt. Wir sehen uns nur selten.

Jetzt ist kein Geheimniß mehr in dieser Brust, das Bedeutung haben könnte, und es liegt in ihrer Hand, Louise schon in dieser Stunde ein ewiges Lebewohl zuzurufen, da dies Gehen doch früher oder später nothwendig sein wird. Eh' sie aber kalt, vielleicht verächtlich das Zimmer verlassen, drücken Sie noch einen segnenden Kuß auf die harmlosen Lippen des unschuldigen Kindes. Und dann empfangen Sie Dank, warmen Dank für die freundliche Theilnahme, die sie momentan einer Fremden gewidmet!

Im Uebrigen möge der Schleier edler Vergessenheit über das Ihnen Mitgetheilte fallen. Ich will es nicht weiter besprechen; denn das langweiligste Correspondenzthema ist für mich das des eigenen „Ich."

Wollen Sie aber weiter mit mir verkehren, so darf es Sie nicht stören, wenn ich zuweilen betrübt bin und sich mein Auge mit Thränen umfloren will.

„Thränen sind die besten Freunde,
Die das arme Herz in Leiden,
Wenn es von der Welt verlassen,
Treu und mitleidsvoll begleiten."

Dann gestatten Sie, daß ich mein Herz während der vielleicht nur kurzen Zeit unseres Bekanntseins, Trost suchend und findend, in Ihre Seele versenke und die Wahrheit des Wortes empfinde: „Eine schöne Seele finden, ist Gewinn."

Und wenn ich in noch trüberen Stunden sage:

„An einem treuen Herzen liegen,
Möcht' ich nur eine Stunde lang,
Um einen treuen Hals mich schmiegen
Mit meinem Wesen krank und bang,
An treuer Schulter eine Stunde
Ausströmen lassen meine Wunde —"

dann gelte die Bitte:

„Nenn' mich nicht schwach, sank auch die Sonne,
Warm bleibts noch lange tief im Thal."

Nun aber, nachdem ich Ihnen gegenüber so aufrichtig gewesen bin, kommt an Sie die Reihe. Gestehen Sie mir: Haben Sie nach unserer heutigen Begegnung nicht bereut, meine Annonce mit einer Offerte beantwortet zu haben?

IV.

Endlich konnte ich Dein Briefchen holen! — ich erwartete zwei und wollte mich auf der Post gar nicht vertreiben lassen. Dann ging ich etwas trübe fort, gleich dem Kinde, welchem man das kleine Stück statt dem erwünschten großen gab, und schließlich fühlte ich, daß ja jedes Wort aus der geliebten Hand meines süßen Arthur für mich unendlichen Werth hat — ich also auch mit diesem Briefchen reich, recht reich sei.

Gestern Abend war ich glücklich, Dich zu sehen, und doch auch wieder sehr traurig. Warum nahmst Du Cognac? Warum legtest Du einmal Dein süßes Köpfchen so nachdenkend bang zurück, als suchte es vergebens nach einem Ruheplätzchen? O daß ich es hätte an meine Brust ziehen und Dir zuflüstern können: „Hier ist Dein Platz!" Denn wie die reichen Flechten der Frau gern ruhen an harter Mannesbrust, so bedürfen auch die Seidenfäden des Mannes-haares ein weiches Kissen! Ich fürchtete, Du wolltest Trost im werthlosen Krystall des Glases suchen, weil die Welt so arm an Diamanten ist, deshalb warf ich Dir einen ernsten, forschenden Blick zu.

Deine Briefe sind mir stets von unendlichem Troste. Warum darf ich kein Gedichtchen mehr von Dir sehen? Du weißt, daß sie mich immer freuen, welches Thema sie auch behandeln mögen und sei es selbst eine Ode an Dein Hündchen. Du kennst ja die Sage von dem Vöglein, das da sang und sang und dem ein Einsiedler ein Jahrhundert lang gelauscht, in dem Glauben, er habe nur eine Stunde zugehört. Ja, Du mein süßes Vöglein, hast auch mich mit Deinem Liede bezaubern wollen, und es wäre wohl gelungen, wenn die alte Riesenthurmuhr des Lebens-schicksals nicht gar zu vulkanartig mit ihrem Kratergetöse die verhaßte Trennungsstunde verkündet hätte. Und doch — wozu hat ein gütiger Gott die Liebe zum Edlen, Erhabenen — das Sehnen nach Glück in meine Brust gelegt, wenn's nie, nie befriedigt sein, wozu das Streben nach der Sonne, wenn ich ewig im Staube liegen soll? Vielleicht finden wir uns dennoch einst — geläutert, ver-

edelt — vielleicht haben wir nur jetzt noch nicht die Quelle entdeckt, die dem Pari den Eintritt in den Himmel geöffnet. Hatte ich doch schon als Kind mit ihm so tiefes Mitleid, als ihn der Engel stets aus dem Paradiese wies.

Wage nur zu hoffen und zu träumen, „was Du ahnst, das täuscht Dich nimmer ganz.“ Wodurch sollte ich allein eine so schmerzliche Täuschung verschuldet haben? —

Behüt' Dich Gott! Fühle Dich nie allein! O wenn Du hättest gestern Abend in das Herz dringen können, Du hättest wohl gesehen, wer vereinsamter ist: Du oder Eduard.

V.

Was soll ich abermals schreiben? Daß ich mich stets am meisten nach Dir sehne, wenn ich Dich soeben gesehen — und daß ich nicht zufrieden mit Dir bin, weil Du das Röschen nicht suchst, das an Deinem Herzen blühen und duften soll. Möchtest Du mich endlich so ganz als Nebensache betrachten, als ein Kieselsteinchen, das zufällig auf den Pfad Deines Lebens hingestreut wird, an dem sich Dein Fuß nicht stoßen, Dein Auge nicht täuschen darf, als eine kleine Verbene, deren sich im Garten Deines Daseins hunderte finden, die Dich für den Augenblick erfreuen kann, bis die Pracht der Blumenkönigin all' Dein Augenmerk auf sich zieht.

Wenn uns beim Eintritt in ein Treibhaus die Schönheit einzelner Blüthen begeistert, dringen wir um so küh-

ner in's Innerste, indem wir uns sagen: „Dort muß Besseres sein.“ O, Du wärst nicht mein geliebtes, großes Herz, wenn mein armes kleines Herz im Stande wäre, das Deine auszufüllen!

Jawohl, Du bist einsam — aber Du wirst's nicht immer sein, wenn Du die Mühe nicht scheust, ein Dir würdiges Herz zu suchen. Bis Du's findest, bin ich Dein und liebe Dich und glaube an Dich und hoffe auf Dich. Freilich, ehe Du ein anderes Wesen an Dein Herz ziehest, ehe ein anderes an Deiner Brust seinen Himmel findet, ehe Deinen süßen Lippen ein anderes schwellendes Ruhekissen wird, will ich mich sättigen an Deinem Kusse, wärmen an Deinem Herzen; denn ganz selbstlos ist die Liebe nicht! Und dann will ich Dich nur abtreten als Bräutigam, als Mann; aber im gewissen Sinne stets das Recht der Erstgeburt behaupten — das heißt, Deine Schwester bleiben, die aus der Ferne Dein Glück bewacht und sich darüber freut!

Ich zweifle nicht, daß es für mich unendlich süß wäre, an Deiner geliebten Seite für immer zu leben, für all' Dein Behagen zu sorgen, für Dich zu schalten und zu walten; aber ich zweifle auch nicht, daß mancher Dorn hierbei uns verwunden würde. „Willst Du geliebt sein,“ sagt Stifter, „so bleibe stets in der Ferne.“ — Wir werden uns in der Ferne, die das Schicksal uns bestimmt, vielleicht dauernder und glühender lieben, als wenn wir vereint wären.

VI.

Nur einige Stunden sind mir zur Unterhaltung mit Dir gegönnt! Ich kam sehr erregt von Dir nach Hause, ganz anders wie sonst! Hatte vielleicht die sonst für Deine Liebe taube Louise endlich den beglückenden Schlag Deines Herzens gehört? — war endlich der süße Gedanke: Vielleicht ist's doch wahr, daß Arthur mich liebt, nicht gar so pfeilschnell wieder entflogen? Ich fühlte, daß alles gewaltthätige Verwahren und Hüten meines Herzens erfolglos gewesen und Arthur dennoch Eingang durch dessen Thüren gefunden. Diese Wahrnehmung hatte mich schlaflos gemacht; denn sie sagte, daß die bevorstehende Trennungsstunde für mich, die ich mich nicht zur Poesie Italiens flüchten, sondern bei der Prosa des Hauswesens bleiben muß, unendlich bitter sein wird. Freilich haben auch die kleinen Arbeiten der Familie ihre Poesie, wie dies nebst Schiller noch manch anderer Dichter bemerkt; aber diese Poesie kann nur die Liebe geben! — Nach langem Denken und Träumen kam ich wohl zum richtigsten Entschluß: Ich will jetzt bei der Liebe Lust mir Kraft für der Liebe kommendes Leid holen, und wenn ich Dich einst an der Seite eines Deiner würdigeren Wesens glücklich sehe und ich mir sagen muß: „Es wäre auch mir gelungen, ihn glücklich zu machen," will ich hinzufügen: „Er ist glücklich, gleichviel durch wen."

Jetzt aber, diese Tage noch, will ich nicht an Deiner Liebe darben, ihre Gluth soll mich sengen, versengen kann sie mich nicht.

Erfreue mich mit ein paar lieben Zeilen und mache mich meinethalben zur Zielscheibe Deiner Poesie, nur für dies eine versprochene Gedicht gebe ich Dir das Wort zurück.

O, daß ich doch endlich von der Barke eines Lebens sagen könnte: „Sie zieht im tiefsten Frieden durch das wilde Meer, als ob rings hinieden nichts als Frieden wär!"

VII.

Wohl hätte ich Zeit, Dir zu schreiben, aber ich fürchte, Du möchtest einst meine Briefe Deinem Gretchen oder wie Deine künftige Liebe heißen möge, zeigen. Aber einen Kuß muß ich Dir doch geben und Dir sagen, wie sehr ich heute Nacht des Windes wegen in Angst um Dich war.

Ich sah mein süßes Mäuslein schon vom Winde in alle Regionen getragen, seine lieben Aeuglein voll des Sandes, den ich nicht wegküssen konnte — und zuletzt sah ich gar noch einen Kuß — den er Dir von fernen Lippen mit der ihm eigenen Eile überbrachte. Damit Du solchen Gefahren nimmer begegnest, erwarte ich Dich morgen, Freitag Abend, gegen 7 Uhr in meinem stillen Heim.

VIII.

Nein, Du sollst nicht um ein Briefchen bitten. Deine Louise giebt dies ja so gerne — ist so glücklich in der schriftlichen Unterhaltung mit Dir! Kann sie auch nicht am frühen Morgen an Dein Bettchen schleichen, Deine

süßen Athemzüge belauschen, sich satt küssen an Deinen geschlossenen Lidern — darf sie nicht das losgetrennte Knöpfchen Deines Kragens festnähen — nicht in treuer, inniger Liebe für Dich sorgen und so die Prosa des Lebens mit der Weihe der Liebespoesie umkleiden — in einem Briefchen wenigstens will sie Dir zum beginnenden Tage aus ganzer Herzensfülle zurufen: „God bless you, my beloved!"

Heute Nacht will ich mir einmal recht ernstlich vornehmen, von Dir, meinem lieben, einzigen Arthur, zu träumen — vielleicht gelingt es einmal — aber dann, weh' Dir! Dann bekommst Du keinen ruhigen Kuß mehr wie gewöhnlich, dann küß' ich Dich voraus für alle Ewigkeit und nach für alle Vergangenheit. Da schließe ich Dich an's Herz, als wäre ich die schauerliche Eisenbraut, deren glühenden Armen man nimmer entrinnt. O, es kann ja so nur im Traum sein!

Morgen sind's 8 Tage, seitdem Du mir dies arme, öde Zimmer auf ein Viertelstündchen zur Kapelle geweiht, und doch konntest Du in dieser Woche, wo Dich jeder Tag meinem Herzen womöglich noch näher brachte, düstere Gedanken Dein liebes Hirn durchkreuzen lassen, konntest das lächerliche Wort über Deine Lippen bringen: „Louise liebt mich nicht mehr," konntest von Eifersucht scherzen, konntest mein trotzig Mäuschen sein, konntest die arme Louise ohne ein einzig tröstendes Liebeswort vorgestern entlassen, konntest zu stolz sein, um umzukehren, Dein albern Kind an's treue Herz zu schließen und die bittere Welt mit den Worten zum Himmel umzuschaffen: „Geh' nicht trostlos; Du hast ja Deinen Arthur!"

Du böses Herzchen, wie gerne würde ich Dir zur Strafe dafür eine ganze Woche keinen Kuß mehr geben, wenn mir selbst diese Strafe nicht zu bitter wäre. Ach Du weißt's ja nur zu gut, mein kleiner, goldner Schelm, daß Du das Leben meines Lebens bist, dem zu zürnen ich mich selbst meiner Sonne berauben und so selbst am unglücklichsten machen würde! Die wahrsagende Dame, welche Du immer scherzweise erwähnst, wird zwar niemals in Louise Deine Frau, wohl aber Dein treuestes, anhänglichstes ganz in Dir schlagendes Herz sehen.

Sende auch mir ein theures Briefchen, und liebe Deine Louise so innig, wie sie Dich liebt, dann ist sie gewiß recht glücklich!

IX.

Gut war's, daß Du mich heut Abend nicht abgeholt; denn mein ödes Wesen muß Dich nur betrüben. Was soll ich machen? Meiner Pflicht leben, der strengen, starren Pflicht oder — Dich verlassen, Dich fliehen! Ich sage dies nur, damit Du, mein einzig süßes Herz, siehst, daß mir's nicht am Vertrauen zu Dir fehlt, hauptsächlich nicht in Seelen- und Herzensangelegenheiten. — Sage mir nicht mehr, daß ich Dich betrübe, daß Du leidest meinetwegen. Frage mich nicht mehr: „Was that ich Dir?" unsäglich viel des Guten, was Gott Dir lohnen möge! Ehre den Schmerz, und ehre das Schicksal — aber versuche nicht, beides zu lindern. Und vor allem, bemitleide mich nicht. Ich acceptire Hohn, Alles, nur Mitleid nicht!

Warum die Blume bemitleiden, wenn sie abgeblüht ist? Warum den Baum betrauern, wenn seine Blätter verwelkt sind? Wohl dem, der auf ein Jenseits hofft! „Wer aber nicht hofft," sagte kürzlich der Prediger, „nehme sein letztes Geld und kaufe ein Stück Holz und zimmere sich einen Sarg." Wer aber auch das nicht darf, weil er leben muß, leben für Andere — was soll er thun?

Hole mich ab, wenn Dir's gefällt. Mich hat jene taube Gleichgiltigkeit befallen, die mir einst eine Lehrerin als das Schrecklichste prophezeite, vielleicht giebt sie einst Stoff zu einem Kapitel eines Deiner Romane.

Sei Du meiner warmen, innigen Liebe für immer versichert, armer Arthur. Ich glaube fast, daß auch Du zu keinem Glück ausersehen, weil Du mit Louise zusammengetroffen bist. War doch noch Niemand glücklich, dem ich nahe gestanden. Weshalb mußtest Du Deinen Blick auf eine schon geknickte Pflanze werfen? Wende ihn ab, es kommt Dir sonst, fürchte ich, kein Segen. Man sagt, es giebt Kinder, die oft, ohne zu wissen warum, eine Person leidenschaftlich lieben, und das sei stets ein Zeichen, daß selbige eines unnatürlichen Todes sterben. Mir scheint, wer von mir geliebt wird, lebt auch kein ganz natürliches Leben. Und doch möchte ich Dir gegenüber sagen: „Und dennoch mußt Du glücklich werden, denn Dein schönes, edles Herz verdient es." Leide nicht um mich, mein süßer Arthur; Louise kommt doch scheinbar froh durch die Welt, und Niemand soll ahnen, daß sie leidet; Du aber sollst mir des Gärtners letzte Rose — des Schiffers letzter Stern — des Herzen letzte Hoffnung sein.

X.

Heute muß ich rasch meinem lieben Arthur ein paar Zeilen senden. Aber was soll ich schreiben? Is not the language of love the language of continual repetition? Ueberdies werde ich Dich ja wahrscheinlich heut' Abend sehen; hoffentlich aber nicht im Theater! Dort ist's ja nur den Schauspielern erlaubt, Liebeshunger zu erregen.

Komm', setze Dich an meinen Tisch und schreibe Deine Aufsätze, während ich für den kleinen Eugen arbeite! Es ist so still im Zimmer. Nichts wird Deine Feder stören, es müßte denn ein sanfter Kuß auf Deine Stirn sein! Oder nimm ein Buch und lies, während ich Dir Heine's Worte zuflüstere:

Leg' an mein Herz Dein Köpfchen
Und fürchte Dich nicht so sehr!

und wenn Du einschlummerst, die Worte Diepenbrok's:

Haltet die Zweige, sänftigt den Wind,
Denn sehet, o sehet, es schlummert mein Kind!"

Doch, es scheint, wir leben beide einer Phantasien-Welt, und die Wirklichkeit ist klüger, als wir; denn sie vergißt nie, uns aus dem Traum zu wecken. So muß auch ich jetzt an meine Tagespflichten, denen nur die Hoffnung, daß ein süßer Kuß Arthur's der schönste Lohn dafür wird, das Reizlose nimmt. Freust Du Dich wiederzusehen

Deine

Louise?

XI.

Keine schönen Gedanken, die Du benutzen kannst, will ich Dir zusenden; die gehören in den Kramladen des Geistes. In's Herz des Freundes gehört nur mein schlichtes Herz mit all' seinen guten und falschen Accorden. Er muß dies wilde Naturinstrument bemeistern und demselben sanfte Töne tiefsinniger Seelenharmonie entlocken. Es ist so traut in meinem Zimmer, komme lege Dein Köpfchen in meinen Schooß und wenn Du dort einschläfst, träumt Dir vielleicht, wie in goldenen Kinderzeiten, von der Fee, die, statt Dir Spielsachen zu bringen, Dich selbst zu ihrem Spielzeug macht und auf Deine Lippen so viele Küsse drückt, als Du Athemzüge schöpfst. Dann wird sie plötzlich zum winzigen Glühwürmchen, das sich ins Moos Deines Bartes birgt, damit es dort, von Allen ungesehen, nicht zum Irrlicht werde.

Dann hört sie als süße Zephyrs-Musik so manches Wort, das Du ihr zuflüsterst, und weiß nicht, kommt's von der Eiche, die bald ein anderer Epheu umschlingt oder von der Trauerweide, die das Grab unserer Freundschaft beschattet. Wie dem immer sein mag, genießt sie wenigstens des Augenblicks und denkt noch nicht an die trübe, pfeilschnell nahende Zukunft! Aber, 's ist bereits Mitternacht! Deshalb noch einen innigen Kuß, mit dem Du süß schlummern mögest, bis der Kuß der Tagespflicht Dich weckt.

XII.

Ich habe Dich gekränkt, mein süßer Arthur, Deiner edlen, treuen Liebe mit Undank begegnet. Gieb Deine süßen Lippen her und „grolle nicht.“ Du kennst die Leiden nicht, die ich durchgekämpft, weißt nicht, wie die Welt mich behandelt, täuscht, verfolgt, mißversteht, sonst wüßtest Du, wie schwer es ist, zu hoffen und zu vertrauen.

Und wenn ich fürchte, daß Du mir verloren gehst, geschieht's ja nur aus Liebe. Ach es wäre mir zu viel, auch noch die letzte Hoffnung auf ein Menschenherz zertrümmert zu sehen. Du sagtest, man könnte heute nicht mit mir reden — das hat doch nur Dein Mund gesprochen; denn Dein Herz hat ja mit meinem Herzen geredet, und beide haben sich auch heute verstanden! Meinst Du nicht? — Ueberdies ahnst Du gar nicht, wie süß Dir Dein Schmollen steht. Fast möchte ich suchen, es herbeizuführen. Da drängt mich's erst recht, mit Allgewalt Dich zu umarmen und zu küssen. Ist ja Dein Auge noch viel göttlicher, wenn's ernst, wenn's düster blickt.

Komme nun, mein guter Arthur, und grolle noch, wenn Du kannst — und entziehe Dich den innigen Küssen

Deiner

Dich nie mehr kränkenden

Louise.

XIII.

Es war eine namenlos bittere Stunde tiefer Einsamkeit, in der ich das todte Buch hinwarf und sprach:

„Du kannst mir nicht genügen, vielleicht giebt's noch ein Herz, noch eine Seele hienieden, die mein Heimweh versteht, theilt und lindert!"

Und dennoch war ich damals glücklich, unendlich glücklich, verglichen mit heute. Wollte Gott, es schwebt wenigstens die Ironie der Täuschung auf meinen Lippen.

„Stunden giebt es in dem Leben,
Wo den tiefgesunkenen Muth
Nur allein kann froh beleben
Eine stille Thränenfluth."

Ich weiß nicht, war's Ahnung, daß ich zu Dir stets mit so furchtbarem Bangen aufsah — o geh nicht unter, Du letzter, letzter Stern des Schiffers — o welke nicht, Du letzte Rose des Gärtners — o stirb nicht, Du letzte Hoffnung des Herzens!

Doch, vielleicht ist's gut, daß es so bald vorüber. Jetzt ekelt mich vor dem Tageblatt und dem lächerlichen Rettungsruf, den manch' schiffbrüchiges Herz durch dasselbe in die Welt schleudert, jetzt existirt die Welt nicht mehr für mich und ich nicht mehr für sie. Jetzt begreife ich, daß es Klöster giebt und sage: „Wohl denen, die sich dort dem Anblick der Welt entziehen können." Wenn jetzt ein Seraph vom Himmel stiege, Millionen Engelszungen mich grüßten — mich umgarnt nichts mehr! Wie wenig ahnte ich heute Nachmittag, daß mein Gedanke an den Tod des Herzens sich so bald realisiren sollte!

Doch, „ich fühl's mit Schmerz und will nicht klagen, längst bin ich auch der Klage satt." Nimm tiefen, innigen Dank für die kurzen Momente des Glückes, die Du mir

gegeben und ein tiefinnig Lebewohl; Und damit begrabe das treueste Herz, das Dir geschlagen, das Dich nie vergessen wird!

O wie öde, wie kalt ist dies Zimmer mit Allem, das mir vor Kurzem noch so lieb war. Dich sollte dieser Divan zur Ruhe laden, Dich dieser Tisch zum Schreiben mahnen, Dich die Sonne grüßen, die zum Fenster hereinlacht.

Jetzt aber geh' fort, Sonne, leuchte nicht in den dunklen Kerker, in das düstere Grab!

Glaube nicht, daß ich lange trauern, lange weinen werde. Es ist vielleicht die letzte Thräne, die auf dies Papier fällt. Heute aber laß mich weinen, weinen meiner Thränen herbste, und spotte in keinem Deiner Bücher dieser Thränen! Und damit sei geküßt zum Lebewohl; Louisen's Arme waren nicht werth, Dein schlummernd Köpfchen zu umfassen, und Dein Athem durfte ihre Seele nicht beglücken. Ich sehe neidlos und segnend auf Die, denen es vergönnt ist!

XIV.

Nun denn, über alles Mißverstehen den Sonnenschein der Versöhnung! Ich danke Gott aus tiefstem Herzen, daß er mir Dich, mein Augapfel, wieder geschenkt. So erscheint mir wieder die ganze Welt voll Pracht und Frühling, und mir ist's, als gäbe es gar keine Gräber, keine Thränen, keine Abschiedsworte. Behüt' Dich Gott, mein Lieb! Morgen frohes Wiedersehen!

XV.

Eine trübe Nachricht: Eduard ist zurück, und wir dürfen uns nicht sehen. Zudem wird er längere Zeit hier bleiben. Schreibe mir deshalb ein Briefchen. Aber es muß lang sein und mir viel erzählen von dem stillen innersten Herzensleben meines verlorenen Brüderchens, von seinem Hoffen und Wünschen, Sehnen und Lieben, von dem Thun und Treiben gegenüber der Welt im Allgemeinen und seiner Herzenswelt im Besonderen.

Bereuest Du jetzt, wo diese schmerzliche Trennung uns getroffen, meine seltsame Annonce beantwortet zu haben? Ich bereue nichts, wenn es auch scheint, als müßte ich sagen:

„Und mir ist nichts aus jener Zeit geblieben,
Als nur Dein Bild, mein Leiden und mein Lieben."

Denn in der Liebe ist das Leiden süß.

Eduard fragte mich gestern gar oft:

„Wohin denkst Du, Louise?"

„Ach, nirgend hin," sagte der Mund, während das Herz die Thränen blutete, welche das Auge nicht weinen durfte!

Doch finde ich mich so gut als möglich in mein neues Leben und meine sterilen Pflichten. Der Schmerz muß sich beugen, kann aber doch nicht heilen.

Ach, ich weiß zu wohl, welch' Kleinod ich in Deinem Herzen, welch' köstliches Juwel ich in Deiner Liebe besessen habe. Dank, innigen Dank für dies so unverdiente Geschenk!

Glaube mir, ich liebe Dich so sehr, daß ich das Wesen lieben und küssen würde, daß Dich glücklich machen darf, daß ich um Deinetwillen jedem edlen Mädchen das Glück, Dein Herz und Dein Wesen „sein" nennen zu dürfen, mit Freude gönnen würde.

Sonderbar, schon mit zehn Jahren merkte ich mir aus Oscar Redwitz' „Philippine Welser" am Besten die Zeile:

„Fahr wohl, mein Traum, ich opfre Dich dem Freunde —"

und fühlte so lebhaft in mir, daß ich nur als Opfer für das Glück Anderer geschaffen sei.

Ach, es giebt Herzen, für welche die weite, große Welt keine Heimath und Seelen, für welche sie kein Glück hat!

Nicht wahr, Du vergissest und vergiebst, womit ich Dich je betrübt habe. Es war nur der neckische Mund oder die übermüthige Feder, nicht das mit Dir vereinte, in Dir selige Herz, was damals sprach.

Sonnabend gehe ich jedenfalls mit Eduard in die Sophiensäle. Es würde mich unendlich freuen, Dich dort zu sehen. Aber es wäre ein zu gewagtes Spiel, wenn Du Dich vorstellen und an unserm Tische Platz nehmen wolltest.

XVI.

So wäre denn ein Zusammentreffen ermöglicht worden, aber unter welchen Opfern! Als Dich der Wagen, dem ich nachsah, nachhorchte, bis ich nichts mehr sah und

hörte, forttrug, war mir's, als habe ich eine ganze Welt beſeſſen und verloren.

Ich werde Dir täglich ſchreiben, wenn auch nur ein paar Zeilen, Du mein einzig ſüßer Bruder; denn das biſt Du jetzt, und das mußt Du ewig bleiben.

Ach, und nun theilſt Du mir mit, daß Du fort nach dem fernen Italien gehen willſt. O bleib' hier, mein Arthur, mein einziger Stern, mein einziger Troſt in meinen düſteren Pflichten. Und ſchicke mir all' Deine Arbeiten, wenn auch mit Bleiſtift geſchrieben, wenn auch noch ſo unleſerlich.

Als ich mich geſtern Abend zu Eduard ſetzen mußte — er war von der Reiſe müde und ſagte: „Leg' Deine Stirn an meine Stirn, ich hab' ſie ſo lange entbehrt" — da fiel meine Thräne auf ſeine Wangen. Sie galt dem Gedanken: „O, wär' es Arthur's Stirn!"

Später fragte ich ihn ſcherzend: „Was würdeſt Du thun, wenn ich auf ewig mit dem Kinde verſchwände?"

Er gab die entſetzlichſte Antwort.

Doch verlieren wir nicht die Hoffnung auf Glück. Nur gehe nicht fort, oder gehe nur auf einige Zeit und komme wieder, und gehe nicht gleich.

Einen Winkel Deines Herzens will ich ewig als mein Eigenthum betrachten und ſei er noch ſo klein.

XVII.

Ich fühle, wie mein Herz dem Deinen jetzt noch viel näher iſt, als vor Eduard's Ankunft, und Dir täglich

wenigstens einen Kuß zuzusenden, ist mir dringendere Bedürfniß, als physische Nahrung.

Der Gedanke: „Vielleicht liebt mich mein süßer Arthur doch," fliegt nicht mehr mit Schmetterlingsschwingen durch meine mißtrauische Seele; er möchte bald dort im behaglichen Nestchen sich ruhig niederlassen. Ja — aber woher Ruhe nehmen? Wenn dieser Gedanke sein Asyl im Herzen aufschlägt, so zündet er auch dort sein Feuer an, und dann heißt es nicht: „Wohlthätig," sondern „schrecklich" ist des Feuers Macht."

Ja, „ich bin Dein auf immerdar." Dein als Freundin, Dein als Schwester, Dein in wärmster Theilnahme, in innigster Liebe. Es kann Dein Herz nicht verwundet werden, ohne daß das meine blutet, Dein Auge sich nicht trüben, ohne daß sich das meine umflort. Unsere Seelen-Welt kann Niemand beunruhigen, unsere Herzen dürfen ja im innigsten Kusse sich verzehren. Doch halt, ich bin schon bald stürmischer als Du; das geht denn doch nicht. Doch was fragt die Liebe darnach!

XVIII.

Ich bin so furchtbar müde und erschöpft, und doch drängt mich's, Dir einmal wieder schriftlich zu sagen, was die Lippen stets verschweigen. Du edles Herz, verdienst ja, daß ich den Stolz, der sonst meine einzige Stütze ist, über Bord werfe und Dir aus tiefstem Herzen für Deine treue, edle Liebe danke, daß ich Dir sage, wie ich im Bewußt-

sein Deiner Liebe allein noch Kraft und Muth zum Weiterleben finde und daß mit ihr mein Leben zu Ende wäre.

Jetzt verstehe ich jenes Wort, das ich einst in einem Roman gelesen: „Ich beschwöre Dich, zerstöre nie die Illusion, die Du in meiner Seele hervorgerufen." Wenn mir's erlaubt wäre, so würde ich mit aller Inbrunst der Seele dasselbe von Dir erflehen. So aber sehe ich resolut in die Zukunft und harre des Augenblickes, wo mit dem Glauben an Dich meine ganze Lebensillusion in's Meer sinkt. Ja, ich möchte wie Jesus zu den Jüngern sagen: „Mit Sehnsucht habe ich verlangt, mit Euch das Osterlamm zu essen," d. h. längst die Stunde der höchsten, aber letzten Leiden herbeigesehnt.

Mir fallen die Augen zu, und die Müdigkeit überwältigt mich, weil der Schlag Deines edlen, guten Herzens mir heute kein Stärkungsmittel bietet!

Sei also geküßt so oft, als Dein Herzchen klopft.

XIX.

Eduard, der sah, wie mein Herz krankte, ist abgereist, um, wie er sagte, nun nicht wieder zu kehren. Ach, warum kann ich ihn nicht lieben, den Armen! Weshalb kann das Herz nicht zur Liebe gezwungen werden, damit ich ihn glücklich gemacht hätte. Und warum hat mich die Liebe zu Dir mit einer solch' dämonischen Macht erfaßt, daß ich ihr erliegen muß. Arthur, mein Geliebter, mein Leben, mein Engel, mein Gott, was soll daraus werden! Licht, Licht oder ich erliege!

XX.

Wenn Du von der Geburtstagsfeier in fremder Familie heute Abend nach Hause kommst, soll nicht in Dein Herz das Gefühl banger Einsamkeit schleichen, kein trübes Wort über Deine Lippen ziehen.

„Und ist die Haide weit und breit
Um unser Haus nun eingeschneit,
Ich leg' im Stübchen, traut und warm,
Um Liebchens Haupt den stillen Arm."

Du bist sonach nicht einsam, Louise ist bei Dir. Zieh' sie im Geiste an Deine Brust und lausche dem Flimmern der Lichtlein, die auf dem Altar des Herzens Deine Liebe angezündet, und laß' Dir's weich und wohl und süß und traut zu Muthe werden, als ob Du noch ein Kindlein wärest im frohen, munteren Heim.

Denke an morgen, wo wir wieder zusammentreffen und der ganzen Welt trotzen und sie vergessen werden.

„Nur eine stille Stunde
Zu flüchten Dich zu mir,
Gewiß der seligen Kunde,
Daß ganz ich bin bei Dir,
Wo Du zum süßen Bunde
Mir neu die Treue schwörst,
Nur eine stille Stunde,
Wo Du mir ganz gehörst."

Aber ach, bis morgen sind noch 24 Stunden. Heute wollt' ich Dir wenigstens einen Kuß schicken, der bis in die Seele dringt, daß das Echo desselben bis zu der meinigen zurückhallt.

XXI.

Für Deinen lieben mich besänftigenden Brief meinen Dank! Aber wie viel Bitteres enthielt er zwischen den Zeilen! Du willst fort, fort nach dem sonnigen Italien und ich soll allein bleiben. Gott Lob, daß es so gekommen! Nur so wird mein krankes Herz gesunden, werde ich die verlorene Ruhe wiederfinden. Ich weiß kaum noch, was ich thue. Wie sich aber auch mein Leben gestalten mag, die Erinnerung an Deine Liebe wird mir über alles Ungemach, was mir die Erde bietet, hinweghelfen.

XXII.

Gestern hatte ich schon einen Brief an Dich geschrieben, als mir das Wort einfiel:

„Bald ist ein böses Wort gesagt,
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der Andere aber geht und klagt."

Deshalb schickte ich ihn nicht fort. Heute kann ich Dir wirklich nur ein paar Zeilen zusenden. Sie treffen Dich an der Schwelle des Jahres, das Du im schönen Italien beschließen willst.

Neujahrswünsche für Dich wären langweilig, und doch, für wen soll ich Wünsche hegen, wenn nicht für meinen süßen, bösen Arthur! Mögen Deine Clubfreunde und deren verlässige Treue Dich recht glücklich machen und Italien Deinem Herzen volle Befriedigung bieten! Mögen

das schwärmerische Venedig, das heilige Rom, das stolze Neapel bald Ersatz für Louise bringen! Mögest Du aber bei der glühenden Sonne des Südens Dich noch manchmal des fahlen, nördlichen Polarsterns erinnern.

XXIII.

Du bist fort, weit, weit fort. Ich bin allein in dem mächtigen Getriebe der großen Weltstadt.

Indem ich den dunklen Kerker betrachte, in den sich mein Zimmer plötzlich verwandelt, fällt mir jener Moment aus einer Dichtung von Redwitz ein, wo der große Kanzler mit namenlosem Schmerz bei seinem Erwachen entdeckt, daß man aus seinem Gefängniß außer den Büchern auch das Schreibzeug fortgenommen habe. Ich freue mich, daß in meinem Gefängniß noch Tinte und Feder sind, die mir den Trost des Schreibens ermöglichen. O, wie sie unstät sind, diese armen Gedanken! Sie sind im diesem Momente schon wieder im Institute, wo der Jesuit uns Exercitien hält und seinen Vortrag nach einer halben Stunde schließt, damit die zweite halbe Stunde dem Nachdenken über seine Worte geweiht werden kann. Ich erinnere mich, wie nothwendig und wie wünschenswerth mir stets diese zweite halbe Stunde schien; denn das Nachdenken über das Gehörte war mir zum Bedürfniß geworden. Diese halbe Stunde des Nachdenkens, im Leben der Liebe die Trennungszeit, hat mir bis jetzt gefehlt, und würde der Schmerz des Herzens es nicht gar zu grell wider-

sprechen, würde ich sagen: „Ich freue mich, daß sie nun gekommen."

Jetzt erst, beim stillen Nachdenken, sehe ich in den Zeichen Deiner Liebe, die Du mir bis jetzt gegeben und die mir, so lange Du hier warst, so natürlich, so selbstverständlich schienen, mit einiger Dankbarkeit lebendige Beweise für sie. Ich denke an all' die lieben Plätzchen, wo Du mich stets erwartet, und wo ich mit Sehnsucht nach dem Lächeln Deiner süßen Augen gespäht, an die unzähligen Schritte, die Deine edle Liebe bei jedem Wetter, trotz allem Wintergrollen zu mir gemacht!

Der arme Winter, er hat gewiß aus Neid gegrollt; er hätte gern einen Kuß von der Frühlings-Sonne gehabt, die ihn nimmer lieben will, ihn ewig fliehen muß!

In solchen Momenten des Nachdenkens kommt mir bei den herrlichen Worten: „Luft und Wolke darf entfliehen, über Erd' und Himmel eilen, ich — muß langsam weiter ziehen," nicht einmal eine Thräne in mein Auge; denn ich fühle, daß die süßen, oft so heftigen Schläge Deines Herzens doch vielleicht das Echo wahrer Liebe waren! — Der Himmel blaut so schön — Du begrüßest Venedig, und ich freue mich mit Dir seiner Schönheit und traure nicht darüber, daß das Entzücken, das Dich bei diesem Anblick ergreift, die Trauer erstickt, die Dich vielleicht doch bei dem Gedanken an die zurückgelassene Louise beschleicht. Auch ich will fortgehen — fortgehen, wohin der Weg mich führt — auch in der Einsamkeit liegt viel Erhabenes und draußen heißt's:

„Die Seele hebt den Fittig freier,
Und mit der Lerche steigt sie auf.
Ich möcht' an's Herz den Himmel pressen,
Die Blumen küssen, die ich pflück' —
O eine Stunde Schmerz vergessen
Ist schon ein unermeßlich Glück!"

O, und wie viele Stunden seliger Schmerzvergessenheit hast Du, mein liebes Herz, mir gewährt! Doch ich darf nicht an Dich denken; denn vielleicht fühlt man schon aus diesen Zeilen die Gewalt, mit der ich mein Sehnen nach Dir unterdrücke, mit der ich mich meiner Einsamkeit freue und nicht um Dich trauere.

XXIV.

In welch' fürchterlicher Unruhe ich die letzten Tage, nachdem Du nach Italien gereist bist, verlebt habe, vermag ich kaum mitzutheilen. Der Schmerz nahm zu, und das Herz schwoll. Mein Interesse für die jetzt in Wien in Scene gehenden Festlichkeiten war vorbei. Ich dachte, wie sehr das Gedicht:

„Es hat der kalte, todtbleiche Tag
Meine Liebe von dannen getragen;
Ich sah noch lange traurig nach
Dem verschneiten Leichenwagen —"

für mich geschrieben war.

Ich wollte fort von Wien und, selbst wenn Deine Worte alle nur Täuschungen waren, diese Pfade nimmer sehen, wo jedes mir eines derselben wiederhalle. Dann dachte ich, bleib', bleib' mit Deiner Wunde, denn sie ist

schauerig süß. — Spät kam ich heim, starrte hinaus in die Nacht, und beängstigend schrie es in meinem Herzen auf: „So soll ich fortleben!“ Ich erwog, wie die Welt dennoch ihren Lauf verfolge und forschte, wodurch ich solch' schauerlichen Herzens- und Geistestod verdient habe und weshalb gerade Deine Hand ihn mir geben mußte. Was that ich Dir, Du, mein süßer Arthur, daß Du mir solch bittres Leid zugefügt? Warum lohntest Du mein kindliches Vertrauen mit so entsetzlicher Täuschung? Und ich muß Dich dennoch ewig lieben und kann Dich nicht hassen. „O sage, wie lös' ich den bitteren Streit?“ Und warum trenntest Du Dich von mir? Nur die Ursache will ich wissen. Fehlt mir's an Herz und Geist? O, die Welt ist arm an beiden!

An Schönheit? Wie lange gefällt Schönheit ohne Geist? Und Geist und Schönheit, wie selten sind sie vereint! Oder fehlt Dir's an Liebe? O warum, warum hast Du sie denn trotz all' meiner Bitten um Wahrheit fälschlich gezeigt. O, nur die Wahrheit kann uns frei und glücklich machen! — —

Als ich neulich Abends die Felder entlang ging, gedachte ich des Wortes:

„Wohl bin auch ich hinausgegangen,
Dem Bettler gleich durch Wald und Feld,
Und hätte gern mein Theil empfangen
An all' dem Glück der reichen Welt.“

Ach, möchtest Du nie, nie den Schmerz empfinden, der auf mir lastet.

XXV.

Heute Abend hat wieder die Erinnerung mit ihrer ganzen Macht auf mich eingestürmt. Ich dachte daran, wie ich Dir Träger's Gedicht: „Die Julinacht" erzählte: „Ein Stern herab vom Himmel fiel" — und lenkte die Gedanken auf jene Stunde, wo auch meines Glückes Stern vom Himmel fallen werde. Aber so nahe hielt ich sie nicht! — Sonntag ging ich auf die Burghöhe, wo wir am Sylvesterabend standen. Damals waren die Bäume schneebedeckt und kahl, für sie war Winter, für mich Frühling. Jetzt sind sie in Blüthen und feiern den Lenz, und ich ersterbe in ewigem Winter. O, daß das Volkslied so traurig wahr sagt:

„Die Rosen, die blüh'n ja so frisch alle Jahr',
Der Mensch blüht nur einmal, und nachher ist's gar."

Vorgestern und gestern hatte ich mich ein wenig betäubt, so daß ich den Schmerz gleich einer Chloroformirten blos im Traume fühlte. Abends ging ich in die Währinger Kirche, an den Plätzen nahe der Elisabethbrücke vorüber, wo wir so oft mitsammen gewandelt, und die Wunde blutete auf's Neue. Im Nachhausegehen wollte ich nicht das Gleiche empfinden. Ich hatte ein werthloses Buch in der Tasche und las, um mich zu zerstreuen, auf der Straße vor den Leuten. Sie mochten mich wohl für ein Romangänschen halten — einerlei! Hatte ich auf offener Straße Lügen angehört und falsche Lippen geküßt, konnte ich auch Lügen lesen und mich mit cynischer Ironie an den be-

glückenden falschen Küssen ergötzen, von denen das Buch erzählte.

Heute Nacht träumte ich, Du seiest plötzlich wieder hier, und all' mein Glück sei von Neuem erblüht.

XXVI.

Eine Freude hat mir Dein heutiger Brief, der mich so namenlos traurig stimmte, doch gebracht: Die süße Möglichkeit, Dir schreiben und so die einsamen Abende wieder mit Dir zubringen zu können. Vorgestern Abend traf ich zufällig Eduard. Er sah mich so furchtbar trauern um Dich, daß er selbst Mitleid und Theilnahme hatte und sagte: „Wenn Arthur Dich getäuscht hat und so Dein Leben gebrochen ist, dann komme zu mir als kranke Schwester. Wir ziehen weit weg, und ich werde Deine Wunde pflegen, daß sie bald heilt."

Ich antwortete nicht, aber heute Nachmittag faßte ich folgenden Vorsatz: „Entweder Dein oder todt für die Welt." Wenn ich Dein Herz verloren habe, ist mir's ganz gleich, wer mich umgiebt. Alle sind dann Skelette für mich, mögen sie nun heißen, wie sie wollen. Doch muß ich umgehend Entscheidung haben, ob ich Dein oder Dir ganz fremd sein soll.

Da fällt mir ein schöner Aufsatz, den ich vor einigen Tagen gelesen, ein: „Ein Fest im Irrenhause." Der Anstaltsdirector hatte für seine armen Pflegbefohlenen gelegentlich der Pflanzung einer Eiche ein Fest arrangirt und dazu in einer recht lieben Rede erwähnt, daß man an

anderen Orten wohl Monumente von Stein setze, hier aber an der Stätte der Vergänglichkeit, Hinfälligkeit und Trauer zieme sich kein solches Denkmal. — Aus der Ferne, hieß es, sahen verwirrt und betroffen die bemitleidenswerthen Kranken dem ihnen unerklärlichen Treiben zu, und dann ertönte ein Gesang. Es waren nicht frohe Lieder, die aus den Kehlen drangen. Es waren die unter den Bäumen des Gartens melancholisch verklingenden Töne des Gesangvereins der Wahnsinnigen.

Am Morgen. Letzte Nacht schlief ich mit namenlosem Sehnen nach Dir ein und konnte den Gedanken, Dich, mein Leben, nimmer zu sehen, gar nicht fassen. Ich erwachte mit noch heftigerem Schmerze, aber mit Muth. Ich sah' im Geiste all' die süßen Plätzchen, wo wir mitsamen glücklich waren, hörte all' Deine süßen, mich berauschenden Worte. Ach, es sind wohl die herbsten Stunden, für die es niemals Balsam geben wird, welche ich jetzt durchlebe, die aber leider auch nicht tödten. Nur jetzt sage mir sofort die bitterste oder fröhlichste Wahrheit: Entweder, Du trennst Dich auf ewig von mir oder ziehest mich in Deine beglückende Nähe. Nur jetzt kein furchtbar grausames Spiel. Deshalb erflehe ich von Dir augenblickliche Antwort.

Heute aber gehörst Du mir noch sicher und ganz. Heute darf und will ich Dich noch im Geiste küssen so warm und innig es die Lippen vermögen. Gottes Segen mit Dir und Gottes Hülfe mit Deiner Louise.

XXVII.

Dank, tausend Dank, daß Du, nachdem Du soeben im herrlichen Neapel angelangt, das erlösende Wort gesprochen! O, vergiß all' die trüben Gedanken, welche ich Dir in meinen letzten Briefen mittheilte. Sie wurden ja von der heißesten Liebe dictirt, und das mag sie entschuldigen. Ich empfand nur zu tief: „Wo Deine Augen fehlen, ist's Nacht, und wenn sie lügen, lügt die ganze Welt." — Selbstverständlich treffe ich nun alle nur möglichen Vorkehrungen, um in Deine Arme eilen zu können. Ich küsse Dein Bild mit heiliger Andacht wie eine theuere Reliquie. Gott aber wird geben, daß ich recht bald das Original wieder heiß küssen und innig begrüßen kann.

XXVIII.

Wahrlich, man fühlt aus Deinem lieben Briefe, daß Du schon der Nachbar des Vesuv's bist und daß schon italienischer Wein Dein Blut in Wallung bringt. Im eiskalten Wien, wo der schaurige Wind kaum den Bäumen zu blühen erlaubt, ist mir jetzt jeder Tag unerträglich, und doch wohnt der Frühling im Treibhaus meines Herzens.

Du hast Recht, in dieser liebearmen Welt ein Herz finden, das wahr, tief, hingebend, ewig liebt, heißt das Höchste finden, und fast frage ich mich, ob mein kleines, armes Herz im Stande sein wird, Deine große edle Seele

so ganz und voll und ewig zu lieben, wie Du es verdienst. Auf Deine Frage, ob ich Dich liebe mit aller Kraft des Herzens, sage ich: „Wenn ich Dich nicht mehr lieben könnte, wäre mein Glück im Grabe und Neapel für mich eine Wildniß." — Was aber immer das Leben an Deiner Seite mit sich bringt, wird mir lieb und heilig sein.

Behüt' Dich Gott, mein süßes Herzchen! Ich werde Dir nicht oft mehr schreiben; kannst ja bald Alles wieder lesen in den nun doppelt glühenden und glücklich leuchtenden Augen

Deiner

Louise.

XXIX.

Dein drittes Briefchen aus Neapel hätte mich bald verstimmt. Du kannst das garstige Wort „Opfer" gebrauchen. Da möchte ich bald an Dich dieselbe Frage richten; aber die Liebe weiß nichts von solchen Dingen. Sie kennt kein Opfer, kennt auch, wie Du selbst einmal sagtest, keine Rücksichten. Was kümmert mich am Ende Papa? Kann man unabhängiger, selbstständiger sein als ich? Und seit wann fragt denn das liebende Weib, das dem Manne ihrer Liebe folgt, nach Papa? Hat er mich glücklich gemacht? Sollte ich ihn verlieren, was nie oder doch höchstens nur für kurze Zeit der Fall sein kann, so wirst Du mir eben Alles sein. Lange dauert sein Groll übrigens nie. Also laß Dir nur keine solchen Scrupel mehr kommen,

sondern seien wir glücklich in unserer innigen tiefen Liebe. Jetzt ist schon Alles derart arrangirt, daß ich in einigen Tagen abreisen kann.

XXX.

Ich wollte stumm an Deinem Geburtstage vorübergehen, weil ich hoffte, Dich an diesem Tage selbst küssen zu können. Da nun aber die Verhältnisse meine Abreise um einige Tage verzögern, fürchte ich den Tag zu kränken, der mir mein Alles gegeben. Dir aber werde ich meine Wünsche erst sagen, wenn ich bei Dir bin. Damit behüte Dich Gott! In einigenTagen bringe ich den Geburtstagskuß.

XXXI

Telegramm.

Florenz.

Bisher Alles gut gegangen. Treffe morgen 4 Uhr in Neapel ein. Erwarte mich am Bahnhof. Louise.

— — — — — — — — — — — —

Louise kam in Neapel an. Wie süße Stunden wir nun zusammen verleben, vermag die glühendste Phantasie kaum auszudrücken, Stunden, welche der Seligkeit des Himmels entrissen zu sein scheinen.

Und dazu die herrliche Landschaft, in deren Küsten-

Nähe wohl nicht umsonst die Alten den Wohnsitz der Sirenen verlegten. Die milden, schmeichelnden Lüfte, der ewig blauleuchtende Himmel, die erwärmenden Sonnenstrahlen, das Flüstern der Lorbeerbüsche und Myrthen, das Leuchten der goldglühenden Orangen aus dem üppigen Laube — das umstrickt, berauscht den Geist und trägt die Seele in die ätherreinen Gefilde des Glücks.

Aber was will ich darüber weiter schreiben! Es wäre doch nur ein schwaches, unvollkommenes Lallen.

— — — — — — — — — — — —

Jetzt, nach einem Jahre, bin ich auf kurze Zeit in meine nordische Heimath zurückgekehrt, um von ihren Bergen und Wäldern auf ewig Abschied zu nehmen und dann an der Seite meiner göttlichen Louise für immer zu leben. Hab' nun seit einigen Wochen nicht in ihre lieben Augensterne geblickt. Mir ist's, als wäre mir eine ganze wundersam funkelnde Sternennacht verlöscht. — —

* * *

So weit reichten Arthurs Mittheilungen, die er infolge der plötzlich eingetretenen Krankheit nicht hatte fortsetzen können. Während der letzten Tage seines Lebens beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der abermaligen Reise nach dem Süden.

Ich habe an Menschen, mit denen es zum Sterben geht, eine eigene Beobachtung gemacht. Schriftsteller sprechen kurz vor dem Tode von bedeutenden noch zu schaffenden

Werken, Lebemenschen von rauschenden Vergnügungen, Touristen von weiten Reisen. Auch an Arthur hat sich diese Beobachtung bestätigt.

So leb' denn wohl auf ewig, Du prächtige Freundesseele! Komme ich demnächst selbst nach dem Süden, dem Land Deiner herzinnigsten Wünsche, will ich Deiner heißgeliebten Louise erzählen von einem lieben, immer mit frischen Blumen geschmückten Grabeshügel im Wiener Centralfriedhof und so in dies herrliche Frauenherz, das wohl am schmerzlichsten empfand, wie schwer das Abschiednehmen ist, den Frühlingsduft des Trostes hauchen.

Von Karl Böttcher erschienen ferner:

Bunte Skizzen.

Federzeichnungen.

Vierte Auflage. Preis 1 Mark.

Tiefpoetische im Geiste Andersens niedergeschriebene Bilder sind es, die uns hier ein gemüthreicher, hochbegabter Erzähler bietet. Für die geheimsten Regungen der noch immer nicht ganz entdeckten Welt, die man Menschenherz nennt, hat er ein so scharfes Auge, daß das vornehme Talent des jungen Autors zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. (New-Yorker Staats-Zeitung.)

Deutsche Dichterhelden.

Handschriftlich dargestellte Originalbeiträge berühmter Autoren der Gegenwart.

Zweite Auflage. Hocheleganter Prachtband. Preis 10 Mark 50 Pf.

Wenn es wahr ist, daß die Eigenart der Handschrift mit zur Charakteristik eines Menschen und insbesondere eines Dichters gehört — und billigerweise wird dieses Axiom nicht zu bezweifeln sein — dann hat das prachtvoll ausgestattete Werk Karl Böttcher's einen hervorragenden, ich möchte fast sagen, in seiner Eigenart monumentalen Werth. Wer sich irgend für zeitgenössische Literatur interessirt, wird eilen, es seiner Bibliothek einzuverleiben.

(Ernst Eckstein in der „Deutschen Dichterhalle".)

Liebeswogen.

Silhouetten aus dem Herzensleben.

Mit einem Vorwort von Hieronymus Lorm.

Zweite Auflage. Preis 2 Mark.

Das ist ein ganz merkwürdig erzählendes Werkchen, ja eines der eigenthümlichsten Art, strotzend von den reichsten Phantasiegebilden. Alles originell und überraschend, wie die farbenreichen Erscheinungen eines Kaleidoskops, fesselnd im höchsten Grade und prickelnd wie Champagner. Das ist geradezu eine ganz neue Erzählungsweise, eine seltsame Sprache, kurz und prägnant, dabei aber voll Gluth der Leidenschaften.

(Dr. Müller von der Werra im Leipziger Tageblatt.)

Lustige Briefe.

Streifzüge durch eine deutsche Schule im Auslande.

Zweite Auflage.

Ein giftig polemisches Schriftchen. Schulmeisterliche Beschränktheit und Mitleid erweckende Aufgeblasenheit dreier „erlauchter" Geister, welche der Verfasser Bischoff, Kleber, Ramshorn nennt, werden auf's Geistvollste und Zwerchfellerschütternste dargestellt und die Silhouetten zweier weiterer Helden, Obenaus und Motz, als dankenswerthe Zugabe angefügt. In flüchtigen aber scharfen Linien hat der Verfasser alle diese Generalpächter unfreiwilliger Komik derart gezeichnet, daß man glaubt, ihrr Streiche sind dem Leben direct abgelauscht. (Dr. F. von Kießling.)

Buchdruckerei C. Moritz Hofmann, Dresden, Trompeterstraße 20.

In unterzeichnetem Verlage ist ferner erschienen:

Josefine.

Ein Roman aus der Gegenwart

von

Richard Freiherr von Fuchs-Nordhoff.

II. Auflage.

Preis broschirt *M* 2. —, eleg. geb. *M* 3. —

Genealogischer Almanach

der

regierenden Fürstenhäuser Europa's.

(I.) Jahrgang 1881.

Preis broschirt *M* 2. —, eleg. geb. *M* 2. 50.

Zar Alexander II.

als Mensch und Herrscher.

Nach eigenen Beobachtungen und Erfahrungen

von

Wasili Karlowitsch.

Mit 1 Stahlstich-Portrait. 4. Auflage. Preis *M* 1. 50.

R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhandlung, Dresden.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.

80356